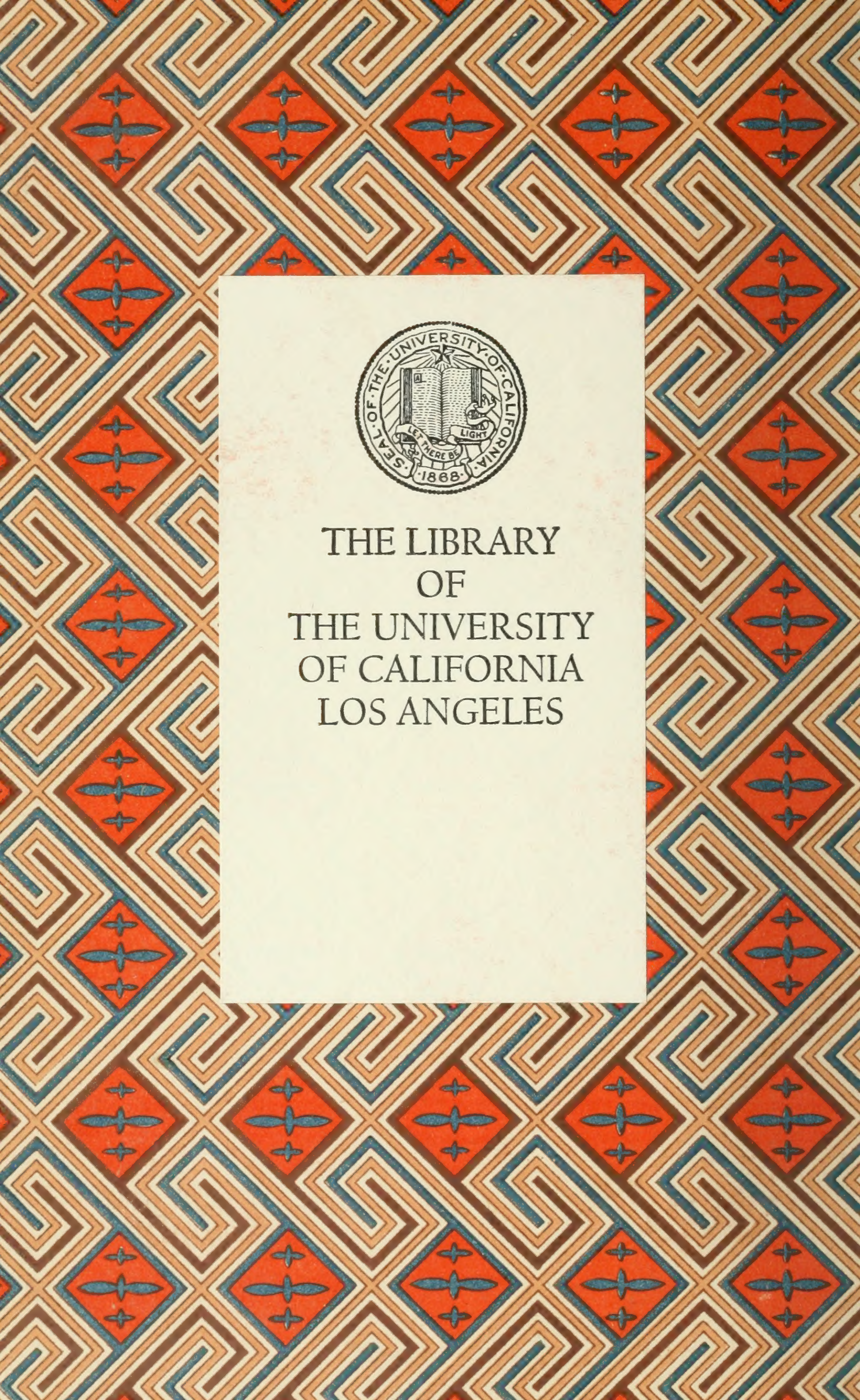
Zintgraff

Nord-Kamerun

H. Korn


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868




Scarce

Nord-Kamerun.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

E. Zintgraff.

Nord-Kamerun.

Schilderung

der

im Auftrage des Auswärtigen Amtes

zur

Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun

während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen

von

Eugen Zintgraff.

Mit 16 Illustrationen und 1 Karte.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1895.

Vorwort.

Dieses Buch soll lediglich eine Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse und Arbeiten im Hinterlande von Kamerun und damit ein bescheidener Beitrag zur Entstehungsgeschichte unserer schönsten, zukunftsreichsten, aber auch unbekanntesten Kolonie sein. Meine kolonialwirthschaftlichen Erfahrungen und Ansichten denke ich in einem zweiten Buche niederzulegen.

Nicht freiwillig und nur mit schwerem Herzen habe ich auf eine weitere Thätigkeit in Kamerun verzichtet, trotzdem mich aber bemüht, diesen meinen Aufzeichnungen jede Kritik und alles Persönliche möglichst fernzuhalten, — und das war vielleicht das Schwerste am ganzen Buche. Inwieweit mir dies gelungen, mag der geneigte Leser selber entscheiden.

Dem ersten Gouverneur von Kamerun und Ostafrika, Herrn Freiherrn **Julius von Soden**, beabsichtigte ich dieses Buch zu widmen und es mit seinem Bildniß geschmückt in die Welt zu schicken.

Herr von Soden hat leider diese Absicht mit Gründen vereitelt, denen ich meine Achtung nicht versagen, wenn auch nur theilweise beipflichten kann. Gleichfalls war es Herrn von Sodens persönlicher Wunsch, in diesem Buche nur wenig und vorübergehend genannt zu werden. Um nicht in den Augen aller derer, welche mit der Gründungsgeschichte Kameruns vertraut sind, un=

billig und undankbar zu erscheinen, muß ich dies hier erklärend bemerken.

Einige Stellen des Buches sind, wenn auch in veränderter Fassung, bereits früher als gelegentliche Artikel in einzelnen Zeitungen (Kölnische, Vossische, Hamburger Börsenhalle) sowie in den Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten erschienen.

Die Karte ist von Herrn von der Vecht unter Zugrundelegung meiner Wegeaufnahmen gezeichnet und für seine bei ihrer Ausarbeitung bewiesene außerordentliche Sorgfalt spreche ich ihm auch hier nochmals meinen aufrichtigsten Dank aus.

Die Bilder sind nach meinen eigenen photographischen Aufnahmen angefertigt und bedürfen schon aus dem Grunde, daß die Platten sämmtlich in Afrika entwickelt sind, einer milden Beurtheilung.

Neu-Babelsberg, im August 1894.

Eugen Zintgraff.

Inhalt.

In Haß und seichter Eigensucht verrottet,
Wer auf dem Lager lässig träumt;
Der Held, der muthig der Gefahren spottet,
Er übt die Kraft, die in ihm schäumt:
Rastet der Arm, wenn es arbeiten gilt,
Rostet das Wappen auf unserem Schild!

Kurt Hoffmann.

Capitel I.

Die Vorexpeditionen im Jahre 1886/1887.

Meine Rückkehr vom Kongo. Das Ubangiprojekt zur Erforschung Kameruns. Dessen Ablehnung seitens des Auswärtigen Amtes. Man wünscht kleine Aufklärungsexpeditionen von der Küste aus. Ich reise nach Kamerun. Des Gouverneurs Pläne. Mit Dr. Krabbes und N'Gale von Budiman nach Yabassi. N'Yok N'Tet von Yabassi und der Vertrag Gute Leute, blutige Köpfe. Passiver Widerstand der Eingeborenen. N'Gale treibt doppeltes Spiel und lockt mich nach Budiman. Barkasse erlöst mich. Zurück mit dem Gouverneur nach Yabassi. Ovationen für den Gouverneur im Busch. Der Gouverneur zurück. Ich nach Manga Mena. Buschmänner und Küstenneger. Ein Gottesgericht. Die Trommeln von Balengba. In Manga Mena. Dorfmoral. Wenig Aussichten und zurück nach Yabassi und Budiman. Grundsätze afrikanischer Gastfreundschaft. N'Gale stiehlt. Abschied von N'Gale. Resultat der Wurireise. Zweiter Vorstoß: Zum Elefantensee. Fieber. Aussichten in Kumba. Dritter Vorstoß: Zu den Bakossibergen nach N'Yanssosso. Vierter Vorstoß: Ins Gebiet des Kamerunberges. In Buea. Fruchtbarkeit des Landes. Spiele der Eingeborenen. Ueber Lissoka zum See Balombi ba Kotto. Zum Rio del Rey. Die Kalabarleute. Der Meme und seine Fälle. Basaltformationen. Die Basalte heilig. Von N'Dobe nach Bioko und zurück nach Betika. Ueber See nach Bibundi und Kamerun. Abschluß der Aufklärungsreisen. Heimkehr nach Europa.

In den Jahren 1884 und 1885 hielt ich mich als Mitglied einer österreichischen Expedition am Kongo auf. Kurz vor deren Auflösung gegen Ende 1885 hörte ich die ersten Nachrichten von der Entdeckung eines mächtigen Nebenflusses des Kongo, des Ubángi, den der Missionar Greenfell bis zur Breite von Kamerun, also etwa bis zum 4.° nördl. Breite befahren hatte. Damals wußte noch Niemand, daß der Ubangi der Unterlauf jenes großen Flusses war, den Schweinfurth schon im Jahre 1869 gesehen und Uélle genannt hatte.

Unterdessen war ich nach Hause zurückgekehrt; allein die afrikanischen Eindrücke arbeiteten mächtig in mir. Deutschland

hatte inzwischen an der afrikanischen Küste festen Fuß gefaßt. Hatte es mich hinausgetrieben, ohne daß ich die Wirklichkeit kannte, wie viel mehr mußte dies jetzt der Fall sein, nachdem Afrika für mich nicht mehr ein verschleiertes Bild war. Meine erste Reise war unter fremder Flagge erfolgt, jetzt sah ich in eben diesem Welttheile, nicht einmal gar so fern von meinem früheren Wirkungskreis, die deutschen Farben wehen. Was lag näher als der Wunsch, nach Afrika zurückzukehren und meine dort gemachten Erfahrungen im vaterländischen Dienste zu verwerthen?

Die Ecke des Golfes von Guinea hat das eigenthümliche, daß das unbekannte Afrika hier fast bis dicht an die Küste herantritt. Dieses Dunkel aufzuklären war das Ziel meiner heißesten Wünsche.

Je mehr ich mich in das Studium dieser Länder und in die Geschichte ihrer bisherigen Erforschung vertiefte, desto mehr traten mir die Schwierigkeiten vor Augen, die sich einer Erschließung von der Küste aus in den Weg stellen mußten und desto unablässiger beschäftigte mich der Gedanke, einen anderen Weg zu wählen, nämlich den Kongo und den Ubangi hinauf zu fahren, um dann von diesem aus in westlicher Richtung nach der Küste vorzudringen.

Mit Hilfe des Kongostaates wäre es damals ein Leichtes gewesen, auf dem Wasserwege den Kongo aufwärts bis zu jenem von Greenfall am Ubangi erreichten Punkt zu gelangen; vielleicht hätte man auch schon vorher einen schiffbaren Nebenfluß in der Richtung nach Kamerun gefunden. Einmal aber ans Ende der Schiffbarkeit gelangt, hätte man den Dampfer verlassen und mit einem Stamm von 20—30 guten Schwarzen den an und für sich garnicht so weiten Marsch über Land nach Kamerun antreten müssen.

Diesen Plan arbeitete ich aus und reichte ihn dem Auswärtigen Amte ein. Jedoch vermochte ich nicht damit durchzudringen, da man an entscheidender Stelle daran festhielt, nur von der Küste aus sei der Weg ins Innere zu nehmen.

Wer weiß, ob nicht manche Opfer an Menschen, Zeit und Geld erspart, ob nicht raschere und größere Erfolge erzielt worden wären, wenn man nicht so unbedingt auf diese Art des Vorgehens von der Küste aus bestanden hätte?

Ging man nun auch nicht auf meinen Ubangi-Vorschlag ein, so wurde doch bei mir angefragt, ob ich geneigt wäre, zunächst zur Erforschung des Küstengebietes kleinere Vorstöße von Kamerun aus ins Innere zu unternehmen. Große Lorbeeren seien ja allerdings dabei nicht zu gewinnen; aber mit der Zeit, wenn erst Erfahrungen gesammelt und für koloniale Zwecke ausreichendere Mittel zur Verfügung ständen, würde wohl ohne Zweifel auch eine Erforschung im größeren Maßstabe in Angriff genommen werden.

Ich griff ohne weiteres Besinnen zu und trat somit als Afrikaforscher in die Dienste des Reiches.

Am 1. Mai 1886 verließ ich Europa und traf am 15. Juni in Kamerun ein, wo ich mich bei dem damaligen Gouverneur, Herrn Freiherrn Julius von Soden meldete.

Sein Plan war, ich solle mit Hilfe befreundeter Häuptlinge zunächst kleinere aufklärende Reisen ins Land unternehmen, um dann später nach gewonnenem Ueberblick Expeditionen in das entferntere Hinterland ins Leben zu rufen.

Die Schwierigkeiten für ein Eindringen ins Innere fingen schon an der Küste bei den Duála an, die von Alters her den dortigen Zwischenhandel monopolisirt hatten und mit Eifersucht und Mißtrauen darüber wachten, daß diesem Rechte von keiner Seite zu nahe getreten wurde. Leider war die Erhaltung dieses Monopols auch von deutscher Seite bei Uebernahme der Schutzherrschaft gewährleistet worden.

Die dazu führenden Verhandlungen waren nämlich von den damals in Kamerun ansässigen deutschen Kaufleuten eingeleitet worden; selbstverständlich waren die englischen Kaufleute in entgegengesetztem Sinne, das heißt für Einsetzung eines englischen Protektorats, thätig, und jeder Theil suchte die eingeborenen

Häuptlinge durch Geschenke und Versprechungen auf seine Seite zu ziehen. Die Duala müßten keine so guten Geschäftsleute sein, wie sie es in der That sind, wenn sie nicht aus diesem Zustand nach Möglichkeit Nutzen gezogen hätten. Sie ließen sich daher von dem damaligen Vertreter der Firma Woermann, der die Verhandlungen leitete, unter Anderem auch die Erhaltung des Zwischenhandels schriftlich zusichern, und diese Zusage war wohl ein Hauptgrund für sie, sich für Deutschland zu entscheiden. Dem deutschen Kommissar Generalkonsul Dr. Nachtigal, der die Besitzergreifung vollzog, blieb wohl nichts anderes übrig, als die vereinbarten Bedingungen anzuerkennen, und auch der damalige Gouverneur wollte dieses Versprechen nicht ohne Weiteres umstoßen, da hierdurch das Vertrauen in das neue Gouvernement einen empfindlichen Stoß erlitten hätte.

Allerdings schienen aber die Duala ihr Monopol in dem Sinne auffassen zu wollen, als ob überhaupt außer ihnen Niemand zu Handelszwecken von der Küste nach dem Innern gehen dürfe, wogegen der Gouverneur — und zwar ohne Zweifel mit Recht — die Zusage unserer Regierung dahin auslegte, daß der Zwischenhandel, der bisher bestanden habe, zwar unangetastet bleiben solle, daß aber das Monopol sich nicht auch auf den Handel mit solchen Stämmen des Binnenlandes erstrecke, mit denen bisher überhaupt kein Verkehr stattgefunden habe. Der Weg in neu erschlossene Handelsgebiete sollte also jedem offen stehen. Da nun damals der Zwischenhandel der Duala doch höchstens einige Tagereisen weit ins Innere reichte, so war noch nicht allzuviel verloren. Diese einschränkende Auslegung ließen sich denn auch die Duala gefallen, ohne sich freilich ihrer Tragweite ganz bewußt zu sein.

Schon vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Kamerun konnte ich meinen ersten Vorstoß unternehmen, deren ich in diesem Jahre vier machte.

Es würde den Leser ermüden, wollte ich jede dieser einzelnen kleinen Expeditionen schildern. Ich beschränke mich daher

auf die Darstellung der ersten, in das Wūri-Gebiet unternommenen, um daran sowohl den passiven Widerstand der eingeborenen Bevölkerung gegen unser Vordringen, wie die Art und Weise des Reisens in den Küstengebieten überhaupt zu zeigen. Nur am Schlusse dieses Kapitels werde ich noch einmal kurz auf die drei übrigen Expeditionen und deren Ergebnisse zurückkommen, soweit dies zum Verständniß der sich anschließenden größeren Reisen erforderlich scheint.

Die für damalige Verhältnisse ganz wohnlich eingerichtete Gouvernementsbarkasse — sie ist, wie so vieles aus jenen Zeiten, längst zum alten Eisen geworfen — brachte mich und den Gouvernementssekretär Dr. Krabbes, der mich einem Häuptling an den Stromschnellen des Wuri übergeben sollte, sowie meine 25 Träger mit ihren Lasten unter Führung des Kamerunlootsen Josef Bell in $1^1/_2$ Tagen den Wuri hinauf.

Im Gegensatze zu allen anderen Flüssen des nördlichen Kamerungebietes fließt der Wuri bis ans Ende seiner Schiffbarkeit durch ebenes, nicht mit Wald bestandenes, sondern größtentheils wohl angebautes Land. Er hat eine durchschnittliche Breite von etwa 75 Metern und eine Tiefe von ungefähr 2 Metern in der Regenzeit, in der Trockenzeit ist er kaum befahrbar; selbst die Kanu der Eingeborenen kommen alsdann fest. Seine Ufer zeichnen sich durch eine fast ununterbrochene Reihe kleiner Dörfer aus, die viele Kilometer dem Flußlauf folgen.

Das Erscheinen eines Dampfschiffs in jenen Gegenden war damals noch ein ganz ungewöhnliches Ereigniß, das somit unter den Eingeborenen große Aufregung verursachte und alle Lärmtrommeln längs des Ufers in Bewegung setzte. Wir waren unsererseits bemüht, diesen Eindruck durch häufiges Anstellen der Dampfpfeife noch zu erhöhen, ein musikalischer Genuß von offenbar großartiger Wirkung, die sich bald in wildem Gejohle, bald in jäher Flucht der Uferanwohner äußerte.

Die Nacht blieben wir vor Budimān, dem Hauptort einer gleichnamigen größeren Landschaft am Wuri, um den

oberhalb der Stromschnellen des Wuri handelnden Häuptling N'Gāle als Führer anzunehmen. Gegen ein gutes Geschenk erklärte sich N'Gale auch dazu bereit und gleich am anderen Morgen früh fuhren wir weiter.

Yabassi war der „Hafen" oder vielmehr der durch nichts als solcher kenntliche Uferplatz eines kleinen, zwei Stunden landeinwärts gelegenen Dorfes gleichen Namens, wo unsere Barkasse Anker warf; hier hat die Schiffbarkeit des Wuri, etwa 75 Kilometer oberhalb der Mündung, wegen der dicht dabei befindlichen Stromschnellen ein Ende.

Am anderen Morgen begab ich mich mit Dr. Krabbes, unserem Kamerundolmetscher und Lootsen Josef Bell, sowie Häuptling N'Gale nach dem eigentlichen Dorfe, dessen Eingeborene natürlich von unserem Kommen bereits durch ihren Handelsfreund N'Gale benachrichtigt waren.

N'Gale war das richtige Bild eines westafrikanischen Zwischenhändlers. Auf verhältnißmäßig leichte Weise reich geworden, besaß er in Budiman einige ansehnliche Gehöfte, deren einzelne Hütten mit Koffern, Kästen und Kisten angefüllt waren, welche die verschiedensten, in jenen Gegenden üblichen Tausch- und Handels-Gegenstände enthielten. Eine Anzahl alter und junger Weiber, sowie eine Schar von Kindern, zudringliche Zeugen seines ehelichen Glücks, bevölkerten das gut und reinlich gehaltene Anwesen. Er selbst war eine große, wohlbeleibte Gestalt, mit einem wahren Gaunergesicht. Die dunkelbraune Hautfarbe seines von Palmkernöl glänzenden muskulösen Oberkörpers erschien durch ein helles Hüftentuch womöglich noch schwärzer. Seine Handgelenke schmückten breite Elfenbeinringe und seinen Hals eine Kette dicker hellgrüner Glasperlen, die sich prächtig von dem dunklen Nacken abhoben. Wie alle Kameruner, so führte auch er mit Vorliebe ein armlanges Stück Baumwollenzeug mit sich, entweder als „Taschentuch" über der Schulter oder als fest unterhalb der einen Brustwarze zugebundene Schärpe, woran sein Schlüsselbund befestigt

war. Seine Stimme war tief und heiser, offenbar die Folge zahlreicher Zänkereien mit seinen Handelsfreunden; stets aber wußte er mit ihr durchzudringen, wobei ihm allerdings die Halsadern bis zum Zerspringen anschwollen. Auch der häufige Genuß eines mehr als zweifelhaften Alkohols mochte zu dieser Heiserkeit beitragen, die ich meinerseits nicht noch steigern wollte und ihm darum jeden Schnaps verweigerte, das Erste, worum jeder Kamerun-Häuptling, einige löbliche Ausnahmen abgerechnet, zu betteln pflegt.

Besagter N'Gale war also der Mann, der mich in jene Handelsgebiete des Innern einführen und zunächst seinem Freunde N'Yŏk N'Tĕt von Yabassi vorstellen und empfehlen sollte.

Der Weg dorthin nahm zwar nur zwei Stunden in Anspruch, aber er war außerordentlich ermüdend, da in den zahlreichen und neu angelegten Rodungen eine Unmenge von Baumstämmen kreuz und quer übereinander lagen und das Marschiren erschwerten. Alle Augenblicke mußte man bald hoch über einen Stamm hinwegsetzen, bald mit Händen und Füßen hinüberklettern, bald bestand der Weg überhaupt nur aus Baumstämmen, auf denen man nur mühsam das Gleichgewicht halten konnte.

Endlich gelangten wir zu N'Yok N'Tet, der uns vor allem mit einem Schluck Palmwein erquickte, der dort aus dem Stamme der Oelpalme gewonnen wird. Mein zukünftiger Gastfreund war eine lange Gestalt mit weiß gesprenkelten Unterschenkeln, was angeblich daher rühren sollte, daß er vor Jahren ins Feuer gefallen war; übrigens findet sich diese Erscheinung weiß gesprenkelter Hautflächen auch sonst nicht selten beim Neger und zwar an allen Körpertheilen und ist wohl nichts anderes, als ein theilweiser Albinismus.

Mit N'Yok N'Tet wurde nun seitens des Herrn Dr. Krabbes ein mehrere Paragraphen umfassender schriftlicher Vertrag abgeschlossen, dem zufolge der Häuptling für meine und meiner Leute Sicherheit verantwortlich war und ich im Lande reisen konnte, wohin ich wollte, während das Gouvernement dem N'Yok

N'Tet dafür seinen Schutz zusicherte. Als letzte Klausel war auf besonderen Antrag N'Yok N'Tet's hinzugefügt worden, daß weder ich noch meine Leute den Töchtern des Landes zu nahe treten dürften. Alle Anwesenden unterzeichneten dieses Aktenstück. Die des Schreibens Unkundigen malten mit großer Umständlichkeit und Wichtigkeit ihre Handzeichen darunter, jene berühmten Negerkreuze, die unter Verträge aller Art gesetzt werden, durchschnittlich in der Zahl von 1 bis 12, je nachdem ein besonders selbstbewußter Häuptling seine Würde durch die größere Anzahl der Kreuze auch äußerlich noch hervorheben will.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit kehrten wir, begleitet von einigen Leuten N'Yok N'Tet's, nach Yabassi-Strand zurück. Mit einem auf dem linken Wuri-Ufer wohnenden Häuptling wurde ein ähnliches Abkommen erzielt. Nun war ich in bester Form im Lande eingeführt und schiffte mich mit der Expedition und den Lasten aus, während die Barkasse mit Dr. Krabbes wieder stromabwärts nach Kamerun zurückdampfte.

In Yabassi richtete die Expedition sich zunächst häuslich ein. Mitten in der Dorfstraße bezog ich eine Lehmhütte, die man allerdings bei der ganz ungewöhnlichen Breite ihres Einganges eher eine Halle nennen konnte. Daran stießen, gleichsam unter einem Dach mit mir befindlich, die zwei Hütten meiner schwarzen Begleitung.

Unter meiner Ausrüstung befand sich auch ein zusammensetzbares Boot, das zu einer Expedition des Schweizers Passavant gehört hatte. Obschon mit reichlichen Mitteln und zahlreichen Trägern ausgestattet, war diese Expedition doch nicht über Kamerun und dessen allernächster Umgebung hinausgedrungen. Nun kam wenigstens das nicht unzweckmäßig gebaute, aber sonst sehr zerbrechliche Boot bis Yabassi, wo es unter einem eigens dazu hergerichteten Schuppen gelagert und von den Eingeborenen als ein geheimnißvolles Unthier angestaunt wurde.

Mit den Eingeborenen standen wir bald auf bestem Fuße.

Sie waren zutraulich und brachten Lebensmittel die schwere Menge zu billigen Preisen. Trotzdem auch wir dabei schon gehörig übers Ohr gehauen wurden, konnte man doch — wir waren bereits in der dritten Zwischenhändlerzone — Kamerun-Wuri erste, Wuri-Budiman zweite, Budiman-Yabassi dritte — schon hier erkennen, welch' ungeheuren Gewinn dieser Zwischenhandel abwerfen mußte. Zwischen Yabassi, kaum 80 Kilometer von Kamerun, betrug der Unterschied im Preise der Lebensmittel, worunter auch Palmöl, dieser Hauptausfuhrartikel Kameruns, begriffen wurde, etwa 500—600 Procent! Infolgedessen kauften auch meine Träger, die von Kamerun aus sich den hier ungemein begehrten langblättrigen Tabak mitgebracht hatten, frisch drauf los, was nur an Hühnern, Ziegen, geräuchertem Fleisch u. s. w. angebracht wurde. Und als die Eingeborenen sahen, wie bereitwillig für Alles Bezahlung erfolgte, stiegen wir in ihrem Vertrauen schon derartig, daß die oben erwähnte Klausel vor der Liebenswürdigkeit meiner Leute dahin schmolz wie Butter an der Sonne.

Mancher von ihnen begleitete mich Jahre lang auf allen meinen afrikanischen Kreuz- und Querzügen, aber der Name „Yabassi“ behielt stets einen angenehmen, sicherlich mit den holdesten Erinnerungen verknüpften Klang. So oft ich ihn auch später in den Unterhaltungen am abendlichen Lagerfeuer wiederkehren hörte, stets wurde er mit allgemeiner Heiterkeit und bedeutsamem Gelächter begrüßt.

Trotzdem ging es nicht immer ohne Reibereien mit den Eingeborenen ab, und ich erwähne hier einen an sich ganz unbedeutenden Vorfall, weil er ein Beispiel dafür bietet, wie oft der geringfügigste Anlaß genügt, das Schicksal einer ganzen Expedition in Frage zu stellen und wie sehr der Führer auch seinen eigenen Leuten gegenüber die Augen offen haben muß, um durch rechtzeitiges und sachgemäßes Einschreiten größeres Unheil zu verhüten. Ich erzähle im Anschluß an mein Tagebuch, wo es u. A. heißt:

Sonntag, den 25. Juli 1886. Morgens große Prügelei in Yabassi zwischen meinen Trägern und den Eingeborenen, wobei meine Leute verschiedene Blutige austheilen. Grund folgender: Ein Huhn wurde um 2 Blatt Tabak (5 Pfg.) durch meinen Diener Hennes gekauft und zwar von einem kleinen eingeborenen Bengel. Nach kurzer Zeit kam der kleine Verkäufer in Begleitung eines Erwachsenen wieder, der behauptete, zwei Blätter seien zu wenig, ich pflege deren drei ($7^1/_2$ Pfg.) zu geben. Darüber langes Hin- und Hergerede, wobei der ältere Eingeborene meinen Diener vor die Brust stieß. Dieses sah zufällig der Aufseher meiner Träger und warf sich sofort mit einigen Trägern auf die gleichfalls den Ihrigen zu Hilfe eilenden Eingeborenen. Da Letztere ihre Messer zogen, holten die Meinigen ihre Karabiner und stürzten sich auf die etwa 150 Mann starken Dorfleute. Ich sprang alsbald zwischen die Kämpfenden, und es war mir bereits gelungen, die Parteien zu trennen, als einige heftig blutende Eingeborene von Neuem die Keilerei eröffneten, die noch größere Ausdehnung wie die erste annahm. Nur unter Beihilfe des Häuptlings N'Yok N'Tet und des Aufsehers gelang es endlich, Frieden zu stiften. Hierauf große Verhandlung; Schlußergebniß: ich soll, da meine Leute Blut vergossen haben, Geschenke an die Verwundeten im Werthe von fünf (!) Mark bezahlen. Da eine sofortige Nachgiebigkeit meinerseits nur die Habgier der Eingeborenen gereizt hätte, so erklärte ich angesichts der sieben ziemlich bös zugerichteten Eingeborenen zwar meine Bereitwilligkeit, etwas zu zahlen; da aber die Leute N'Yok N'Tet's angefangen, die meinigen sich zunächst nur vertheidigt hätten, so müsse N'Yok N'Tet auch bezahlen und zwar jeder von uns die Hälfte. Eine halbe Minute wohl sah mich N'Yok N'Tet starr an, seine Leute desgleichen, dann brach aus Anlaß dieser salomonischen Entscheidung ein wahrer Sturm des Beifalls los, und der Friede schien abermals gesichert.

Kaum aber waren wir auseinander, als, gefolgt von etwa 30 Bewaffneten in vollem Kriegsschmuck der etwa eine Viertel-

stunde entfernt wohnende Bruder N'Yok N'Tets mit einem seiner stark blutenden Sklaven erschien, der seinen Herrn zu Hilfe gerufen hatte. Im Nu stand wieder drüben ein etwa 200 Mann starker Haufe in drohender Haltung, und schon stürmten meine Träger mit geladenen Karabinern heran. Nun galt es zu handeln; wie der Blitz fuhr ich in meine Halle, holte meinen Revolver und indem ich auf meine eigenen Leute zielte, trieb ich sie in ihre Hütten zurück, wobei sie in der Eile noch eine Hauswand eindrückten und damit wenigstens einen vorübergehenden Heiterkeitserfolg erzielten. Schon aber hörte man im ganzen Dorfe und in der Nachbarschaft die Kriegstrommeln ertönen und N'Yok N'Tet hatte offenbar gänzlich den Kopf verloren. Ich ergriff ihn freundschaftlich bei der Hand und that mein Aeußerstes in Beredsamkeit, um ihm und den um ihn versammelten Dorfältesten mit Hilfe meines Dolmetschers den Vorfall in einem harmlosen und lächerlichen Lichte erscheinen zu lassen. Endlich beruhigten sich denn auch die aufgeregten Gemüther mit Ausnahme von N'Yok N'Tets Bruder, der sich über den vereitelten Erpressungsversuch nicht so leicht trösten konnte und mir weggehend noch drohend und mit kaum mißzuverstehender Gebärde das Gewehr unter die Nase hielt. Immerhin wurde, besonders nachdem ich noch einige Tabaksblätter auf die Wunden gelegt hatte, die Versöhnung bald wieder eine vollständige.

Denn der Neger ist an sich nicht nachträglicher Natur, und zum Zeichen dessen machte der verwundete Sklave einige Tage später sogar unsern Wegweiser, bei welcher Gelegenheit wir auf seinem glatt geschorenen Schädel einen noch klaffenden Schmiß bewundern konnten, der ihm auf deutschen Hochschulen sicherlich ½ Dutzend Nadeln eingetragen hätte.

Die Häuptlinge N'Gale und N'Yok N'Tet hatten meinem Weitermarsch bisher keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, ja sogar einen gewissen Grad von Bereitwilligkeit gezeigt, aber doch anscheinend nur aus Angst vor dem Gouverneur. In ihrem Innersten hegten sie schwere Besorgnisse wegen ihres Handels;

denn was sollte ein Weißer im Innern anderes treiben als eben Handelsgeschäfte? Da man aber offen nicht entgegen zu treten wagte, so wurde um so mehr im Geheimen gewühlt und zu jenem verborgenen, passiven Widerstande die Zuflucht genommen, worin die Neger unübertroffene Meister sind. Alle möglichen Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um mich von einem weiteren Vorgehen ins Innere abzuhalten.

So lockte mich N'Gale eines Tages unter dem Vorgeben nach Budiman zurück, er sei von den Wurileuten mit Krieg bedroht, weil er mich, den Weißen, ins Innere ziehen lasse, und zwar sollte ich Yabassi gleich mit Sack und Pack verlassen und ihm Hilfe bringen, da N'Yok N'Tet keine Gewähr für etwa in seinem Dorfe zurückgelassene Güter der Expedition übernehmen wollte. Endlich ließ dieser sich aber doch dazu bewegen, und so eilte ich denn mit einem Teil meiner Leute zur Beilegung des angeblichen Krieges nach Budiman, während der Rest und meine sämmtliche Habe in Yabassi verblieb.

Schon die Flußfahrt nach Budiman wurde durch ein leckes, theilweise nur mit Lehm verpichtes Kanu, das nur durch fortgesetztes Schöpfen über Wasser gehalten werden konnte, sowie durch langsames Rudern und schlechtes Steuern, endlich durch ewige Betteleien und Besprechungen N'Gale's mit allen Uferbewohnern nach Möglichkeit in die Länge gezogen.

Als wir endlich am 10. Juli Mittags in Budiman eintrafen, mußten erst wieder die Abgesandten aus Wuri abgewartet werden. Aus ihrem Auftreten und dem Gange der Verhandlungen merkte ich sehr bald, daß alles Schwindel und abgekartetes Spiel war, lediglich um mich aufzuhalten. Um es mit den Leuten nicht zu verderben, that ich trotzdem, als ob ich ihre Schliche nicht bemerkte und beschenkte nach friedlicher Beilegung der ganzen Angelegenheit den N'Gale, der stets den Furchtsamen spielte, mit einem alten Karabiner zu seinem „persönlichen Schutze," wie er sich ausdrückte, nur um bald wieder los zu kommen. Während ich in Anbetracht der navigatorischen Leistungen

N'Gale's mit gewissem Schrecken an die bevorstehende Kanufahrt flußaufwärts dachte, erschien plötzlich die Barkasse mit dem Gouverneur, der einige für mich bestimmte Sachen persönlich nach Yabassi bringen und sich bei dieser Gelegenheit Land und Leute näher ansehen wollte.

Beim Anblick der Barkasse ergriff N'Gale alsbald die Flucht und ward an diesem Tage nicht mehr gesehen. Ich aber ging mit meinen Leuten eilends an Bord, um wenigstens so „mit Dampf" von Budiman fort zu kommen. Doch dauerte die Freude auf der Barkasse nicht lange; denn eine Stunde später, um 5 Uhr schon, fuhren wir bei dem Dorfe Massamba so gründlich fest, daß an diesem Tage alle Versuche, los zu kommen, scheiterten, und wir die Nacht da bleiben mußten.

Ich schlief im Dorfe, um die erschreckten Bewohner zu beruhigen und sie womöglich zu veranlassen, am anderen Morgen beim Losbringen der Barkasse behilflich zu sein. Wirklich erschienen dann auch in der Frühe an 30 Mann und unseren gemeinsamen Bemühungen gelang es, die Barkasse wieder flott zu machen, was von der am Ufer versammelten Bevölkerung mit lautem Freudengeheul begrüßt wurde.

Auch Herr N'Gale hatte sich von seinem Schrecken wieder erholt und war im Laufe der Nacht aufgetaucht, um nunmehr gleichfalls eingeschifft und als Lootse verwendet zu werden; denn die zahlreichen Untiefen und Sandbänke des Wuriflusses nöthigten uns beinahe fortwährend im Zickzack zu fahren. Anfangs schien es unserem Lootsen an Bord des seltsamen Fahrzeuges nicht ganz geheuer zu sein, aber allmählich hob sich sein Muth, und bald ertheilte er mit stolzer, selbstzufriedener Miene dem Steuermann seine Befehle, so daß wir gegen Mittag glücklich den „Hafen" von Yabassi erreichten.

Für den am Fieber leidenden Gouverneur wurde ein Tragsessel hergerichtet, und dann der Weg nach dem Dorfe angetreten. Dort war große Volksversammlung anberaumt, um den Eingeborenen den Zweck meines Kommens, sowie die Ziele der Re-

gierung im Allgemeinen auseinander zu setzen. Solche Auseinandersetzungen waren im höchsten Grade zeitgemäß und angebracht.

Die eingeborene Bevölkerung des neuen Schutzgebietes hatte nämlich bisher nicht viel über Kolonialpolitik nachgedacht. Als sich daher von Kamerun aus die Nachricht an der Küste und im Innern verbreitete, daß zahlreiche weiße Männer in den Fluß gekommen seien auf großen Schiffen, mit vielen Kanonen und Gewehren, daß sie dann mit Waffengewalt sich des Landes bemächtigt hätten, — denn dank den englischen Machenschaften war es ja bei der Besitzergreifung zu vorübergehenden Kämpfen zwischen einem Theil der Flußbewohner und unserer Marine gekommen — da dachten die Eingeborenen, die ja überdies von den Verhandlungen der einzelnen Dualahäuptlinge mit den europäischen Mächten nichts wußten noch verstanden, natürlich nichts anderes, als daß die Weißen ins Land gekommen seien, um Krieg zu führen, Gefangene zu machen und diese als Sklaven hinwegzuführen. Lag doch die Zeit der am Guineagolf blühenden Sklavenausfuhr noch nicht soweit zurück, als daß die Erinnerung daran unter dem lebenden Geschlechte bereits vollständig verschwunden gewesen wäre.

Die einzelnen Häuptlinge aber, die eigentlichen Urheber unserer Schutzherrschaft, verfolgten mit dieser ganz einseitige, lediglich ihren persönlichen Vortheilen dienende Zwecke. Da keiner unter ihnen dem anderen recht traute und jeder in jedem den künftigen Alleinherrscher witterte, alle zusammen aber wieder sich vor den eigenen Sklaven und den zur Küste drängenden Binnenstämmen fürchteten und wenn nicht gerade für ihr Dasein, so doch für ihren Handel zitterten, so riefen sie die Weißen zur Hilfe, nicht etwa um sich einen Herrn zu geben, sondern um, stark durch diesen Rückhalt, nun erst selbst die Herren zu spielen. Denn da sie mit den wenigen, in ihrer Mitte ansässigen Europäern bisher ganz selbstherrlich geschaltet und gewaltet hatten, glaubten sie in ihrer Herzenseinfalt diese Rolle auch fernerhin weiter spielen und sich jede Gunst und landesherrliche Gnade

nur um so theurer bezahlen lassen zu können. Daß die Deutschen lediglich auf ihren Ruf und bloß als gehorsame Vollstrecker ihres Willens ins Land gekommen seien, diesen Glauben suchten sie natürlich auch im Lande zu verbreiten, auch dann noch, als sie selbst schon einzusehen begannen, daß sie die Rechnung einigermaßen ohne den Wirth gemacht hatten. Da sie als Beherrscher des Handels überall ihre Verbindungen und Unterhändler hatten, so wurden denn geflissentlich einerseits über die Macht, andererseits aber auch über die Rücksichtslosigkeit des Gouverneurs die fabelhaftesten Dinge verbreitet, um bald damit drohen und schrecken, bald wieder sich als Vermittler aufspielen zu können und als solche Dank und Lohn zu ernten.

So kam es, daß, wo immer nur Europäer in größerer Anzahl und mit einigen Bewaffneten erschienen, sich überall Schrecken verbreitete und je nachdem entweder die Flucht oder die Waffen ergriffen wurden.

Indem die damaligen Beamten sich bemühten, durch Geduld und Ruhe die Eingeborenen allmälig eines Besseren zu belehren, über die Absichten und Wege des Europäers aufzuklären und dadurch die eigentliche Quelle der meisten Mißverständnisse, nämlich Unwissenheit und Unverstand, zu verstopfen, ist mancher bewaffnete Zusammenstoß und manches unnütze Blutvergießen verhindert worden.

Freilich giebt es schneidige junge Herren, die unmittelbar aus Europa kommend nicht begreifen können, daß sie von den Eingeborenen nicht alsbald als Pioniere europäischer Bildung, als Vertreter Seiner Majestät des Kaisers und der deutschen Nation mit lauter Freude und pflichtschuldigster Ehrerbietung und womöglich gleich auch mit dem richtigen Amtstitel begrüßt werden. Dann erfolgt die beliebte „Züchtigung", deren pädagogische Ursache und Berechtigung dem Gezüchtigten oft ein vollständiges Räthsel bleibt.

Ich hatte es mir auch bald zum Grundsatze gemacht, erst dann, wann sich der Eingeborene nach meinem Dafürhalten

wirklich eines Unrechtes bewußt war, und ich alle friedlichen Mittel, ihn davon zu überzeugen und abzubringen, erschöpft hatte, mit Gewalt und Strafen vorzugehen — dann allerdings aber auch gründlich, da nur dies auf den Neger Eindruck macht.

Kehren wir jetzt wieder nach Yabassi zurück, wo nach Schluß der Versammlung zu Ehren der Anwesenheit des Gouverneurs großes Volksfest stattfand, bei dem einige geschlachtete Ziegen, Palmwein, Gesang und Tanz eine Hauptrolle spielten.

Die Tänze, an denen sich Männlein und Weiblein sowie auch meine Träger betheiligten, würden allerdings von einer strengen Sittenpolizei wohl schwerlich geduldet werden. Entsprechend der im „Tanzlokal" herrschenden Temperatur bestehen sie weit weniger in heftigen Bewegungen und Sprüngen — Arme und Beine sind dabei nicht besonders in Thätigkeit, — als vielmehr in der ausschließlichen Bewegung desjenigen Körpertheils, der nach europäischen Begriffen nicht sowohl zum Tanzen als zum Sitzen bestimmt ist. Die Stelle der Blumensträuße und Cotillonorden vertraten einige von mir zur Feier des Tages gespendete Tabaksblätter.

Schon am anderen Tage mußte Herr von Soden, dessen Zustand sich nicht gebessert hatte, wieder nach Kamerun zurückkehren.

In der nächsten Zeit besuchte ich einige kleinere Dörfer in der Nachbarschaft, begleitet von N'Gale. Dann brach ich am 16. Juli mit meinen Leuten und N'Gale sowie einem Bruder von N'Yok N'Tet nach dem Orte Mánga Menǎ auf. Wir gebrauchten dorthin auf sehr schlechten Wegen bei noch schlechterem Wetter, denn die Regenzeit hatte nun mit Macht eingesetzt, zwei Tage.

Die Dörfer unterwegs waren klein; selten bestanden sie aus mehr als 6—8 mattengedeckten Lehmhütten, deren jede mit einer Vorhalle versehen war, wo ein Feuer brannte, eine bei der beständigen Nässe und Kühle in diesen dichten Wäldern sehr willkommene Einrichtung.

Das Erscheinen eines Weißen in jenen Gegenden erregte

Anfangs immer großen Schrecken, den N'Gale sehr zu seinem, in diesem Falle auch zu unserem Vortheile auszunutzen wußte. Er drang vor Allem auf rasche Lieferung von Schafen, Ziegen, Hühnern und sonstigen Lebensmitteln und war sehr darauf bedacht, daß meine Gegengeschenke ja nicht zu großartig ausfielen. Für die Buschmänner — jeder Hintersasse wird von seinem Vordermann verächtlich als „Buschmann" bezeichnet — war der Besuch eines weißen Mannes an sich schon eine genügende Ehre, erklärte mir N'Gale und indem ich überhaupt bezahlte, that ich schon ein Uebriges. Seine Hauptbesorgniß war natürlich die, daß die Buschleute von mir die an der Küste geltenden wirklichen Preise der einzelnen europäischen Waaren erfahren könnten und ihnen so ein Licht aufginge, wie fürchterlich sie selbst von den Zwischenhändlern übervortheilt würden.

Ueberhaupt empörte mich die geradezu souveräne Verachtung, womit N'Gale und auch die anderen sogenannten civilisirten Neger — „we civilized people" ist ein Lieblingsausdruck im Munde des durch den Verkehr mit Europäern gewitzigten Negers — mit ihren nicht civilisirten, das heißt minder geriebenen Landsleuten umzuspringen pflegten. Allein ich fühlte mich, selbst noch ein Fremdling im Lande, diesem Treiben gegenüber machtlos. Mehr noch bedauerte ich diese Machtlosigkeit angesichts einer Scene, die ich gleich am ersten Tage unseres Marsches erleben sollte.

Es war in einem kleinen, auf einer Waldlichtung in einem Thalkessel gelegenen Dörfchen. Auf einem freien, von einigen Hütten umgebenen Platze wand sich auf einem aus Bambu angefertigten schmalen Bette ein ältlicher Mann in Todeszuckungen, neben ihm standen zwei diesen Vorgang aufmerksam beobachtende Männer. Etwa zwei Dutzend ältere und jüngere Eingeborene saßen unter den offenen Hallen der den Platz umgebenden Hütten, ebenfalls mit einer gewissen Spannung den sich auf dem Bette krümmenden Mann betrachtend.

Gelegentlich tauschten sie ihre Meinungen aus und schnupften dabei kräftig.

Ich näherte mich der Gruppe, um zu sehen, was vorgehe; indessen N'Gale bat mich, nicht zu verweilen, und durch meinen Dolmetscher erfuhr ich endlich, daß der Mann auf dem Bambulager Gift — oder wie dieser sich ausdrückte „medicine“ — getrunken habe und ein Opfer eines jener Gottesurtheile sei, wie sie ja seiner Zeit auch in Europa üblich waren und in Afrika heute noch überall im Gange sind.

Wie in früheren Jahrhunderten unter der Leitung der Priester, so stehen sie hier unter derjenigen der „Zaubermänner“ oder „Hexenmeister“. Nicht nur Sklaven, sondern auch Freie unterwerfen sich ihm, meist sogar freiwillig; es ist regelmäßig „Gift“ — das sogenannte Kaske oder „sass wood“, eine Baumrinde, Erythrophloeum guineense — wodurch die Entscheidung herbeigeführt wird; wer durch Erbrechen den Giftstoff von sich giebt, oder überhaupt mit dem Leben davon kommt, dessen Unschuld gilt als erwiesen.

Die Zauberer, Hexenmeister — in der Dualasprache n'ganga, im Negerenglisch medicinemen genannt — spielen überhaupt an der Küste wie im ganzen Kamerungebiete eine zwar noch wenig aufgeklärte, aber jedenfalls hervorragende Rolle. Ihre Macht, wenn auch nach außen wenig zu Tage tretend, reicht wohl weiter als die der meisten Häuptlinge; sie sind eine Art geheimer Priesterschaft, sofern in einem religions- und kultuslosen Lande von einem solchen Stande die Rede sein kann. Sie haben ihre Hand überall im Spiele, nicht zum wenigsten auch bei der Rechtsprechung, deren Hauptbestandtheil die hier erwähnten Gottesgerichte bilden. Bis zu welchem Grade sich der Aberglaube und die Bosheit dabei die Hand reichen, ist für den Fernerstehenden schwer zu beurtheilen; man behauptet vielfach, daß das Brechen des Giftes davon abhängig sei, ob dem Angeklagten vor dessen Genuß Oel zu trinken gegeben wird oder nicht. Das thut der Zauberer, der die Handlung

leitet und das Ergebniß hinge somit einfach davon ab, ob der Zauberer bestechlich ist oder nicht. So wird mancher Angeklagte mit ziemlicher Ruhe das ihm gereichte Gift hinunterschlucken und sich im Stillen schon auf die Buße freuen, die der Ankläger dem Ueberlebenden zu zahlen hat. Diese Behauptung wird wohl im Allgemeinen richtig sein, zumal der Zweck derartiger Processe, die natürlich meistens einer greifbaren Unterlage entbehren, in vielen Fällen nur der ist, sich irgend eines unbequemen Menschen unter dem Scheine rechtlicher Form zu entledigen. Ob aber der Zauberer deshalb in allen Fällen auch ein Betrüger ist, erscheint doch zum Mindesten zweifelhaft.

Die Anklagen, die dem Verfahren zu Grunde liegen, sind ungefähr dieselben wie bei den einstigen Hexenprocessen. Irgend ein Mensch soll mit bösen Dämonen im Bunde stehen und selbst übernatürliche Handlungen vorzunehmen im Stande sein. Ich hatte früher schon Gelegenheit gehabt, einem derartigen Gottesgericht beizuwohnen, und da wohl in ganz Westafrika die dabei beobachteten Feierlichkeiten mehr oder minder dieselben sind und deren Mittheilung für den Leser immerhin einigen Reiz haben könnte, so will ich hier eine kurze Schilderung jenes früheren, sich allerdings an eine andere Gegend knüpfenden Erlebnisses einschalten.

Es handelte sich dabei um eine Frau; der Ort der Handlung war Sambu, ein Dorf nicht fern der Kongomündung. Ich begab mich aus Neugierde schon in aller Frühe zur Gerichtsstelle. Schon von weitem hörte man den Klang der Trommeln, und bald befand ich mich auf einer Lichtung im Walde, wo man einen kreisrunden Platz vom Grase gereinigt hatte. Vorläufig — die Sonne war eben aufgegangen — befand sich nur der Zauberer mit seinen Gehilfen da. Inmitten des kreisrunden Platzes waren vier Palmblattrippen von etwa 1½ Meter Länge in die Erde gesteckt und bezeichneten ein Rechteck. Die kurzen Seiten des Rechtecks waren durch einen Palmblattstreifen verbunden, von welchem in

kleinen Zwischenräumen drei Mal drei schmale, etwa $1^1/_2$ Meter lange Palmenstreifen herabhingen. An der einen Ecke, wo sich einige Körbe, Geräthe des Zauberers enthaltend, befanden, steckte ein alter Kavalleriesäbel in der Erde. Allmählich sammelten sich um den Platz Gruppen von Eingeborenen, Frauen, Männer und Kinder. Endlich erschien die Angeklagte und nahm ein wenig seitwärts von der Richtstätte Platz.

Es war ein vielleicht 28—30 Jahre altes Weib, von ihrer jungen Tochter begleitet; beide hatten das Gesicht mit rother Farbe bestrichen. Der Zauberer begann nun unter dem dumpfen Rasseln der Trommeln den Richtplatz zu umtanzen, den Kavalleriesäbel schwingend, und geheimnißvolle Worte murmelnd. Dann setzte er ein das Gift bergendes Körbchen vor dem Osteingang der Richtstätte auf die Erde, kniete davor nieder, bestrich sein Antlitz mit Erde und küßte dreimal den Boden; dasselbe wiederholte er am anderen Eingange; dann tanzte er wieder umher quer durch die Richtstätte, dabei immer unverständliche Worte vor sich hinsummend. Auf ein Zeichen von ihm schwieg die Musik, die Angeklagte zog sich mit den Frauen weiter in den Hintergrund zurück, und nun begann der Zauberer mit dem Gehilfen die Zubereitung des Giftes.

Ein handgroßes Stück Rinde wurde aus dem noch reichen Vorrath des Korbes genommen, sorgsam gereinigt und abgewaschen, in Stücke geschnitten und auf einer Steinplatte, die von vielem Gebrauche bereits ausgehöhlt war, mit einem runden Stein zu feinem Pulver zerrieben. Dieses braune Pulver wurde alsdann angefeuchtet und aus dem Brei drei Kugeln von der Größe eines kleinen Hühnereies geballt. Die Kugeln bleiben auf der Steinplatte unter einem weißen Tuche liegen.

Während dieser Vorbereitungen machte sich im Hintergrunde eine große Bewegung bemerkbar. Der Ankläger wurde herbeigeführt, und der Zauberer schlug unter dem Schwur des Anklägers, daß er die reine Wahrheit sagen wolle, und daß er, wenn er lüge, nicht auf natürliche Weise sterben wolle,

einen Nagel in eine Holzfigur ein zum besseren Angedenken an diesen Schwur. Der Ankläger behauptete alsdann — die Angeklagte selbst stand weiter zurück und nur ihr Bruder war anwesend — die Frau sei eine Zauberin und habe die Seele ihres vor kurzem gestorbenen Bruders gegessen. „Mόio“ heißt sowohl Herz wie das klopfende Leben, das im Innern seinen Sitz hat, die Seele. Vielleicht, daß der Ankläger damit sagen wollte, die Frau sei Schuld an der Krankheit und dem Tode ihres Bruders, den sie ja thatsächlich nicht getödtet, und dessen Herz sie noch weniger gegessen hatte.

Nachdem der Nagel ins Zauberholz getrieben worden war, scharte sich Alles um die Richtstätte, der Zauberer führte unter dem Klange der Trommeln die sich kaum auf den Füßen haltende Frau, sie am kleinen Finger ergreifend, an jede Ecke des Rechteckes, um die Frau und die Palmblattrippe Kreise ziehend, gleichsam wie um sie an die Richtstätte zu bannen, und nachdem die Richtstätte noch einmal kreuzweise durchschritten war, ließ er sie inmitten des Rechteckes sich niedersetzen. Es trat zunächst eine tiefe Stille ein.

Nun begann der Zauberer die Anklagen zu wiederholen, die das Weib unter Thränen bestritt, während der außerhalb der Gerichtsstätte sitzende Ankläger, ein untersetzter älterer Mann mit wahrem Gaunergesicht, nur zuweilen ein halblautes Wort dazwischenwarf.

Sodann hielt der Zauberer dem Weibe alle ihre bis dahin begangenen Sünden vor, daß sie nach der Todtenbestattung sich nicht sofort gewaschen, daß sie einmal mit blutigen Händen gegessen, daß sie ein ander Mal einem Fremden zuerst zu trinken gegeben, ohne selbst erst vorgekostet zu haben u. s. w., und forderte sie endlich, ihr die erste Pille reichend, auf, nun das Gift zu essen, um die Wahrheit der Anklage zu erproben. Zitternd begann jetzt die Arme die Pille hinunter zu würgen, während zuweilen die Trommel ertönte und der Zaubermann einen Tanz aufführte.

Man sollte denken, daß die Zuschauer der Sache einen gewissen Ernst entgegengebracht hätten; aber dem war nicht so, diese Processe sind zu häufig, nehmen doch oft mehrere Personen zugleich das Gift. Alles schwatzte und lachte durcheinander wie an einem Festtage. 20 Minuten dauerte es, da war der letzte Rest der drei Pillen verschwunden. Der Zauberer hieß die Frau aufstehen. Sie mußte nun innerhalb des Rechteckes hin und her gehen und dabei jedesmal die drei mittleren der an der schmalen Stelle herabhängenden neun Palmblattstreifen berühren; dies mußte so lange geschehen, bis die Entscheidung erfolgte. Unterdessen nahm der Zauberer seine Bezahlung, die sehr reichlich war, einige Flaschen Rum kreisten; ich aber machte mich davon, da ich weder Zeit noch Lust hatte, den Tod der armen Frau mit anzusehen, von der ich somit auch nicht weiß, ob sie wirklich gestorben oder mit dem Leben davon gekommen ist.

Der Zauberer war ein noch sehr junger Mann. Er trug kein besonderes Abzeichen seines Standes, hatte aber ein ungemein schlaues Gesicht, welches stets lächelte. Wenn sein Lachen mich traf, dann mußte ich unwillkürlich an das Lachen der römischen Auguren denken; wir beide wußten sicher, was hier dem gaffenden Volke für ein Schwindel vorgegaukelt wurde.

Diese Erinnerung trat mir lebhaft vor die Seele, als ich zu der Gerichtsscene vor Balengba kam, deren Zeuge zu sein ich um so weniger Lust verspürte, als die Eingeborenen meine Anwesenheit übel vermerkten und mein Führer vorwärts drängte.

Ich stand noch unter dem Eindruck dieses widerlichen Schauspieles, als wir unter fortwährendem Regengeriesel aus dem nebligen Thalkessel die gegenüberliegende Berglehne hinanstiegen. Hinter uns hörten wir, immer stiller werdend, einen nicht unmelodisch klingenden Gesang, womit, wie der Chor in der Tragödie, Richter, Henker und Umstand das unheimliche Ende des Opfers begleiteten.

Oben auf der Spitze des Hügels angelangt, erblickten wir zu unseren Füßen in einem neuen, weiteren, von einem

klaren Bächlein durchströmten Thalkessel, ein kleines Dorf. Beim Erscheinen unserer Karawane wurde zur Begrüßung die große Kriegstrommel gerührt, in deren tiefen, dumpfen Klang sich die höheren, helleren Töne kleiner Holztrommeln mischten, so daß der Eindruck eines wirklichen Glockengeläutes entstand, das alte heimathliche Erinnerungen in mir wachrief. Nie habe ich später von eingeborenen Instrumenten je wieder ein so harmonisches Zusammenspiel gehört, wie damals von den Trommeln Baléngbas. Dies war der Name des Dörfchens, dem wir uns näherten und dessen Häuptling eben vom „Gottesgericht" zurückkehrte.

Wir blieben die Nacht da und marschirten am nächsten Morgen auf schlechten Wegen und durch unbedeutende Ortschaften ohne jegliche Spur eines regeren Verkehres, bis wir Nachmittags nach Mánga Mená kamen, das übrigens selbst nur aus zwei Dutzend Hütten bestand, deren Insassen uns freundlich aufnahmen. Gegen Abend entstand allerdings eine plötzliche Bewegung im Dorfe, die bald in einen großartigen Lärm ausartete, so daß ich meine Hütte verließ, um mich nach der Ursache zu erkundigen. Natürlich hatten meine Leute unter den Schönen Manga Menas bereits wieder bedeutende Eroberungen gemacht und selbst Damenbesuche empfangen. Darob große Entrüstung unter der Bürgerschaft, die sich aber diesmal glücklicher Weise nur gegen die eigenen Landsmänninnen wandte, bis es mir endlich gelang, einen nach allen Seiten hin befriedigenden modus vivendi herzustellen.

Uebrigens waren meine Erfahrungen in Manga Mena nicht derartig, um mir ein weiteres Vordringen in dieser Richtung rathsam erscheinen zu lassen. Die Beziehungen und Verbindungen meines Freundes N'Gale hatten hier schon längst ein Ende; unser letzter Führer war ein Bruder des Häuptlings N'Yok N'Tet gewesen; einen anderen Führer weiter ins Land hinein zu erhalten oder auch nur Erkundigungen über die Gegend einzuziehen, erwies sich als unmöglich, dabei fortwährender dichter Nebel und Regen und überall Wald und nichts als Wald, so daß sich selbst von den Höhen aus nirgends ein aufklärender Ueberblick

gewinnen ließ. Außerdem hatte ich mir durch die anhaltende Feuchtigkeit einen Dyssenterieanfall zugezogen, also Gründe genug, den Heimweg nach Yabassi anzutreten.

So ging es denn am 21. Juli nach Yabassi durch regengeschwollene Bäche und grundlose Buschpfade zurück. Mein Tabak und meine Zeugstoffe waren durch das lange Regenwetter so verdorben, daß ich mich, wenn ich sie überhaupt noch los werden wollte, genöthigt sah, sie hier schleunigst in „Ziegen" umzusetzen.

Während das zusammensetzbare Boot den Wuri nach Budiman hinabfahren sollte, beabsichtigte ich auf dem rechten Wuriufer über Land bis Bosámbi zu gehen, um von dort nach N'Gale's Dorf überzusetzen. Durch unzählige Streitigkeiten der Eingeborenen untereinander, die ich alle als weiser und gerechter Richter entscheiden sollte, wurde ich länger als mir lieb war aufgehalten; es gab kein Dorf, in dem es ohne „Palaver" abgegangen wäre. Um dies gleich hier zu bemerken, bezeichnet das Wort „Palaver" im westafrikanischen Küstendeutsch eigentlich „Verhandlung", aus dem portugiesischen palabra = Wort entstammend. Es wird in einer sehr kurzen und bündigen Weise mit dem Gegenstand verbunden, um deswillen die Verhandlung gepflogen wird; so heißt „woman palaver" = Frauenpalaver, d. h. die Verhandlung wegen eines Weibes. Aber nicht allein Verhandlung, sondern Alles, was mit irgend einer Sache in Beziehung und Zusammenhang steht, heißt „palaver". So besagt ein „Kriegspalaver", daß es Krieg giebt oder, mit entsprechendem Zusatz, daß ein Krieg gut oder schlecht geführt wird, oder das „Regenpalaver" macht uns naß, die Wege unpassirbar u. s. w.

In Bosambi, etwa fünf Stunden Wuri abwärts von Yabassi, hatte ich selbst mit den Bewohnern ein längeres „Palaver", ein „Geschenkpalaver", durchzufechten. Ich sollte dort für mein Nachtquartier die Unsumme von etwa 100 Mark — natürlich in Waaren entrichten, eine geradezu unerhörte Summe nicht bloß in Anbetracht ihrer Höhe, sondern weil es überhaupt nicht afrika=

nische Sitte ist, für „Logis“ zu bezahlen. Wenn ich als Fremder in ein Dorf komme ist es vielmehr Brauch, daß der Dorfhäuptling mir, dem Ankömmling, das erste Geschenk macht, das bei dürftigen und kleinlichen Verhältnissen doch mindestens in einem Huhn oder dergleichen bestehen muß. Hierauf mache ich dann mein Gegengeschenk, von dem allerdings erwartet wird, daß es das empfangene an Werth übertreffe und damit eine gleichzeitige Vergütung für das mir nunmehr anzubietende Nachtquartier darstelle; sollte mein Gegengeschenk nicht für genügend erachtet werden, so wird kein falsches Zartgefühl meinen Wirth davon abhalten, mich darauf aufmerksam zu machen.

Auch ich ließ mich in Bosambi nicht lumpen und zahlte für mein Quartier zwar nicht 100 Mark, aber doch 50 Pfennige in Tabak, nicht ohne mit diesem Geschenk eine längere Strafpredigt über die mir gestellte schamlose, jedem Landesbrauch hohnsprechende Zumuthung zu verbinden. Nachdem die Eingeborenen erkannt hatten, daß ich in der „bush fashion“, d. h. in dem „Recht des Busches“ so wohl bewandert sei, legten sie Reue an den Tag und suchten meinen Groll durch Herbeischaffen von Lebensmitteln aller Art zu besänftigen. Auch wurde zur Entschuldigung die bisher in den Annalen Bosambis unerhörte Thatsache angeführt, daß vor kurzem erst ein Weißer — wie ich nachträglich feststellte ein mit den Reisegebräuchen des Landes noch unbekannter Regierungsbeamter — im Dorfe genächtigt und ohne überhaupt ein Geschenk abzuwarten die Summe von baaren 10 Mark, schreibe zehn Mark, bezahlt habe. Diese „Noblesse“ hatte auf die habgierigen Bewohner eine geradezu sinnverwirrende Wirkung ausgeübt. Wenn *ein* weißer Mann ohne Grund solcher Freigebigkeit fähig war, weshalb sollte nicht bei einem anderen auch die Bezahlung von 100 Mark denkbar sein, eine Summe, womit die Bewohner Bosambis überhaupt keinen bestimmten Begriff, es sei denn den einer Unsumme verbanden.

Es wäre hier vielleicht angebracht zu bemerken, daß Betrügen und Lügen, Uebervortheilen und Stehlen beim Neger an

und für sich nicht als „Schande“ oder „Laster“ gelten und daß er deshalb auch kein Gefühl der Beschämung und Zerknirschung hat, wenn er dabei ertappt wird. Damit, daß der andere die Lüge nicht glaubt und den Betrug merkt, ist die Sache abgemacht — er war eben dann der Klügere, um so besser für ihn! Deshalb ist es auch seitens des Europäers thöricht, sich über Lügen der Eingeborenen zu entrüsten, da sie geradezu selbstverständlich sind; erst allmähliche Erziehung kann daran etwas ändern.

Am anderen Morgen fuhr N'Gale mich nach seinem Dorf. Es war einer jener herrlichen Morgen, wie man sie, obschon sehr selten, auch während der Regenzeit beobachten kann. Alles funkelte und glänzte in den satten Farben eines warmen Sonnenscheines, doppelt genußreich nach dem sechswöchentlichen Aufenthalt im Nebel und Wasserdampf undurchdringlicher Wälder.

Allmählich trieben auch die ersten wasserdichten Abtheilungen meines Bootes den Wuri herunter, von meinen Leuten gesteuert. Sobald drei Abtheilungen bei einander waren, wurden sie zusammengesetzt und meine Neger — das vollständige Boot bestand aus sechs selbständig schwimmenden Abtheilungen — darauf nach N'Gales Dorf übergesetzt. Ich hatte das von N'Gale angebotene Kanu zurückgewiesen, da er ganz übertriebene Forderungen stellte, wie denn überhaupt dieser Patron mit jeder Stunde, die uns der Trennung näher brachte, frecher und schamloser wurde, nicht nur, daß er selbst für jede Kleinigkeit die maßlosesten Preise stellte und mich mit unaufhörlichen Betteleien verfolgte, sondern er hatte auch noch die große Schar seiner Kinder zu diesem Zwecke abgerichtet. Schließlich verlegte er sich auch noch aufs Stehlen; eine von ihm bei Seite geschaffte Tasse und andere meinen Trägern gehörige Kleinigkeiten wurden unter der Bettstelle des hohen Herrn gefunden und unter dem Halloh meiner Leute ans Tageslicht gefördert.

Auch N'Yok N'Tet in Yabassi machte nachträgliche Erpressungsversuche, indem er die weiteren Theile meines Bootes

nicht schicken wollte, so daß ich mich genöthigt sah, sie durch einen Theil meiner Leute unter Androhung von Gewalt holen zu lassen.

Sieben Tage saß ich bei N'Gale, bis die Theile des Bootes von Yabassi ankamen, und während dieser Zeit handelte ich unausgesetzt um die zur Rückfahrt nach Kamerun erforderlichen Kanu. Da ich einerseits mich unter keinen Umständen den unverschämten Forderungen N'Gales fügen, auf der anderen Seite aber doch auch mit den Leuten durch unzeitgemäße Anwendung von Gewalt keinen Zusammenstoß herbeiführen wollte, so hatte ich eine sich darbietende Gelegenheit benutzt, um den Gouverneur von meiner Lage zu benachrichtigen und um Uebersendung der Barkasse zu bitten. Endlich am 4. August kam sie denn auch, und ich eilte zum Aufbruch.

Als Alles glücklich an Bord war — es mußten vorher noch einige Sachen, die N'Gale in der Verwirrung des Aufbruches schleunigst gestohlen hatte, aus dessen Hütte geholt werden — erschien er selbst auf der Barkasse und verlangte mit großer Unverfrorenheit nochmals ein Geschenk. Nun lief mir denn doch die Galle über und die ganze Schale meines wochenlang zurückgehaltenen Zornes ergoß sich über den frechen Bettler, wobei ich es im Hinblick auf die wiederholten Diebstähle an einigen Handgreiflichkeiten nicht fehlen ließ. N'Gale, der allen Grund hatte, meine Geduld für unerschöpflich zu halten, war durch diesen plötzlichen Umschlag der Stimmung so verwirrt, daß er in der Eile, sich zurückzuziehen, nicht einmal mehr sein längsseit stehendes Kanu erreichte, sondern kopfüber ins Wasser purzelte. In diesem Augenblick pfiff die Barkasse zur Abfahrt, meine Träger lachten laut auf, ich lachte mit und selbst vom Ufer her ertönte lautes Gelächter, als der auch unter seinen Leuten nicht eben sehr beliebte Beherrscher von Budiman triefend ans Land kletterte und dem herbeigeströmten Volke mit unsäglich verlegenem Gesicht die leeren Hände entgegenhielt.

Nicht ohne einige Genugthuung hörte ich nach ein paar

Jahren, daß N'Gale infolge fortgesetzter Diebereien und Gewaltthätigkeiten von seinen eigenen Leuten erschossen worden sei; soweit ich Gelegenheit hatte, die Sprößlinge dieser erlauchten Familie kennen zu lernen, dürfte auch ihnen mit ziemlicher Gewißheit ein ähnlich rühmliches Ende zu prophezeien sein.

Dieser Vorstoß hatte festgestellt, daß der Wuri nicht einer jener Wasserläufe sein könne, die weit aus dem Hinterlande von Kamerun durch das westafrikanische Randgebirge sich einen Weg bahnen und in ihrem Oberlaufe bedeutend breiter werden, bis tief in das Binnenland hinein schiffbar und Abflüsse eines großen Binnensees sein sollten. Diese und ähnliche Behauptungen wurden nämlich von den Eingeborenen aufgestellt und, damals wenigstens auch von wissenschaftlicher Seite noch nicht als unmöglich verworfen. Thatsächlich gehörte der Wuri wie z. B. auch der Mungo, der Ābo, der Mēme, Massáke und noch viele andere zu den zahlreichen kleineren, auf dem letzten Abhange der westafrikanischen Hochebene entspringenden Gebirgsflüssen, die von der Mündung bis zur Quelle kaum einige 100 Kilometer lang, reich an Sandbänken, Untiefen und Stromschnellen, bei geringer Tiefe überdies während der Trockenzeit meistentheils nur für Kanu schiffbar, als Wasserstraßen für den europäischen Verkehr kaum in Betracht kommen.

Sodann war weiter festgestellt worden, daß etwa bis nach Yabassi-Strand vorgeschobene Faktoreien bei der ungemeinen Billigkeit der dortigen Erzeugnisse wohl Aussicht auf Erfolg, wenigstens für den Anfang, haben konnten, obschon auf einen heftigen Widerstand der in ihren Interessen als Zwischenhändler gefährdeten Wuri- und Budiman-Leute zu rechnen war. Im übrigen aber schien das bereiste Gebiet zu besonderen Erwartungen nicht zu berechtigen und vor allem ein nennenswerther Verkehr mit dem Binnenlande von dort aus nicht stattzufinden.

Alsbald nach diesem ersten Vorstoß wurde der zweite in den Monaten September und Oktober zum Elephantensee unter-



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co. Berlin.

Blick auf den Elefantensee.

nommen. Ich fuhr zunächst wieder in der Gouvernementsbarkasse auf dem durch prachtvollen Urwald fließenden Mungo bis nach einer auf dem rechten Ufer liegenden Ortschaft Namens Bakúndu ba Námbele, jetzt ba Námeco, wo sich eine englische Missionsstation befand. Von hier ging es über Land nach dem nördlich gelegenen Bombe, jetzt Ba Káke, und hier wurde der Mungo überschritten.

N'Dő auf dem gegenüberliegenden Ufer ist eine größere Niederlassung, wo die Dualaleute mit dem zwischen Mungo und Abo wohnenden volkreichen Stamm der Balung handeln. Der dortige Häuptling Mokĕ́te, obwohl ein dem Schnaps ergebener, wenig Vertrauen erweckender Bursche, wagte es doch nicht, uns zu halten, und wir erreichten auf dem linken Mungo-Ufer marschirend in einem Tag das wieder auf dem rechten Mungo-Ufer liegende Mundáme.

Mundame unter dem mittlerweile verstorbenen Häuptling Póti war eine Art Hafenplatz der Balungleute, die auf diesem Ufer ebenfalls den Handel zwischen den Buschleuten und den Kamerunern vermittelten. An dem niedrigen Ufer befanden sich einige Hütten der Balung, während Mundame selbst ungefähr einen Büchsenschuß vom Ufer entfernt auf einer Anhöhe lag. Es war nur ein sehr kleiner Ort, zu dem noch zwei Sklavendörfer gehörten. Der Hauptplatz der Gegend lag zwei Stunden nordnordostwärts vom Flusse und hieß Mokőnye, der Häuptling Makía, der mich nach zweitägigem „Palaver" nach Kumba, meinem eigentlichen Reiseziel in der Nähe des Elephantensees, weiter ziehen ließ. Dort wurden wir freundlich aufgenommen und erhielten auch Führer zum See. Auf dem Wege dahin befiel mich ein anhaltend starkes Fieber, doch konnte ich wenigstens noch bis zum See selbst gelangen.

Er machte damals bei Regen und Nebel landschaftlich keinen großen Eindruck auf mich, doch schien mir die Gegend an sich beachtenswerth, da ich in Kumba unzweifelhafte Anzeichen eines ins Innere führenden Handelsweges vorfand, was in Ver-

bindung mit dem Umstande, daß der Mungo für kleine flachgehende Dampfer wenigstens den größeren Theil des Jahres befahrbar ist, eine gewisse Bedeutung hatte. Die dortige Bevölkerung war dichter als die am oberen Wuri und äußerst friedfertig. Palmöl wurde von hier in größeren Mengen nach Kamerun verhandelt.

Immerhin wollte ich keinen festen Entschluß bezüglich eines weiteren Vorgehens von hier aus fassen, ohne nicht vorher noch einige andere Orte des nördlichen Küstengebietes besucht zu haben.

So unternahm ich eine dritte Expedition zu den Bakóssibergen, die man vom Kamerunflusse aus in nordnordöstlicher Richtung liegen sieht. Ich fuhr zunächst im Kanu den Wuri hinauf, um kurz vor Budiman dessen rechtsseitigen Nebenfluß, den Dibómbe, zu verfolgen. Seine flachen Ufer schienen namentlich für Reiskultur geeignet; Dörfer waren nur wenige vorhanden, und Pobó́, das größte unter ihnen, zählte kaum einige fünfzig Hütten.

Hier hatten wir es zum ersten Male mit Flußpferden zu thun, die uns schon die Einfahrt in den Dibombe versperrten. Einer dieser Unholde lüpfte das mit 30 Mann und ihren Lasten beladene große Kriegskanu einige Centimeter hoch über Wasser, ließ sich aber durch die auf ihn abgegebenen Schüsse wieder verscheuchen.

Flußpferde wie auch Elefanten sind für den Jäger ganz unberechenbare Thiere. Das eine Mal bis zur Blasirtheit gleichgültig, kaum auf Flintenschüsse achtend, gehen sie ein anderes Mal, selbst ohne gereizt zu sein, zu sofortigem Angriffe über. Die Zeit, wo sie Junge haben, gilt wohl mit Recht für die gefährlichste, obwohl auch außerhalb dieser Zeit nicht unbedingt mit ihnen zu spaßen ist. Solange die Flußpferde, deren man selten weniger als zwei und mehr als zwölf beisammen trifft, in den Kamerunflüssen noch unbehelligt blieben, konnte man ganz ruhig mit seinem Kanu zwischen ihnen umherfahren und

die gerade nur mit der Schnauze über das Wasser ragenden Thiere selbst mit den Rudern berühren. Sie verschwanden dann zwar in der Tiefe, aber nur um an einer anderen Stelle wieder aufzutauchen. Nachdem sie aber durch wiederholte Jagdausflüge der Europäer aus der bisherigen Ruhe ihres beschaulichen Daseins einmal aufgeschreckt waren, hörte auch ihrerseits die Gemüthlichkeit auf, und man that gut daran, jederzeit auf der Hut zu sein.

Um ein Flußpferd sofort mit einem Schuß zu tödten, dazu muß die Kugel schon an einer der empfindlichsten Stellen des Kopfes — am besten unmittelbar hinter dem Ohre oder ins Auge — eingedrungen sein; aber selbst dann ist der Tod kein augenblicklicher. Deshalb ist es auch ziemlich aussichtslos, ein Thier im tiefen Wasser zu schießen; es wird, wenn auch tödtlich getroffen, immer noch Kraft genug haben, sich unter Wasser im Schilf oder Grase festzubeißen und erst nach Stunden wieder an der Oberfläche und dann infolge der Strömung des Flusses an einer ganz anderen Stelle erscheinen, als an der, wo es vom Jäger erlegt wurde. Am besten wartet man den Zeitpunkt ab, wo die Thiere an Land kommen, um sich Nahrung zu holen. Sie sind in bebauten Gegenden eine schwere Plage und richten in den Feldern große Verwüstungen an. Ihr Fleisch, besonders das junger Thiere, ist nicht unschmackhaft, erinnert einigermaßen an Ochsenfleisch und liefert eine fette, kräftige Brühe. Es gelang mir in Pobo ein Flußpferd mitten aus einer Herde im Wasser zu tödten, und ich that meinen Leuten, die das Auftauchen des Wildes stundenlang am Wasser beobachtet hatten, den Gefallen, einen Tag länger zu bleiben. Sie zogen das Thier, das weit mehr Fleisch wie ein Mastochse hatte, ans Land und bauten sich schleunigst um den leckern Braten Laubhütten, worin sie den ganzen nächsten langen Tag trotz eines scheußlichen Blutgeruches und zahlloser Fliegen kochten und schmorten.

Nach etwa 1½tägiger Fahrt in Begleitung des Häuptlings

Mikéng von Pobo erreichten wir die Wasserschnellen des Dibombe. Hier war die Wasserfahrt wieder zu Ende, und eine Stunde davon entfernt lag das Dorf N'Gánga, dessen Häuptling Māsso uns in einem Tage nach Mangāmba zu Häuptling Gúmm brachte. Von hier aus zog ich in Begleitung der drei Häuptlinge Mikeng, Masso und N'Gumm über N'Gá nach N'Yánssosso, einem etwa 750 Meter hoch gelegenen Dorfe auf den Bakóssibergen. Die Bauart der Häuser war hier schon anders als in der Ebene, runde Häuser mit runden hohen tyrolerhutartigen Spitzdächern. Gut aussehendes Vieh tummelte sich auf der breiten Straße des großen Dorfes, und die zahlreiche Bevölkerung trat dem ersten sie besuchenden Weißen freundlich entgegen.

Eine Besteigung der höchsten Spitze der Bakossiberge, des Kupé, wurde mir jedoch aus religiösen Gründen verweigert, und ich hatte nicht hinreichend Waarenvorräthe bei mir, um diese religiösen Skrupel zu überwinden. Auch hatte es wenig Zweck für mich, den anscheinend bis zur Spitze waldbewachsenen Kupé zu erklettern. Zweifelsohne kam aus den Bakossibergen und den nördlich gelegenen Bezirken ein ansehnlicher Handel, der durch die Balung und Aboleute vermittelt wurde.

Nach vier Wochen war ich wieder in Kamerun, um Mitte Januar die vierte Aufklärungsexpedition in die Gegenden des Kamerungebirges anzutreten.

Die westlichen Ausläufer dieses Gebirges bespülen die Wellen des atlantischen Oceans, und es zieht sich von der Mündung des Mungo bis nach Bibúndi hin. Um zunächst die Küstenplätze des Westabhanges kennen zu lernen, begleitete ich den Gouverneur, der auf seiner Yacht „Nachtigal" gerade diese Gegenden bereiste.

Am 29. Januar verließ ich von dem an der Ambasbucht am Südabhange des Kamerunberges gelegenen Viktoria die Küste, brach ins Gebirge auf und zwar zunächst nach Buēa. Diese Ortschaft besteht aus 3 einzelnen Dörfern, Ober-, Mittel-

und Unter-Buēa zwischen 700—950 Meter über dem Meere, von dem in selbstbewußter Abgeschlossenheit lebenden Stamme der Bakwīri bewohnt, bei denen ich einige Tage zubrachte. Das Land ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit, mit tiefgründigem, vulkanischen Boden, reich an Wasser, in den höheren Lagen voraussichtlich auch gesund und überall zum Plantagenbau wie geschaffen. Die Bevölkerung des Gebirges, unter denen die Bakwiri wohl die zahlreichsten, ist energischer und muthiger als die des Flachlandes. Blutrache ist bei ihnen noch zu Hause. Sie huldigen in großem Maße körperlichen Uebungen und fast tagtäglich führen sie sogenannte „Prā Prā“, Ringkämpfe auf, die unter großer Aufregung der Umstehenden ausgefochten werden. An die Ringkämpfe schließt sich gewöhnlich ein Tanz an, der an Schlüpfrigkeit wohl nirgends seines Gleichen findet. Die Männer stehen im Kreise, mit dem Rücken gegeneinander, die Weiber als zweiter Kreis um diese herum, das Gesicht auf die Männer gerichtet. Unter dem Klang der großen Trommeln nun verläßt bald dieser, bald jener Tänzer seinen Platz, erfaßt eine der sich wollüstig in den Hüften wiegenden Tänzerinnen und sie fest an sich pressend, ahmt er nun in den cynischsten Stellungen und mit lüstern verdrehten Augen die Bewegungen gröbster Sinnlichkeit nach. Je naturgetreuer ihm dies gelingt, desto größer ist das Beifallsgeheul der umstehenden, alten, jungen und jüngsten Männlein und Weiblein.

Von Buea mit seinem Häuptling Kūba, der auffallender Weise seinen Bart in drei Zöpfen geflochten trägt, ging es über einige kleinere Dörfer durch eine üppige und fruchtbare Berglandschaft nach Lissóka. Hier wäre es fast zu einem Zusammenstoß mit den wegen ihrer Rauflust berüchtigten Lissokaleuten gekommen, den ich jedoch glücklich noch im Keime zu ersticken vermochte. Wie nicht selten bei manchen Fällen dieser Art waren es wieder die eigenen Leute, die, ärgerlich über die Niederlage der ihrigen im Ringkampfe, das bisherige Spiel in Ernst verkehrt hatten.

Von Lissoka zogen wir in zwei Tagen zum See Barombi ba Kotto, der etwa zwei Quadratkilometer groß im dichtesten Urwalde liegt. In seiner Mitte befindet sich eine bis auf wenige Bäume kahle Insel, wo ungefähr 80 mit Fischfang beschäftigte Eingeborene wohnen. Zwar holten sie uns sehr bereitwillig mit ihren Kanu über, wollten uns aber nach zwei Tagen nicht wieder von der Insel herunter lassen, wenn wir nicht ein übergroßes Geschenk zahlten; das hätte vor Jahren ein Missionar auch gethan. Es war aber drollig zu sehen, wie rasch sie sich einschüchtern ließen, als ich Anstalten machte, mich eines ihrer Kanu zu bemächtigen, und wie sie nun plötzlich bereit waren, uns ohne jede Bezahlung überzusetzen.

Da schließlich Gewalt immer das Einzige ist, was auf den Neger Eindruck macht, so ist die Versuchung, sie von vornherein anzuwenden, für jeden Europäer eine sehr große.

Im Uebrigen waren diese Leute hier arm, und erst als wir auf eine nördlich um den Kamerunberg herumführende Straße mit größeren Ortschaften kamen, konnten wir sagen, eine nordostwärts nach dem bereits bekannten Kumba führende wohl bemerkenswerthe Handelsstraße erreicht zu haben. Diese brachte uns westwärts nach N'Dōbe zum sogenannten Rio del Rēy.

Alle diese Gegenden wurden ausschließlich nicht von Kamerunern, sondern von Kălăbār-Händlern besucht und ausgebeutet, die sehr einflußreich und wegen ihrer Gewaltthätigkeiten allgemein gefürchtet zu sein schienen. Der bekannteste Namen in jenen Gegenden war Namete, ein in der Nähe von Altkalabar ansässiger Großhändler und Häuptling, dort mehr unter dem englischen Namen „Yellow Duke“ bekannt. Er unterhielt überall seine Aufpasser und Unterhändler, die der eingeborenen Bevölkerung gegenüber wie Sklavenvögte auftraten. Zahlreiche Bewohner der dortigen Gegenden sollten sich als Sklaven im Besitze Nametes befinden — offenbar Leute, die er als Schuldgefangene und als Pfänder für verfallene Forderungen mit sich nach Kalabar geführt hatte.

Ueberall baten mich die kleinen Häuptlinge, die übrigens alle ihren eigentlichen Herrn in Namete sahen, in geheimen Versammlungen um den Schutz der neuen Regierung gegen ihren Unterdrücker; es war ihnen nicht leicht gemacht, mir ihr bekümmertes Herz auszuschütten, da die Vertrauensmänner Nametes stets ein argwöhnisches Auge auf sie hatten.

In diesen Gegenden trafen wir in den Wäldern auf breite, mit Knüppeln belegte Pfade. Die Kalabarleute bedienen sich dieser Wege, um darauf ihre mächtigen, aus den Bäumen des Urwaldes gehauenen, oft mehrere Tonnen fassenden Einbäume viele Stunden weit zur Meeresküste zu rollen. Auf diesen Kanu fahren sie, wenn auch nur der Küste entlang, über Meer bis Alt- und Neukalabar.

Die Grenze des Schutzgebietes nach dieser Seite bildet bekanntlich der sogenannte Rio del Rey, der streng genommen kein Fluß, vielmehr ebenso wie der Kamerunfluß nur der Name eines Sammelbeckens ist, das durch die Vereinigung verschiedener Küstenflüsse gebildet wird.

Ein prächtiger Wasserfall von etwa 30 Meter Breite und 10 Meter Höhe überraschte uns beim Dorfe N'Djanga. Auffallend waren mitten in dem Walde seltsame, hohe Basaltformationen, die an 50 bis 75 Meter hoch wie ungeheure cyklopische Burgen auf uns herabschauten.

Zweifelsohne stammen aus dieser Gegend die Basaltsäulen, die ich später allenthalben im Bakundulande als heilige Steine in den Versammlungshäusern aufgestellt und mit Fetischen und Amuletten reich behangen sah. In der Rio del Rey-Gegend stehen aber außerdem im Freien häufig solche, an Cromlechs erinnernde Basalte um einen großen Basalt in Kreisform geordnet. Die Eingeborenen erzählten mir zur Erklärung dieser in der That sehr wundersamen Erscheinung, ein reicher Mann habe aus Freude über seine vielen Kinder dem ganzen Volke ein Fest gegeben, für jedes seiner Kinder einen kleinen Basalt gepflanzt und für sich selbst einen großen in die Mitte gestellt. Die den Kreis bildenden

Basalte stehen etwa 20 Schritt vom Mittelbasalt entfernt; mitunter aber sind die kleinen Basalte auch in einer Reihe aufgestellt, der Hauptstein davor als wohlgefällig dreinschauender Vater oder wie mein Dolmetscher sich in seinem herrlichen Englisch ausdrückte, „them big one be glad too much for him small boys“ = „Der große freut sich zu sehr über seine kleinen Söhne.“

N'Dobe, der Hauptort des Rio del Rey-Gebietes, ist zugleich ein Hauptmarkt für die Kalabar-Händler. Hier sammeln sich die aus den zahlreichen kleineren Flüssen kommenden Kanu mit ihren Palmölladungen, die dann in großen Mengen weiter nach Kalabar verschifft werden. Erst spätere Expeditionen sollten mir im Norden des Schutzgebietes das eigentliche Ursprungsland dieses Palmöls zeigen, obschon auch diese westlichen Gegenden zahlreiche Oelpalmen hervorbringen.

Von N'Dobe zog ich alsdann in 4 Tagen nordwärts nach Bióko am Andonkát über Land, nachdem bereits früher die Pinasse eines unserer Kriegsschiffe flußaufwärts bis zu diesem Punkte vorgedrungen war. Hier waren wir bereits wieder an Stromschnellen angelangt; an den felsigen Ufern traten die krystallinischen Schiefergesteine zum ersten Male deutlich zu Tage, während sie auf meinen bisherigen Wegen meist unter der dichten Humusdecke des Urwaldes verborgen lagen. Von Bioko kehrte ich auf einem mehr westlichen Wege nach N'Dobe und von da nach mehrtägigem Aufenthalte in südsüdöstlicher Richtung ans Meer zurück, das ich in drei Tagen bei Betika erreichte. Einige Fischerkanu der Eingeborenen brachten uns, längs der Küste fahrend, in einem Tage über See nach Bibundi, von wo uns ein englischer Dampfer nach Kamerun mitnahm.

Dieser Theil des Schutzgebietes hatte sich als ein außerordentlich reiches Land an Oel, Gummi und Elefanten gezeigt, und die zahlreiche eingeborene Bevölkerung war die beste und wohlhabendste, die ich bis dahin im ganzen Gebiete gesehen hatte.

Leider stand das Land unter dem Aussaugesystem der Kalabarleute, und es gebührt den Schweden Knutson und Valdau,

auf die ich später noch ausführlicher zurückkommen werde, das Verdienst, bald nach meiner Reise auf Veranlassung des Gouverneurs auch hier in energischer Weise für die deutschen Interessen vorgegangen zu sein, indem sie mehrere Faktoreien im Rio del Rey-Gebiete errichteten und erfolgreiche Anstrengungen machten, allmählich den Kalabarhandel aus jenen Gegenden zu verdrängen.

Die Landschaften an der Rio del Rey-Bucht kommen als westliche, zum Flußsystem des Kalabar gehörige und guter Häfen entbehrende Grenzgebiete für eine das Hinterland nach Norden erschließende Straße weniger in Betracht. Vielmehr haben sie selbst schon durch die nordöstliche Straße Kumba-Dieka-N'Dobe Anschluß an jenen von Kumba aus ins Innere führenden Weg, dessen Hauptast sich über den Mungo und Abo nach Kamerun zieht.

Die bisher angeführten vier Expeditionen hatten, abgesehen von noch einigen andern, aber unwesentlichen Küstenreisen, das Jahr 1886 bis 1887 ausgefüllt. Der nördliche Theil des Schutzgebietes war in einem Halbmesser von etwa 125 Kilometern in den Küstengebieten durchreist, und man konnte nunmehr ein die ferneren Arbeiten festlegendes Programm aufstellen.

Zu dem Zweck kehrte ich im Mai 1887 nach Berlin zurück, um persönlich an Ort und Stelle in Gemäßheit der mit dem Gouverneur besprochenen Gesichtspunkte meine Pläne dem Auswärtigen Amte gegenüber zu vertreten.

Capitel II.

Gründung und Wirksamkeit der Barombistation. 1888.

Vorschläge beim Auswärtigen Amte. Dessen Stellung dazu. Beschluß der Gründung einer Station am Elefantensee. Mit Lieutenant Zeuner nach Kamerun. Von Kamerun zum Elefantensee. Schwierigkeiten Makia's. Erste Niederlassung in Kumba. Der hohe Rath. Herr Essem. Die Lebensmittelfrage. Suche nach einem Platz für die Station. Ankaufspalaver. Beginn des Baues. Afrikanische Namengebung. Urwaldlichten. Afrikanischer Baustil. Das Leutehaus. Das Haus der Weißen. Anlage von Gemüse- und Reispflanzungen. Die Magenfrage in Afrika. Stationsleben. Plantagendilettantismus. Wirkung der Station bei den Eingeborenen.

Die Monate Juni—August 1887 sahen mich somit auf deutschem Boden. Ich legte dem Auswärtigen Amte eine Denkschrift vor, worin ich die Anlage einer Reihe von Stationen, die staffelweise nach dem Innern vorgeschoben werden sollten, befürwortete. Diese Stationen hatten einem dreifachen Zwecke zu dienen:

1. Der Wissenschaft durch Entsendung von Gelehrten und Forschern.
2. Der Landwirthschaft durch Anlage von Versuchsstationen.
3. Dem Handel als Halt- und Stützpunkte für Karawanen und einer zu bauenden Handelsstraße.

In jede Station sollte eine kleine Besatzung mit einem Europäer an der Spitze gelegt werden.

Das Auswärtige Amt nahm zwar die Grundgedanken dieser meiner Vorschläge an; doch sollte mit Rücksicht auf die Knappheit der zu Gebote stehenden Mittel vorerst nur eine Station

gegründet werden und zwar am Elefantensee. Auch in diesem Falle hieß es, sich bescheiden und das vorerst Erreichbare mit frischem Muth in Angriff nehmen. Der ersten Station mußten naturgemäß weitere folgen und die hierbei gemachten Erfahrungen ließen sich ja später nutzbringend verwerthen.

Als Begleiter wurde mir der damalige Premier-Lieutenant und spätere Hauptmann Zeuner vom 112. Regimente zugetheilt.

Schon Mitte Dezember 1887 zogen wir von Kamerun zum Elefantensee und zwar auf getrennten Wegen, ich vom Rio del Rey, also von Westen, Zeuner von Süden, vom Mungo-Fluß ausgehend. Diese Trennung geschah, einerseits um die deutsche Flagge in möglichst vielen Bezirken zu zeigen, andererseits des Eindrucks wegen, den es auf die Eingeborenen am Elefantensee machen mußte, wenn sie sich nun plötzlich von zwei Seiten „in Angriff genommen“ sahen.

Unsere etwa 50 Mann starke Expedition bestand aus den Angehörigen zweier verschiedener Stämme: aus Wei- und Kru-Leuten. Jene hatten unter mir schon die Expeditionen des vorhergehenden Jahres mitgemacht und waren gute Buschläufer; diese, von Hause aus mehr Bootsleute zu Werft- und Plantagenarbeiten geeignet, waren für einen anstrengenden Landmarsch von vornherein nicht sehr empfehlenswerth. Sie und die schwersten Lasten übergab ich daher an Lieutenant Zeuner, der den größeren Theil des Weges zu Wasser — nämlich Mungo aufwärts bis Mundame — zurücklegen sollte. Von da führte ein eintägiger Marsch nach Kumba, wo wir uns am Weihnachtsabend treffen wollten. Die Wei nahm ich mit mir und fuhr am 14. Dezember mit dem Gouvernementsdampfer „Nachtigal“ zur Rio del Rey-Bucht.

Ungünstige Wasserverhältnisse zwangen mich indessen, schon in Betika ba Mossongo, ungefähr in der Mitte zwischen Rio del Rey und Bibundi, an Land zu gehen und von hier aus am 17. Dezember den Landweg anzutreten.

Das Dorf Betika ba Mossongo fand ich nicht mehr auf

dem Platze, wo ich es vor fast einem Jahr verlassen hatte. Das alte Betika war von einer Sturmfluth hinweggeschwemmt und das neue etwa eine halbe Stunde weiter landeinwärts aufgebaut worden. Infolgedessen waren keine Kanu auf dem alten Landungsplatze, welche den Verkehr über die zwischen dem Strand und dem eigentlichen Festland liegende Lagune hätten vermitteln können. Wir mußten daher niedriges Wasser abwarten und dann eine Stunde lang bis an die Knie durch einen übelriechenden Mangrove-Sumpf waten. Ein vierstündiger Marsch brachte uns an diesem Tage noch bis Diúngu Makóme, am folgenden erreichten wir Iduani, wo wegen der wunden Füße der Träger ein Ruhetag gemacht wurde. Der Weg führt wie fast überall in dem nördlichen Küstengebiete durch feuchte, Jahrhunderte alte und theilweise undurchdringliche Wälder, mit mehr oder minder Recht „Urwald“ genannt, worin die einzelnen unter sich durch schmale Pfade verbundenen Dörfer und die dazu gehörigen Felder und Anpflanzungen zerstreut liegen.

Von Iduani kamen wir nach Ekúmbi Diúngu und eine Stunde später an einen mitten im Walde gelegenen und insofern bemerkenswerthen Platz, als er mit einer am unteren Kongo vorkommenden Grasart und einer Fächerpalme, in der eingeborenen Sprache Mia ma Timbu genannt, bestanden war, die ich hier zum ersten und einzigen Male im Kamerungebiete gesehen habe. Es war nach der Bestimmung des Mitgliedes der Kund'schen Expedition, des Botanikers Braun, Borassus Aethiopum Mart., obgleich ihr nach oben anschwellender Schaft sehr an eine Bismarckia erinnerte. Ekumbi Diungu liegt schon im Gebiete des in die Rio del Rey-Bucht sich ergießenden Memé, auf älteren Karten auch Rúmbi genannt.

Alle diese Bezeichnungen wie Rumbi, Meme, Rio del Rey und vor Allem auch der Name Kamerun selbst sind europäische Erfindungen und den Eingeborenen ursprünglich nicht bekannt. Kamerun stammt bekanntlich aus dem portugiesischen „rio dos camarãons“ und ist durch die englische Bezeichnung „Cameroons“

unser Kamerun geworden und zwar liegt der Ton auf der letzten Silbe Kamerūn; die oft gehörte Aussprache Kámerun ist durchaus falsch. Es fehlt überhaupt in Afrika an allgemein gültigen Benennungen für Flüsse, Berge und dergl. Wenn Namen vorhanden, so sind sie nur sehr lokaler Natur; Dörfer führen vielfach den Namen ihres Gründers, z. B. also Bóna N'dale (Leute [bona] des Häuptlings N'dale) das vorbeifließende Wasser oder der naheliegende Berg heißt dem entsprechend Wasser oder Berg von Bona N'dale. Ein Fluß oder Berg kann daher Dutzende von Namen führen, die alle an sich gleich berechtigt sind, wodurch aber in den Köpfen der Reisenden und nachher in den Büchern und Karten die größten Verwirrungen entstehen. Vieles hat ganz und gar keinen Namen. Da der Europäer aber dies nicht begreifen und von seinem eingeborenen Führer oder Dolmetscher durchaus einen Namen haben will, so ist dieser schließlich schlau genug, damit die arme Seele Ruhe hat, irgend eine Bezeichnung zu erfinden, die denn sofort als große geographische Errungenschaft dem Notizbuche einverleibt wird.

Schon am folgenden Tage bekam ich bei dem etwa 250 Hütten großen Dorfe Ekumbi Naene die Meme-Fälle zu Gesicht. Sie sind etwa 10 Minuten vom Dorfe entfernt und werden durch den hier ausnahmsweise etwa 100 Meter breiten, über eine 30 Meter hohe Felswand herabstürzenden Fluß gebildet. Beim Dorfe N'Djanga kam ich in eine mir bereits durch die vorige Reise bekannte Gegend und in drei Tagemärschen erreichten wir Kumba am Elefantensee.

Leider mußte ich das Weihnachtsfest hier allein feiern, da, wie ich hörte, Lieutenant Zeuner durch den Häuptling Makia in Mokonye zurückgehalten war, der uns dadurch zur Niederlassung in seinem Dorfe anstatt in Kumba zu nöthigen hoffte.

Mokonye ist ein verhältnißmäßig stark bevölkerter Bezirk, etwa auf halbem Wege zwischen Kumba und Mundame gelegen, der Häuptling Makia, ein spitzbübischer, in jenen Gegenden sehr

einflußreicher Mann, dessen Handelsbeziehungen, wie wir weiter sehen werden, selbst bis nach Batóm reichen. Ewig lächelnden Antlitzes, wie eine Katze schleichend und sich beständig nach Negerart auf den Ballen wiegend, mit stets heiserer Stimme und stets „offener" Hand, so pflegt Makia sich dem Europäer zu nahen, nicht etwa um freundlichen Gruß oder das übliche Gastgeschenk zu bieten, sondern lediglich um zu betteln und seine Armuth zu betheuern.

Er steht in engen Handelsbeziehungen zu den Duala-Häuptlingen, namentlich zu der Familie Bell. Da die Duala von unserer Absicht, am Elefantensee eine Station zu bauen, nicht nur gehört, sondern auch die Beförderung der zum Bau erforderlichen Gegenstände übernommen, überdies auch schon damals wohl ein dunkles Gefühl hatten, daß ihr bisheriges Handelsmonopol durch unser Unternehmen gefährdet werden möchte, so ist es sehr wohl wahrscheinlich, daß sie von Makia verlangten, die Stationsanlage mit allen Mitteln hintertreiben zu suchen.

Denn es war von je her Politik der Duala, sich auf der einen Seite mit dem Gouvernement auf möglichst freundschaftlichen Fuß zu stellen und dessen Plänen und Absichten niemals offenen Widerstand zu leisten, desto mehr aber hinter dessen Rücken Ränke zu schmieden und Schwierigkeiten zu bereiten. Auch gehörte Zeuners Dolmetscher Sópo zur Familie Bell. Er hatte sich früher mir sehr nützlich gemacht, aber allerdings in Gegenden, wo das Handelsinteresse der Seinigen nicht in Mitleidenschaft gezogen war.

Schon ließ ich am ersten Weihnachtsmorgen meine Leute antreten, um selbst nach Mokonye, Makias Dorf zu gehen und das „Durchzugs-Palaver" ins Reine zu bringen, als zu meiner großen Ueberraschung und Freude Lieutenant Zeuner mit seinen Leuten erschien. Er hatte sich mit Makia friedlich abgefunden, das heißt ihm eine Art Wegzoll im Betrage von 100 Mark bezahlt, aber einen Theil der zum Hausbau erforderlichen Geräthschaften, namentlich die großen Sägen, zurückgelassen, dagegen

allerdings auch verschiedene Versprechungen für die Zukunft erhalten, wie den freien Durchgang für die Mitglieder und Güter der Station und dergleichen mehr.

Es warf sich hier alsbald die Frage auf, ob wir ein derartiges Recht des Makia grundsätzlich anerkennen oder aber die Bezahlung einfach verweigern und unter Umständen den Durchzug mit Gewalt erzwingen sollten, weil im deutschen Schutzgebiete doch nur das Gouvernement zur Erhebung von Zöllen berechtigt sei.

Mit Makia allein hätte unsere kleine Schar wohl schon fertig werden können. Aber damit wäre die Sache nicht erledigt gewesen, denn ähnliche Ansprüche werden in Westafrika so ziemlich alle paar Wegstunden von jedem Häuptlinge erhoben. Wir hätten somit in kurzer Zeit sämmtliche Häuptlinge des Hinterlandes gegen uns gehabt und damit überhaupt voreilig eine grundsätzliche Frage aufgerollt, deren friedliche und allmähliche Lösung doch einen Hauptzweck unserer ganzen Expedition bildete.

Denn gerade durch die Eröffnung einer großen, unter Aufsicht des Gouvernements stehenden nach dem Meere führenden Handelsstraße aus dem Innern, sollten ja diese unzähligen Zwischenschranken durchbrochen und damit dem Handel ganz neue Absatzgebiete eröffnet werden. Dieses Ziel aber mit Waffengewalt im ganzen Schutzgebiete zu erreichen, dazu hätte es einer Armee und ungezählter Millionen bedurft.

Es schien daher gerathen, mit Makia wegen seines immerhin unverschämten Auftretens nicht allzu strenge ins Gericht zu gehen, vielmehr es bei dem getroffenen Abkommen zu lassen. Hier wie auch später hielt ich daran fest, daß ein „Zoll" von uns grundsätzlich nicht entrichtet werde und demgemäß derartige Zahlungen stets als „Gastgeschenke" galten und unter der Bedingung geleistet wurden, daß dafür eine Gegenleistung, d. h. freier Durchzug und Stellung von Führern auch wirklich erfolgte. Daß aber auch diese, gewiß sehr friedfertige Politik sich ohne Aufbietung einer gewissen militärischen Macht, zumal bei den

mächtigen Häuptlingen des Innern, nicht immer durchführen ließ, wird aus den nachfolgenden Kapiteln zur Genüge ersichtlich sein.

Um nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Freund Makia zurückzukehren, so hatte er Herrn Lieutenant Zeuner gegenüber seine Ansprüche, hierin gleichfalls einer beliebten Negertheorie folgend, unter anderem auch damit begründet, daß Kumba „ihm gehöre" und die Bewohner „seine Leute" seien. Jeder Zwischenhändler behauptet nämlich, sein Hintersasse „gehöre" ihm und sei sein „Sklave", was so viel sagen will, daß er nur mit ihm und nicht etwa über seinen Kopf hinweg nach der Küste Handel treiben dürfe. Hierauf und auf den Kirchthurmstolz der Bürger von Kumba baute ich einen Racheplan gegen Makia. Sofort nach Zeuner's Ankunft rief ich die Aeltesten Kumbas zusammen und theilte ihnen den Zweck unseres Kommens mit. Indem ich sodann hervorhob, wie durch Errichtung der Station für Kumba eine neue Aera des Segens und der Wohlfahrt anbrechen werde, ließ ich gleichzeitig die Bemerkung Makias, daß sie nur seine Sklaven seien, einfließen. Darob geriethen die freien Männer von Kumba, denen schon an und für sich der Kamm geschwollen war, weil Weiße bei ihnen wohnen wollten, in edle Entrüstung. Um den Sklaventitel würden sie sich wohl weniger gegrämt haben; aber daß man ihnen auch den Weißen, den schätzespendenden „Mukalla" der Duala abspenstig machen wollte, und diese Absicht durch Zurückbehalten der zum Hausbau nöthigen Werkzeuge so unzweideutig kundgab, das war ihnen zu stark. Und so schickten sie denn unter dem Schutze der deutschen Flagge und im Anschluß an unsere, unter Führung Sopo Bell's abgesandte und nur aus 10 Mann bestehende Trägerabtheilung auch ihrerseits eine Gesandtschaft an Makia.

Sopo überbrachte Makia in meinem Namen die Aufforderung zur sofortigen Herausgabe der Werkzeuge, unter symbolischer Ueberreichung einer Mauserpatrone, deren Tragweite ihm nicht unbekannt war. Beide Missionen waren von Erfolg

begleitet, indem wir unser Eigenthum, die Kumbaner aber seitens Makia's eine feierliche Ehrenerklärung des Inhalts erhielten, daß sie nichts weniger als seine Sklaven seien und er über seine unbedachte Aeußerung bereits Reue empfinde. In gehobener Stimmung schilderten mir die zurückgekehrten Kumbaner, wie sie unter dem Schutz unserer zehn Karabiner Makia wegen der die Selbständigkeit Kumbas nicht achtenden Aeußerung zur Rede gestellt hätten.

Wie aufrichtig übrigens die Ehrenerklärung Makias war, ging daraus hervor, daß er acht Tage später den Kumbaleuten die für sie bestimmten Salzzufuhren — einen der wichtigsten Handelsartikel — abschneiden ließ.

Kumba selbst wird von Angehörigen des weit ausgedehnten Stammes der Bakúndus bewohnt. Es ist eine ansehnliche, etwa 500 Einwohner zählende Ortschaft, wozu noch ein halbes Dutzend Sklavendörfer gehören. Die Sklaven haben nämlich ihre besonderen Niederlassungen in der Nähe des Herrendorfes, worauf an einem anderen Orte noch Gelegenheit sein wird, zurückzukommen. Wie alle Dörfer des Küstengebietes mit Ausnahme der hart an der See befindlichen, liegt auch Kumba inmitten des Waldes auf einer Lichtung, so daß man beinahe unmittelbar aus dem Schatten der Bäume in die sonnige, breit angeordnete Dorfstraße tritt. Die Bakundu-Dörfer sind so ziemlich alle nach demselben Muster gebaut. Die einzige, etwa 10 Meter breite Straße ist auf beiden Seiten von großen, aus den Rippen und Blättern der Raphiapalme (Raphia vinifera) gebauten Hütten eingefaßt, die eine Breite von 4—6 Meter und eine Firsthöhe von 2—3 Meter haben. Hinter diesem tagsüber der ganzen Familie zum Aufenthalt dienenden Haupthause ist ein kleiner viereckiger Hof, der von mehreren, meist sorgfältiger gearbeiteten und etwa viermal kleineren Häuschen umgeben ist, worin das Familienoberhaupt mit seiner Lieblingsfrau und seinen sonstigen Reichthümern zu wohnen pflegt. Hinter diesen Häuschen befindet sich ein schmaler Streifen von

Pisangpflanzungen und Kokuspalmen, woran meist unmittelbar wieder der Urwald schließt. In der Mitte der Dorfstraße sind je nach der Größe der Ortschaft 1—3 große Versammlungshäuser, aus demselben Baustoff, aber viel umfangreicher als die Familienhäuser und von außen öfters mit Lehm beworfen. Jedes dieser Versammlungshäuser hat in der Mitte gleich am Eingange einen aufrecht stehenden Stein von Manneshöhe stehen, Dikóki genannt, der mit einem kleinen Platz davor als „tabu" gilt. Dieser Stein ist ein Basalt, der oft mit vieler Mühe aus den westlichen Gegenden des Schutzgebietes, die ich bereits im ersten Capitel zu erwähnen Gelegenheit hatte, herangeschleppt wird. Er ist mit braunen, weißen und schwarzen Vierecken bemalt, eine Mütze ziert sein oberes Ende, während ihn im Uebrigen zahlreiche Amulette schmücken oder geweihte Gegenstände zu seinen Füßen liegen. Aehnlich wie die Herrendörfer sind auch die Dörfer der Sklaven angelegt.

Der Häuptling von Kumba hieß Schama. Wie dies im Waldlande vielfach der Fall ist, spielte er als solcher nicht nur keine Rolle, sondern war im Grunde genommen vollständig blödsinnig; der stiere Blick und die stets zum Munde heraushängende Zunge machten aus ihm eine bemitleidenswerthe Erscheinung. Ein Rath der sogenannten „großen" Männer stand ihm zur Seite oder führte vielmehr für ihn die Regierung.

Da Schama für unsere Zwecke nicht zu gebrauchen war, so sahen wir uns im Rath der Alten nach einem verläßlichen Manne um. Unter den acht „großen" Männern machte Essém durch sein Aeußeres und durch die vorzügliche Anlage seines Gehöftes den günstigsten Eindruck. Obwohl im Grunde seiner Seele auch ein gerissener Kunde, war er doch stets hülfsbereit und seine Art zu betteln von einer gewissen Naivetät, so daß man ihm ernstlich niemals böse werden konnte; bei ihm schlug ich meine Wohnung auf. Um die Ehre, Zeuner zu beherbergen, stritten sich einige andere Magnaten, schließlich wurde er mir gegenüber einquartirt. Jeder von uns hatte seine Leute bei sich,



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Versammlungshaus der Bakundu (Kumba).

ich die Wei, Zeuner die Kru, weil sie sich gegenseitig nicht recht vertragen konnten. Das Erste beim Beziehen der uns angewiesenen Häuschen war, daß wir durch kräftige Messerhiebe in die Wände einige Fensteröffnungen anbrachten. Die aufgestellten Feldbetten und einige sonstige von der Küste mitgebrachte Einrichtungsgegenstände ließen unsere Hütten bald ganz wohnlich erscheinen. Auch unsere Leute machten es sich bequem, die Wei, indem sie ihre Hängematten strahlenförmig an den Wänden und an den in der Mitte ihres Hauses befindlichen Pfosten aufhingen, die Kru, indem sie sich kleine Pritschen verfertigten. Diese waren so schmal und standen so eng beieinander, daß die Leute Nachts buchstäblich wie Häringe zusammengepreßt lagen, und jeder eines seiner Beine gewöhnlich über den Leib seines Vordermannes legte, eine seltsame Stellung, die sie offenbar gewählt hatten, um sich gegenseitig zu wärmen; denn der Neger ist gegen die Kühle der Nacht im höchsten Grade empfindlich.

Natürlich brachten uns die Eingeborenen, d. h. der Rath der Alten, schon gleich am ersten Tage die üblichen Gastgeschenke, reichlich Pisang und Ziegen. Da wir für unseren künftigen Unterhalt mehr oder weniger auf die Kumba angewiesen waren, so wurden alsbald feste Marktpreise für alle Lebensmittel verabredet. An Versuchen, uns trotzdem zu übervortheilen, ja selbst durch zeitweilige Einstellung der Lieferungen höhere Preise zu erzielen, fehlte es in der Folgezeit nicht, doch scheiterten sie an unserer Festigkeit. Im Allgemeinen gab aber das Betragen der Kumbaleute zu keinerlei Klagen Anlaß, was sich leider von unseren eigenen Leuten nicht behaupten ließ, die sich nicht selten Diebstähle und Ausschreitungen gegen das schöne Geschlecht zu Schulden kommen ließen. Doch merkten die Eingeborenen, nicht ohne für sich selbst daraus eine Lehre zu ziehen, sehr bald, daß wir es an exemplarischer Bestrafung gerade unseren eigenen Leuten gegenüber nicht fehlen ließen und derartige Fälle viel strenger beurtheilten, als dies bei ihnen selbst geschah.

Unsere nächste Aufgabe war, den geeigneten Platz für die Station auszusuchen, wobei uns vor allem Essem als Führer und Berather diente. Unsere Träger hatten währenddessen gute Zeit, da wir bei diesen Ausflügen ihrer nicht bedurften und sie sich daher ungestört mannigfaltigsten Genüssen hingeben konnten.

Bei der Auswahl des Platzes mußten verschiedene Gesichtspunkte in Betracht kommen. Einmal sollte die Niederlassung ja aus landschaftlichen Gründen in der Nähe des Elefantensees und außerdem nicht allzu dicht bei Kumba liegen, schon um uns die ewigen Besuche der Kumbaner möglichst vom Halse zu halten, die uns unter steten Liebesbetheuerungen nicht aus ihrem Dorfe hinauslassen wollten. Sodann mußte die Station auch die verschiedenen in Kumba zusammenlaufenden Handelswege beherrschen. Wir machten uns daher vor Allem an die Erforschung des Elefantensees und seiner Umgebung.

In $^5/_4$ Stunden befanden wir uns auf dessen südöstlichem Höhenrand, von wo aus wir seine Fläche etwa 50 Meter tief zu unsern Füßen liegen sahen. Der See ist wohl doppelt so groß wie das Alsterbassin in Hamburg und ähnelt einem der kleinen bayrischen Gebirgsseen, etwa dem Eibsee, an den er auch landschaftlich durch seine hohen, meist steilabfallenden, mit dichtem Wald bestandenen Ufer, sowie durch sein smaragdgrünes durchsichtiges Wasser erinnert. Durch eine tiefe Schlucht stiegen wir zu einem kleinen Gebirgsbach hinab, dem südlichen Abfluß des Sees und stärkten uns durch ein Bad in den lauwarmen Fluthen.

Hier lagen auch einige Einbäume, die zu dem am Nordrande gelegenen Dorf Mbu gehörten, wonach der See Barombi ma M'Bu genannt wird, d. h. Leute vom See M'Bu. So hatten wir auch gleich Gelegenheit, uns von der ansehnlichen Tiefe des Sees zu überzeugen; denn kaum 100 Schritte vom Ufer konnten wir auf 50 Meter nirgends mehr Grund finden. Physikalisch kennzeichnet sich der See als ein vulkanischer Ein=

bruchsee, der durch ein bei M'bu mündendes Bächlein gespeist wird.

Obschon auf der Höhe des Südrandes eine schöne Stelle zum Stationsbau vorhanden war, so erschien doch der Platz zu abgelegen. Spätere Ausflüge, wobei auch Schneissen zur besseren Uebersicht geschlagen wurden, bestätigten dies, zumal auch der Grund und Boden auf der Höhe für etwaige anzulegende Pflanzungen zu beschränkt gewesen wäre. Dagegen war uns auf dem Wege zum See schon früher ein breiter, den Höhen von Barombi vorgelagerter Bergrücken aufgefallen. Durch das diesen Bergrücken von der Barombihöhe trennende Thal murmelte ein lustiger Waldbach, an dessen Ufern wir einige vernachlässigte Pflanzungen vorfanden. Der Zufall wollte es, daß dieser Landstrich unserem Gastfreunde Essem gehörte. Auf ihn fiel endlich unsere Wahl und der hohe Rath von Kumba wurde in der Sylvesternacht zum Abschluß des Landkaufes zusammenberufen.

Größere Geschäfte werden eigenthümlicher Weise in jenen Gegenden Kameruns meistens nur bei Nacht besprochen und auch die Zahlung nächtlicher Weile geleistet. Desgleichen werden Geschenke an Häuptlinge, namentlich wenn sie einen größeren Werth darstellen, um diese Zeit übergeben, ein deutlicher Beweis für die Unsicherheit des Besitzes. Wie Diebe in der Nacht erscheinen dann die Betheiligten und verschwinden auch ebenso wieder, ihr Geschenk sorgsam wie einen Raub vor den Augen Unberufener verbergend.

So bat denn auch uns damals der hohe Rath von Kumba, den Handel in der Nacht, wenn alles schliefe, im Gehöfte Essems abzuschließen, worauf ich natürlich mit verständnißvollem Augenblinzeln einging. Der Grund dieser Heimlichkeit mag in vorliegendem Falle auch theilweise darin gelegen haben, daß, wie ich nachher erfuhr, die Rechte der Verkäufer an dem fraglichen, zum Theil wenigstens mit Pflanzungen bestandenen Grundstücke sehr zweifelhafter Natur waren.

Es mochte daher gegen 9 Uhr sein, als verstohlen sich um=

schauend bald dieser, bald jener der Honoratioren Kumbas heranschlich und vorsichtig durch die halb geöffnete Thür des Haupthauses schlüpfte, worin meine Weileute schliefen, um ebenso geräuschlos in dem Hofe Essems zu erscheinen. Im Dorfe war längst alles still geworden und kein Horcher zu fürchten; nur der Mond goß sein helles Licht über die regungslos hängenden Palmwedel und über die Dächer der Hütten aus, in deren Schatten still und schweigend die dunklen Gestalten auf kleinen Schemeln oder auf Holzstücken Platz genommen hatten.

Als alle versammelt waren, schoben die Rathsherren ihre Sitze in die Mitte des Hofes. Zeuner und ich saßen indeß vergnüglich rauchend gleichfalls im Hofe vor der offenstehenden Thür meiner Hütte, worin der die Habgier der Kumbaner reizende Kaufpreis in Gestalt der verschiedenartigsten Waaren verborgen lag. Neben mir hockte der Dolmetscher auf dem Boden und begann alsbald mit leiser Stimme den sich aufmerksam zum Zuhören vorneigenden Männern unsere Absichten darzulegen. Bei besonders zum Herzen sprechenden Stellen, als da waren: ihr seid gute Leute, wir wollen euch den Verstand der Weißen lehren, wir wollen euch gegen eure Feinde schützen, wir wollen ein Haus bei euch bauen und das Land dazu kaufen und dergleichen mehr, ließen sie nach Landesart ein gedämpftes, hinten aus der Kehle kommendes und wie Grunzen klingendes „aha“ erschallen. Als der Dolmetscher geendet, schob Essem seinen Sitz in die Mitte der Versammlung und indem er mit leiser, heiserer Stimme alle Punkte des eben gehörten Vortrages wiederholte, fragte er, die Arme mit offener Handfläche nach oben ausgebreitet und die Versammelten mit seitlichen Blicken musternd: ob das nicht Vorschläge seien, auf die jeder eingehen müsse, sofern er nur ein annäherndes Verständniß für das Gedeihen des Landes habe? Und mit den Häuptern nickend, mit den Fingern auf Essem tippend, erklärten die hohen Rathsherren unter wiederholtem Grunzen, so sei es, und verlangten

nun durch Essem einen wohl schon vorher zwischen ihnen abgekarteten Kaufpreis, der allerdings das Zehnfache von dem war, was wir bezahlen wollten und auch als Zahlung anboten, nämlich für etwa 4 Quadratkilometer Landes Tabak und Zeugstoffe im Werthe von 100 Mark. Aber auch dieser Preis war noch ein so hoher, daß sie ohne langes Feilschen zugriffen.

Streng genommen wären wir überhaupt zu keiner Zahlung verpflichtet gewesen, da jeder, der in Afrika unbebautes Land in Cultur nimmt, eben dadurch auch Besitzer dieses Bodens wird. Jene Forderung der Sozialisten, daß jeder Mensch zugleich mit seiner Geburt auch ein entsprechendes Anrecht auf den Grund und Boden erwirbt, besteht in Afrika im vorliegenden Sinne und hier sicherlich nicht zum Schaden der Gesammtheit. Wir zahlten daher nicht sowohl für den Grund und Boden, als vielmehr eine Aufnahmegebühr in die Gemeinde, womit dann das Recht verbunden war, das der Gemeinde gehörige, unbebaute Land in Benutzung zu nehmen.

Nunmehr wurde der Kaufpreis ans Tages- oder richtiger Mondeslicht gebracht. Dabei war die Geschicklichkeit zu bewundern, mit der Essem von den Sachen, die aus dem Fenster gereicht wurden, ein Stück Zeug, sowie ein Bündel Tabak für sich zu eskamotiren verstand, wobei er mich, der ich dieses aus dem Innern des Hauses beobachtete, mit listigem Augenzwinkern zum Schweigen aufforderte. Der hohe Rath schien nichts davon bemerkt zu haben; schleunigst wurden die Sachen in acht Theile getheilt und jeder barg sein Bündel möglichst unauffällig in den eigens zu diesem Zwecke mitgebrachten Basttaschen. Nachdem ich den schriftlich aufgesetzten Kaufvertrag durch den Dolmetscher hatte verkünden und von allen Anwesenden mit Kreuzen unterzeichnen lassen, wurde die bereits drei Stunden währende Sitzung aufgehoben. Vorsichtig auf die mondbeschienene Dorfstraße auslugend, schlich jeder, sich an den Hütten vorbeidrückend, nach Hause. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln schien die Sache doch ruchbar geworden zu sein. Denn in den nächsten Tagen

fanden im Versammlungshause sehr geräuschvolle und aufgeregte Verhandlungen statt, um deren Verlauf wir uns jedoch nicht weiter kümmerten. Zeuner aber und ich setzten die Sitzung noch fort und begrüßten das anbrechende neue Jahr mit einem tüchtigen Glase Grog, dabei der fernen Heimath und der bevorstehenden Arbeit gedenkend.

Die Morgensonne des 1. Januar 1887 hatte kaum die schlanken Palmen Kumbas mit glänzendem Scheine vergoldet, als auch schon die Expedition mit Aexten, Buschhauern und sonstigem Geräthe bereit stand, um von dem neu erworbenen Grund und Boden Besitz zu ergreifen.

Da ich ein grundsätzlicher Gegner aller sich nicht an das Land selbst haltenden Benennungen bin, so taufte ich die neu zu gründende Station nicht auf einen mehr oder minder berühmten heimischen Namen, sondern nannte sie Barombistation, mit welchem Namen in ihrer Sprache die Bakundu sowohl den See, als auch das am Nordufer gelegene Dörfchen M'bu bezeichnen. Die Gebäude der neuen Station wollte ich vorzüglich aus einheimischem Baustoff errichten, theils aus Gründen der Sparsamkeit, theils um Erfahrungen zu sammeln, da wir weiter im Innern doch hierauf angewiesen waren und keine europäischen Baumaterialien mehr verwenden konnten.

Vor allem galt es, dem Urwald für die zu errichtenden Baulichkeiten den nöthigen Platz abzuringen. Zunächst schlugen unsere Leute mit breiten Buschhauern alles Unterholz nieder. Die stärkeren Stämme bis zu den gewaltigen Urwaldriesen blieben vorerst noch stehen, da sie durch ein dichtes Lianengewirr unter einander, wie die Masten eines Schiffes durch Taue, verbunden waren. Sorgsam wurden zunächst die Lianen, soweit man sie erreichen konnte, gekappt, da sie vermöge ihrer ungeheuren Zähigkeit nicht nur die Bäume im Fallen aufhalten, sondern ihnen beim Fall auch oft eine unerwünschte Richtung geben. War so unten Licht und Luft geschaffen, dann wurden die kräftigsten und geschicktesten Leute, gewöhnlich 3 oder 4 an der

Zahl, an die einzelnen Bäume vertheilt und gleichzeitig ihnen die Richtung angegeben, wohin der Baum stürzen sollte. Zu dieser Arbeit waren gerade die Weileute, die schon anderweitig auf Pflanzungen gearbeitet hatten, sehr geeignet, und einige hatten es bald im Baumfällen zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Während diese die stärksten Stämme von oft eisenhartem Holze bearbeiteten, kerbten die Krujungen mit kleineren Aexten die Bäume geringeren Umfanges der Art an, daß sie beim Fallen der großen umgebrochen und mitgerissen werden mußten.

Viele Stunden währte es oft, bis eines der stärksten Exemplare, die zum Theil einen Umfang von 3—4 Metern erreichten, so weit gebracht war, daß ein leichtes Zittern durch den Baum ging und den Augenblick des nahenden Falles verkündete. Alsdann wurden sämmtliche Arbeiter zurückgerufen; nur die Baumfäller selbst führten mit äußerster Kraft die letzten, rasch auf einander folgenden Schläge, die Wirkung jedes einzelnen Hiebes mit prüfendem Auge verfolgend. Jetzt hört man ein leises Knacken, der Baum „spricht", sagen die Schwarzen; im Wipfel, in den Aesten, in den herabhängenden Lianen wird eine schwankende Bewegung bemerkbar; die Kraft und Schnelligkeit der Hiebe verdoppelt sich: Da, auf einmal, ein kurzer scharfer Krach, die Baumfäller suchen hurtig das Weite, die Zweige bewegen sich heftiger und unter mächtig anschwellendem Knattern und Rauschen neigt sich langsam und majestätisch der Urwaldriese, um plötzlich mit donnerähnlichem, den Boden erschütternden Getöse zu fallen, zugleich die kleineren Nachbarn in seinen Sturz verwickelnd und unwiderstehlich mit zu Boden reißend. Blauer Himmel lacht nunmehr über der Stelle, die noch eben durch ein undurchdringliches Blätterdach in geheimnißvolles Dunkel gehüllt war. Kaum ist der Baum zu Fall gekommen, so stürzen auch schon die Schwarzen, welche die letzten Vorgänge mit einem eintönigen Gesange begleitet hatten, zusammen und führen über der Leiche des überwundenen Gewaltigen eine Art Siegestanz auf. Dann geht es mit Messern und Aexten über das chaotische Gewirr der haus-

hoch zum Himmel starrenden Aeste her. Alles unbrauchbare Geäst und Wurzelwerk wird möglichst fern vom eigentlichen Arbeitsplatze zu großen Haufen aufgethürmt und später verbrannt. Nur die geraden Stämme und Stangen werden sofort nach vorgeschriebenem Maß zugehauen und in Reih und Glied auf der nunmehr entstandenen Waldblöße zur weiteren Verwendung aufgestapelt. Alsbald fangen auch schon die schwächeren Leute an, mit Steinen und Knüppeln die Rinde abzulösen, während der aus Accra an der Goldküste stammende schwarze Zimmermann forschenden Blickes mit dem Dächsel umherspäht, um sich die für seine Zwecke geeignetesten Hölzer auszusuchen. So geht es fort, und nach wenigen Tagen ist bereits ein ansehnlicher Platz geklärt und eine große Anzahl von Bauhölzern hergerichtet.

Gern würde ich bei dieser Gelegenheit zur Belehrung des Lesers einige Bemerkungen über die von uns geschlagenen und verwendeten Bauhölzer einfließen lassen; allein meine eigenen Kenntnisse sind in dieser Beziehung sehr mangelhaft, und während die afrikanische Flora mit Bezug auf die niedrig wachsenden Pflanzenarten, zumal an der Küste, schon vielfach erforscht und beschrieben worden ist, weist hingegen gerade die Forstbotanik noch große Lücken auf.

Vor einigen Jahren veröffentlichte der Gouverneur der benachbarten Kolonie Lagos ein Buch unter dem Titel African Forestery, das mir aber damals noch nicht zur Verfügung stand.

Auch der Leiter des Baugeschäftes F. H. Schmidt in Hamburg, dem der Bau der Gouvernementsgebäude in Kamerun übertragen war, hat sich seiner Zeit persönlich nach Kamerun begeben und einen Theil der dortigen Bäume auf ihre Verwendbarkeit zu Bauzwecken geprüft. Die große Schwere und Härte gerade der an sich brauchbarsten Holzarten steht deren baulicher Verwendung hindernd im Wege, da hierdurch sowohl die Beförderung als auch die Bearbeitung ungeheuer erschwert wird.

Darum stellt sich auch der Preis des an Ort und Stelle verarbeiteten einheimischen Holzes selbst an der Küste wenigstens zur Zeit noch höher, als der des aus Europa bezogenen. Außerdem unterscheidet sich auch der afrikanische Urwald darin von unseren Wäldern, daß er nicht wie diese aus einer einzigen oder doch nur aus einigen wenigen Holzarten besteht, sondern aus einem bunten Gemisch der verschiedensten, selten nur in kleinen Gruppen zusammenstehender Baumarten, wovon sich nicht jede einzelne zu Bauzwecken eignet.

Unter diesen spielen die mannigfachen Akazienarten eine hervorragende Rolle. Die größten Vertreter liefert aber der sogenannte Baumwollenbaum — Eriodendron anfractuosum — dessen weiches Holz jedoch zum Bauen durchaus ungeeignet ist. Mahagoniholzartige Stämme von schönem, schlanken Wuchs sowie verschiedene Gelb- und Rothholzarten sind häufig und liefern gutes Bauholz für Stationen. Alles Holz wird jedoch ohne Ausnahme sehr bald von sehr kleinen Käfern angebohrt, die vorzugsweise die Ostseite der Wohnungen sich aufsuchen; hier ist Carbolineum das einzige Mittel. Feuchte Witterung und weiße Ameisen gefährden ebenfalls die Hölzer, die im besten Falle, namentlich was die Hauptgerüstbalken anlangt, kaum vier Jahre aushalten; dann muß ein Holzgebäude im Busch wenigstens von Grund aus neu gebaut werden. Nach dieser forstlichen Abschweifung kehren wir wieder zu unseren Arbeiten zurück.

Da die Leute zu viel Zeit auf dem Wege vom Bauplatze bis nach Kumba verloren, so wurde zunächst für sie nach dem Vorbild der eingeborenen Häuser eine Art langgestreckter Kaserne gebaut.

Es sei gestattet, über die Bauweise der Bakundu hier kurz folgendes zu bemerken. In Abständen von ca. 1/4 Meter werden manneshohe Pfähle von der Dicke eines Handgelenks in die Erde gerammt. Diese Pfähle werden durch die mehrere Meter langen, gespaltenen Rippen der Raphiapalme, die im nördlichen Kamerungebiete überall vorkommt, unter einander verbunden und dadurch

eine Art Gitter hergestellt; als Bindemittel dienen junge, zähe Lianen, die unverwüstlich sind; diese Gitterwand wird später mit Matten bekleidet. Entsprechend der geplanten Hausbreite steht gleichlaufend als zweite Wand wieder eine Reihe verbundener Pfähle. In der Mitte des auf diese Weise abgegrenzten Raumes erheben sich, natürlich der Richtung der Seitenpfähle entsprechend, die dicken Pfosten, welche den Giebelbalken des Daches zu tragen haben, die, bei der Flachheit der Dächer, nicht viel höher sind. Selbstverständlich erfordert das Abmessen des Grundrisses viel Genauigkeit, und die Schwarzen zeigen hierin große Geschicklichkeit. Sobald nun das vorhin beschriebene Pfahlwerk steht und der lange Firstbalken, worauf das Dachgerippe ruhen soll, gelegt ist, werden möglichst lange Bambus in der Mitte durch Klopfen etwas mürbe gemacht, so daß sie beim Ueberlegen über den Firstbalken sich zum entsprechenden Winkel knicken. Es wird hierbei darauf geachtet, daß sie über die Seitenwände mindestens $^1/_4$ Meter übergreifen, um die Hauswand sowohl gegen den vom Dach abfließenden Regen als gegen die zu pralle Sonne der Mittagsstunden zu schützen. Diese einzelnen Dachrippen werden nun wieder in Abständen von $^1/_4$ Meter durch gespaltene Bambus zu einem ziemlich engmaschigen Gitterwerk fest verbunden, worauf die ebenfalls aus den Blättern der Weinpalme verfertigten Matten angebunden werden. Am unteren Dachrande wird angefangen und die nächst höhere Reihe greift mit den Spitzen über die vorhergehende. Sobald das Dach fertig ist, werden in derselben Weise die Hauswände hergestellt, und zwar werden die Matten diesmal von oben nach unten an der inneren Bambusreihe angeheftet. Auch hier greifen die Spitzen der oberen Matte über die der unteren, damit der Schlagregen außen abfließen kann.

Dies alles mußten wir erst von den Bakundu erlernen, da die Bauweise der Wei- und Kruleute den Bedürfnissen und dem Baumaterial ihrer Heimath entsprechend eine andere ist. Im allgemeinen zeigten sich besonders die Weijungen sehr anstellig

und in Anfertigung der Matten, die ihnen besonders zusagte, leisteten sie bald so viel wie die Eingeborenen selbst.

Jedenfalls hatten wir nach 12 Tagen ein großes Mattenhaus für die Leute fertig, die nunmehr sehr zu ihrem Bedauern auf der Station wohnen mußten. Gleichzeitig wurde aber auch an einem Wohnhaus für uns Europäer fleißig gearbeitet. Es war im Grundriß 9,5 Meter lang und 6 Meter breit und stand auf 2 Meter hohen Pfählen; die Zimmerhöhe betrug vom Fußboden bis zum Dachfirst 6,5 Meter; dieser lag somit 8,5 Meter über dem Erdboden. Auf der Südwestseite befand sich eine 1,5 Meter breite Veranda, zu welcher an der Seite eine 90 Centimeter breite Treppe, der einzige Zugang zum Hause, hinaufführte. Es enthielt drei Räume, deren mittelster und größter als Eß- und Arbeitszimmer eingerichtet war. Das Erdgeschoß diente als Lagerraum für Tauschwaaren sowie als Werkstatt für den Zimmermann. Der Fußboden der Zimmer bestand aus drei Finger dicken Bohlen einer weichen, trotzdem aber sehr dauerhaften, spaltbaren Holzart. Der Bau eines solchen „Etagenhauses“ verursacht natürlich zwar viel mehr Mühe wie der eines Hauses zur ebenen Erde. Für die Gesundheit der Europäer ist es aber durchaus nöthig, entweder die Wohnräume 2—3 Meter über dem Erdboden zu errichten, wobei man unter diesen Lagerräume u. s. w. hat, oder aber sonst den Fußboden der Zimmer mindestens einen Meter über den Erdboden zur besseren Zirkulation der Luft zu legen, also eine Art Pfahlbau aufzuführen. Häuser, deren Fußboden nur der tennenharte Erdboden ist, sind als ungesund durchaus zu verwerfen.

Auch Möbel aller Art, Schränke, Tische, Stühle, Truhen und dergleichen verfertigte unser schwarzer Zimmermann aus den verschiedensten Holzarten, theilweise auch aus Ebenholz, mit großem Geschicke. Am 29. Januar schon konnten wir das fertige Haus beziehen und die Flagge hissen. Wenige Wochen nachher waren auch die Nebengebäude, eine Küche, ein meteoro-

logisches Observatorium und Wohnungen für den Dolmetscher, Koch, Zimmermann und dergleichen vollendet, so daß etwa sechs Wochen nach dem Beginn des Baues die feierliche Einweihung unter Zuziehung der Bewohner von Kumba stattfinden konnte.

Gleichzeitig mit dem Bau hatte ich meine Aufmerksamkeit auch der Anlage von Gemüsegärten und Reispflanzungen zugewandt. Jene lieferten schon Anfang März Radieschen, denen später die verschiedensten Gemüse folgten; der am 21. Februar ausgesäete Bergreis wurde bereits am 8. Juni geerntet.

Derartige Anlagen sind von großer Wichtigkeit, weil sie nicht nur zur Verringerung der Verpflegungskosten beitragen, sondern auch von dem guten Willen der Eingeborenen unabhängiger machen, die sofort die Bedeutung der Magenfrage zu erkennen pflegen und trotz aller Abmachungen stets bestrebt sind, entweder die festgesetzten Preise zu steigern oder durch gänzliches Einstellen des Verkaufes unter allen möglichen Ausflüchten den Fremdling ihren Wünschen und Ansprüchen gefügiger zu machen. Gerade die Sorge um das tägliche Brot und dieser Kampf ums Dasein läßt am ehesten den Weißen in den Augen seiner eigenen Leute und bei den Eingeborenen eine geradezu lächerliche und unwürdige Rolle spielen.

Die für die Verpflegung der Schwarzen und auch der Weißen zweckmäßigste Pflanze ist unter allen Umständen der Pisang, soweit Klima und Bodenbeschaffenheit dessen Anpflanzung gestatten. Ich verstehe unter Pisang nicht die eigentliche, jetzt auch in Deutschland gerade nicht mehr unbekannte, eßbare Banane mit ihrem beinahe crêmeartigen, wohlduftenden Fleische, sondern die äußerlich kaum von ihr zu unterscheidende, nur etwas größere, in rohem Zustande nicht genießbare Frucht der Musa sapientium, von den Engländern zum Unterschiede von der süßen Banane plantain genannt und dies von den Deutschen wieder zu „Plante“ verballhornt.

Den Pisang „Plante“ zu nennen ist also durchaus falsch,

entspricht aber den Gepflogenheiten des Deutschen im Auslande, seine Sprache entweder gänzlich aufzugeben oder sie derartig mit fremden Wörtern zu spicken, daß ein höchst sonderbares Kauderwelsch herauskommt. Die Kaufleute und auch eine große Anzahl von unseren Beamten neigen sehr zu dieser Untugend. Ich füge unten als Anmerkung ein Schreiben in solchem Küstendeutsch bei, welches keiner weiteren Ausführung bedarf, in dieser Art aber mehr oder weniger jeden Tag im Schutzgebiet geschrieben und von deutschen Behörden angenommen wird.

Der Pisang nun wird theils im gekochten, theils im gerösteten Zustande gegessen, auch Mehl daraus bereitet; er ist äußerst nahrhaft, mühelos zu ernten, perennirend und durch Wurzelschößlinge leicht zu vermehren. Jeder Pisang trägt einen Büschel mit 50—100 Früchten, die eine Länge von 30 und

---

Anmerkung. Cameroons, ...

Sehr geehrter Herr!

. . . . Sie wissen ja ebenfalls, daß der trade (Handel) im river (Fluß) jetzt sehr schlecht ist. Der Preis von oil (Oel) und kernels (Kerne) ist in Europa sehr niedrig und da die kings (Häuptlinge) nichts von dem allgewohnten Preis ablassen wollen, haben sie den trade gestoppt. Seit langer Zeit habe ich kein puncheon (Faß) oil (Oel) an meiner beach (Strand) gesehen. . . . . Meine Crooboys (Kru) haben infolgedessen nichts zu thun und meine expences (Auslagen) sind nun ihr play (Spiel), wie gestern mein headman (Aufseher) Peasoup (Erbsensuppe) sagte. Infolge dieser stoppage (Einstellung) des Handels sind auch sonst viele palaver (Streitigkeiten) im Fluß; von dem letzten womanpalaver (Streit um ein Weib) werden Sie gehört haben. Es gelang, die Sache durch einen großen dash (Geschenk) an den Chief (Unterhäuptling) Angua zu settlen (beizulegen), doch wäre es bald zum fight (Kampf) gekommen. Ich denke diesen Nachmittag mit meiner steamlaunch (Barkasse) nach Victoria zu fahren. Sobald ich steam (Dampf) aufhabe, lasse ich pfeifen — Sie schicken dann wohl Ihre mail (Post) für Victoria durch Ihren Clerk (Handlungsbeflissenen) ans Office (Comptoir). Haben Sie sonst noch Aufträge, bitte mich zu informiren, es soll alles gut gemanaged (besorgt) werden u. s. w.

eine Dicke von 8 Centimeter erreichen können. Die abgehauenen Stämme der zahlreiche Nebenschosse treibenden Pflanze verfaulen sehr rasch auf dem stets feuchten Boden und geben dadurch zugleich eine vortreffliche Düngung. Der Pisang ist jedenfalls die Basis der Volksnahrung in diesen Ländern, und Schweinfurth bemerkt mit Recht, daß die Pisangkultur eine Eigenthümlichkeit der inneren Aequatorialzone Afrikas zu sein scheint, von Uganda am See von Ukerewe bis zu den Ländern von Gabun und Ogowe im fernen Westen des Continents.

In zweiter Linie ist auch der Anbau von Koko (arum esculentum), Maniok (manihot utilissima), Yams (Dioscorea sativa), kurz, überhaupt einheimischer Gemüsepflanzen empfehlenswerth, hingegen der des Reises — an sich die Lieblingsspeise des Schwarzen und für ihn zur Zeit auch noch ein Leckerbissen — mit zu viel Arbeit und auch später bei der Ernte und Aufbewahrung mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Ich habe meinerseits mit liberianischem Bergreis Anbauversuche gemacht, dessen Kultur meinen Weileuten nicht fremd war; diese Versuche waren zwar an sich nicht erfolglos, aber doch sehr zeitraubend, zumal sie ohne jede maschinelle Hülfe betrieben werden mußten.

Nach Urbarmachung des Feldes wird der Reis ausgesäet und in den vorher nicht gelockerten Boden flüchtig eingearbeitet, wobei sich die Wei kleiner Hacken oder wenn diese fehlen, zugespitzter Holzgabeln, wie solche jeder Baumast bietet, bedienen. Die vorherige Anlage von Saatbeeten, oder Bewässerung, wie sonst beim Reis, ist hier nicht erforderlich. Ist so der Reis bis zur Körnerbildung gediehen, dann müssen tagtäglich einige Leute in der Pflanzung aufgestellt werden, um durch Schreien und Schießen die zahlreichen Vögel zu verscheuchen, die von Tagesgrauen bis spät Abends die Felder plündern. Wenn der Reis endlich schnittreif ist, so muß Aehre für Aehre wegen der eigenthümlichen Art des Ausdreschens abgeschnitten werden, eine Arbeit, die man freilich durch Gebrauch von Sicheln und Sensen vereinfachen

könnte. Darauf aber wird der mit den möglichst kurzen Stielen zu Bündeln aufgebundene Reis erst in besondern Schobern ordentlich ausgetrocknet und kann darnach gedroschen werden, was heutzutage noch durch Austreten mit den Füßen geschieht. Nach alledem ist klar, daß der Bau von Reis für den nicht mit Sklaven oder Maschinen arbeitenden Plantagenbetrieb zu umständlich und kostspielig ist. Nicht viel anders ist es auch mit dem Anbau von Mais und Hirse.

Selbstverständlich sind für den Europäer Gemüsegärten sowie daneben Geflügel- und Viehzucht von allergrößter Bedeutung. Es spricht gerade nicht für die Energie der an der Küste lebenden Europäer, daß sie sich bisher äußersten Falls zur Anlage einiger Radieschenbeete aufgeschwungen haben. Gemüse- und Viehzucht überhebt den Europäer des Genusses der Konserven, die selbst, wenn sie sich gut erhalten, auf die Dauer doch geradezu zum Ekel werden und auch wohl vom gesundheitlichen Standpunkt aus niemals einen Ersatz für frisches Fleisch und Gemüse bieten.

Man hat in Afrika den einheimischen oder aus europäischen Samen gezogenen Pflanzen vom Standpunkte der Küchenchemie aus noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich bin überzeugt, daß sie chemische Bestandtheile aus dem Boden aufnehmen, welche die mit jedem längeren Tropenaufenthalte verbundene Zersetzung oder Verdünnung der Blutkörper wenn nicht gänzlich verhindern, so doch auf ein geringes Maß beschränken. Das Wort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ hat in diesem Falle seine volle Geltung. Ich schreibe den verhältnißmäßig sehr guten Gesundheitsstand der meisten Europäer meiner Expedition nicht zum wenigsten dem Umstande zu, daß ich, allen Konserven abhold, stets auf den Genuß der einheimischen Nahrungsmittel, die wir allerdings durch europäische Kochkunst für unseren Magen zuträglicher machten, gehalten habe.

Und welcher Reiz liegt nicht mitten in der Wildniß im Anblick eines sorgfältig gepflegten Gemüsegartens! Da sehen

wir die Kinder unserer Heimath in der befruchtenden Wärme der Tropensonne stark und kräftig emporschießen. Wir haben die Aussaat womöglich selbst vorgenommen, denn diese Arbeit versteht kein Schwarzer, haben tagtäglich in der trockenen Zeit das Begießen überwacht, haben die Pflanzen während der heißen Mittagszeit sorgfältig gegen den zu starken Sonnenbrand geschützt und freuen uns täglich über ihr zunehmendes Wachsthum, bis wir sie schließlich als lecker bereitetes Mahl auf unserm bescheidenen Tische wieder finden. Es sind die Früchte einer nicht nur dem Körper, sondern auch dem Geist bekömmlichen Arbeit, wodurch mancher Kummer und Aerger vertrieben wird! Aehnlich ist es mit der Geflügel- und Viehzucht — auch sie bieten neben dem materiellen Nutzen eine reiche Quelle des Vergnügens und der Erholung. Durch derartige Anlagen und Beschäftigungen erhält der Aufenthalt in der Wildniß erst etwas Wohnliches und Anheimelndes und die Einförmigkeit des Daseins sowie der Mangel äußerer geistiger Anregung kommt weniger zum Bewußtsein; denn im großen und ganzen schlägt doch auch auf der Station des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr und Abwechslungen bilden die Ausnahme.

Vielleicht verlebt der geneigte Leser einen Tag mit uns auf der Station mit, der etwa in folgender Weise eingetheilt war.

Morgens gegen 1/2 6 Uhr, um Sonnenaufgang, wird aufgestanden und Befehl gegeben, Tagewache zu blasen. Nun fängt es an in den Hütten der Schwarzen lebendig zu werden, hier und da tritt bereits einer, den Himmel angähnend und mit durchgedrücktem Kreuz die Arme reckend, aus der Thür. Die Diener eilen herbei, aus der Küche steigt bläulicher Rauch auf, ein Zeichen, daß auch schon der Koch das Theewasser bereitet. Um 6 Uhr erfolgt das zweite Trompetenzeichen. Nun geht's, nachdem vorher ein kurzes Frühstück eingenommen worden, das bei den Schwarzen aus Mais oder Pisang, bei den Europäern in einer Tasse Thee oder Kakao zu bestehen pflegt, zum Appell.

Einige Nachzügler werden sofort zur Strafarbeit aufgeschrieben, die nach Schluß des gewöhnlichen Dienstes in Wassertragen, Mattenflechten und dergleichen leichteren Verrichtungen besteht. Alsdann rücken die Leute unter Führung eines Europäers oder der schwarzen Aufseher zu der ihnen angewiesenen Arbeit aus, indeß die „krank" gemeldeten untersucht und ihrem Leiden entsprechend behandelt werden. Selbstredend ist der Stationsvorstand auch Arzt, Chirurg und Apotheker, alles in einer Person. Nach der ärztlichen Thätigkeit tritt um 7 Uhr die Meteorologie in ihre Rechte und werden die entsprechenden Beobachtungen abgelesen und eingetragen. Hieran reiht sich die Vertheilung der Lebensmittel für die Mannschaft, sowie mit Hülfe des Kochs die Festsetzung des Speisezettels für uns Europäer. Um $^1/_2$10 bis 10 Uhr nehmen wir das erste, bis 5 Uhr vorhaltende Frühstück ein; von 12 bis 2 ruht alle Arbeit; die Schwarzen eilen mit dem üblichen Halloh in ihre Hütten zu dem vom Mannschaftskoche inzwischen bereiteten Mittagsmahl, das bald aus Reis bald aus Pisang mit jeweiliger Fleischzugabe besteht. Die Europäer nehmen eine Tasse Thee oder Kakao zu sich und halten Siesta. Die Nachmittagsarbeit dauert von 2 bis 5 Uhr, um 5$^1/_2$ Uhr wird zu Abend gegessen und der Rest des Tages von den Schwarzen verträumt, verraucht, verschwatzt und vertanzt, indessen wir Weißen die Kühle des Abends noch zu besichtigenden Spaziergängen oder sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten benutzen. Ich halte diese Eintheilung des Tages, namentlich was die Mahlzeiten betrifft, für die zuträglichste. An der Küste wird in dieser Hinsicht sehr viel gesündigt und namentlich die Abendmahlzeit viel zu spät eingenommen.

Lieutenant Zeuner hatte ich gleich zu Beginn die Meteorologie und das zoologische Sammeln übertragen. Er hatte einige Weijungen zu Jägern ausgebildet und sie gleichzeitig im Abbalgen und Skelettiren unterrichtet. Auch Käfer und Schmetterlinge wurden fleißig gefangen; doch kam dafür erst später der richtige Mann in Gestalt des Botanikers Herrn Dr. Preuß.

Durch ihn und seine zahlreichen Funde, die an die verschiedensten heimischen Universitäten und Museen gesandt wurden, ist der Name Barombi auch in der wissenschaftlichen Welt verewigt worden.

Entsprechend meinem Programm legte ich, abgesehen von den bereits obenerwähnten Anbauversuchen mit liberianischem Bergreis, auch noch weitere Gärten an, worin besonders Tabak, Kaffee und Kakao gezogen wurde und wobei ich vor allem den Rathschlägen des Herrn Teusz folgte, dem bekannten Leiter der ersten im Kamerungebiete gegründeten größeren Plantage. Ich war dort, als ich noch an der Küste weilte, ein häufiger Gast gewesen und hatte bei diesen Besuchen nach Möglichkeit durch den belehrenden Umgang mit Herrn Teusz für meine künftigen Kolonisationspläne zu lernen gesucht.

Kakao und Kaffeepflanzen gediehen denn auch sichtlich, indeß wir mit dem Tabak insofern keinen Erfolg hatten, als ich gerade zur Zeit, wo die Sämlinge hätten ausgepflanzt werden sollen, von der Station abwesend sein mußte. In welchem Zustande sich heutzutage die kleinen Kakao- und Kaffeepflanzungen befinden, vermag ich nicht anzugeben, jedenfalls aber wurde durch die Station der Beweis erbracht, daß an einer erfolgreichen Kultur dieser Pflanzen auch in größerem Maßstabe in der dortigen Gegend nicht zu zweifeln ist.

Bei den Eingeborenen erregte unsere Thätigkeit das höchste Interesse; so etwas hatten sie noch nie gesehen. Sie pflegten allerdings nicht sehr häufig und zahlreich zur Station zu kommen, aber immer waren doch einige da, sei es um etwas zu verkaufen, sei es, um unser Thun und Treiben aus der Nähe zu beobachten. Denn daß weiße Männer, die doch Geld genug hatten, sich ihre Lebensmittel zu kaufen, solche im Schweiße ihres Angesichts selbst zu bauen versuchten und dabei auf jeden Handel, die einzige nach ihrer Ansicht eines freien Mannes würdige Beschäftigung, verzichteten, erschien ihnen kaum verständlich und irgend einen Hintergedanken mußten wir doch sicherlich dabei haben.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Urwaldriese mit Gummilianen und Pflanzer Teusz.

Während dieser Zeit klärte ich die Eingeborenen auch über die Natur der Gummiliane (Landolfia) auf und unterwies sie in der Bereitung des Kautschuks. Bald hatte ich denn auch die Genugthuung zu bemerken, daß diese zunächst unserem Freunde Essem ertheilte Belehrung sich allmählich in weitere Kreise verbreitete. Die Kumbaleute selbst waren sehr rührig und unterwiesen auch die Nachbarstämme, um dann von ihnen das viel begehrte, kostbare Produkt möglichst billig zu kaufen.

Das Verdienst, die Gummigewinnung zuerst in Kamerun eingeführt zu haben, gebührt übrigens den beiden bereits im ersten Capitel erwähnten Schweden, Knutson und Valdau.

Diese beiden Herren kamen bald nach der deutschen Besitzergreifung als Elefantenjäger nach Kamerun. Zu ihrem Nachtheil sollten sie bald erfahren, daß dieses Geschäft seinen Mann nicht ernährt. Sie ließen daher die Elefantenjägerei fahren und verlegten sich darauf, den im Kamerungebirge wohnenden Bakwirileuten die Bereitung des Kautschuks aus der dort häufig vorkommenden Landolfia zu zeigen. Auf ihren Jagdzügen durch das Gebirge hatten sie das häufige Vorkommen dieser ihrem Werth nach den dortigen Gebirgsbewohnern noch ganz unbekannten Pflanze festgestellt. Mittellos, wie sie waren, lebten sie Monate lang in den ärmlichen Negerdörfern des Kamerungebirges nicht viel besser als deren Bewohner selbst unter beinahe unglaublichen Entbehrungen. Nachdem die Eingeborenen mit der Bereitung des Kautschuks hinlänglich vertraut waren, brachten die beiden Herren das neue Erzeugniß auf den Markt nach Kamerun und verkauften es zunächst gegen entsprechende Provision an die dortigen europäischen Firmen. Bald aber knüpften sie selbst unmittelbare Verbindungen mit Europa an und benutzten ihre seltenen Kenntnisse von Land und Leuten zur stetigen Erweiterung ihres Geschäftes. Heute stehen die beiden Herren an der Spitze einer bedeutenden Handels- und Plantagen-Gesellschaft, Knutson,

Valdau & Heilborn, die nicht nur mehrere Faktoreien an der Küste, sondern auch an den verschiedensten Orten Kakao- und Kaffeeplantagen begründet hat und zu den bedeutendsten Geschäftshäusern des Schutzgebietes zählt.

Es war kein Wunder, daß unsere Thätigkeit sich bald weit im Lande herum sprach. Die Barombistation sah in den ersten Monaten ihres Bestehens häufig Besuch auch aus entfernteren Dörfern. Es war dies in mehr als einer Hinsicht erfreulich. Denn nicht nur lernten uns dadurch zahlreiche Eingeborene persönlich kennen, sondern sie überzeugten sich auch von unserem friedlichen Verkehr mit ihren Stammesgenossen, sie sahen aber auch die vielen Vortheile, die diese aus unserem Aufenthalte zogen. Was lag also näher, als daß auch bei ihnen der Wunsch erwachte, uns gleichfalls einmal in ihren Dörfern begrüßen zu können? An solchen Einladungen fehlte es nicht, so daß wir gern mit den großen und kleinen Häuptlingen der Umgegend, die überdies nie mit leeren Händen kamen, Freundschaft schlossen und sie über den Zweck unseres Aufenthaltes belehrten.

Die Folgen dieses freundschaftlichen Verkehrs blieben denn auch nicht aus. In streitigen Fällen kamen die Leute zu uns, um unseren Schiedsspruch einzuholen, und da sie überdies bald bemerkten, daß wir willens und stark genug waren, auch die Vollstreckung unserer schiedsrichterlichen Erkenntnisse durchzuführen, so gewöhnten sie sich allmählich daran, mehr als bisher auf den Gang der „Palaver" zu achten und die getroffenen Abmachungen auch pünktlicher einzuhalten. So faßten wir durch die Station langsam, aber sicher Fuß im Lande.

Die damalige Zeit mit ihren, wenngleich noch sehr bescheidenen, kolonisatorischen Anfängen zählt nichtsdestoweniger zu den schönsten Erinnerungen meines afrikanischen Aufenthaltes.

Jahre sind seit jenem Tage dahin gegangen, wo ich zum erstenmal das Krachen der durch die Axt unserer Schwarzen zu Falle gebrachten Urwaldriesen vernommen habe. Mancher

harten Arbeit, die ein wechselvolles vieljähriges Expeditionsleben mit sich bringt, habe ich mich stets mit Begeisterung und Eifer unterzogen. Nie aber wieder empfand ich eine so tiefinnerliche Befriedigung beim Schaffen, wie gerade damals auf der Barombistation.

Der afrikanische Kontinent war schon mehrfach von Ost nach West und umgekehrt durchkreuzt worden, ohne daß man je daran gedacht hatte, vom Golfe von Guinea aus,

Wo das Geheimniß — selten nur entsiegelt —
Sich lockend um die Länder schlingt!

den Versuch einer dauernden Erforschung zu machen.

Eine offene Karawanen- oder Wasserstraße, diese für ein Vordringen so wichtige Vorbedingung, wie dies doch sonst in vielen Theilen Afrikas der Fall ist, fehlt durchaus in dem Kamerungebiete. Im Gegentheil wohnten an dem Golfe von Guinea ebenso zahlreiche, wie den Alleinhandel und damit den Weg zum Innern eifersüchtig bewachende und abschließende Negerstämme.

Außerdem waren gerade in dem verhältnißmäßig kleinen Gebiet des Hinterlandes von Kamerun — wie ja auch die so energisch geführte Kund-Tappenbecksche Expedition erfahren hat — alle jene Hindernisse für ein Eindringen gleichsam auf einen Fleck zusammengedrängt, die man sonst im Verlaufe weite Erdräume durchmessender Expeditionen vorzufinden erwarten muß. Ungesundes Klima, schlechte Wege, feindliche Eingeborene — das lag gleich in der nächsten Nähe von Kamerun in einer den Reisenden beständig in Athem haltenden Weise eng bei einander.

Zum Theil nur ahnte ich damals diese Schwierigkeiten, aber zu ihrer Ueberwindung legte man ja die erste Staffel am Elefantensee als Ausgangspunkt an. Und das war eben der hohe Genuß bei diesen Arbeiten: beinahe täglich konnte ich die Fortschritte beobachten, sowohl in den von uns getroffenen Einrichtungen, als auch in den Gesinnungen der Bevölkerung, und

damit wuchs in mir die Zuversicht, daß der einmal eingeschlagene Weg der richtige sei und daß er, wenn auch langsam, so doch sicher zu dem mir vorschwebenden Ziele führen würde: zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes unseres Kamerungebietes von Kamerun zum Benue!

Capitel III.

Erster Vorstoß bis nach Batom. Februar 1888.

Vorbereitungen zum ersten Aufbruch. Nach Mambanda. Wanderlust in Afrika. Leben im Dorfe. Der Tabak. Der Schnaps. Nach Kiliwindi. Empfangpalaver wegen Dr. Schwarz. Abmarsch nach Batom. Die Sklavendörfer der Bakundu. Flußübergang. Semitische Typen in Baduma und Bulu. Kombone am Mungo. Sind die Bakundu Anthropophagen? Die Hängebrücke bei Kombone. Ankunft in Batom. Häuptling Kuondone und Tate Essembe. Vertragsbruch der Batom. Bestrafung Kuondones. Zurück nach Kombone. Palaver mit Batom. Nach Kamerun. Leute Anwerben. Unerwarteter Ausgang des Batompalavers.

So waren unter mannigfachen Arbeiten, worunter die Vollendung der Station mit deren landwirthschaftlichen Anlagen natürlich den Haupttheil ausmachte, die Monate Januar und Februar dahingeflogen.

Die Trockenzeit hatte nunmehr ihren Höhepunkt erreicht. Wenn man noch etwas von den Bezirken im Innern sehen wollte, ehe die das Reisen so ganz unverhältnißmäßig erschwerenden Regen ihren Anfang nahmen, so war es höchste Zeit, aufzubrechen.

Wie schon mehrfach erwähnt, bestanden die Schwarzen unserer Expedition aus den Vertretern zweier Stämme, den Kru- und den Weijungen, beide aus der Negerrepublik Liberia. Aber trotz ein und derselben Heimath waren sie sehr verschieden veranlagt. Die Ersteren, von alters in den Diensten der Europäer beschäftigt, waren gute Arbeiter in den Faktoreien, namentlich wenn es galt Boote zu rudern und durch die schwere Brandung der westafrikanischen Küste zu steuern. Für die Arbeiten auf den Stationen im Innern waren sie deshalb auch wohl zu gebrauchen,

weniger dagegen zu Trägerdiensten. Gute Seeleute, aber schlechte Fußgänger, fehlte es ihnen sowohl an persönlichem Muth als auch an der nöthigen Beweglichkeit des Geistes, um den steten Wechselfällen eines afrikanischen Wanderlebens gewachsen zu sein.

Dagegen waren die Wei die richtigen Landstreicher, für die es nichts höheres gab, als Weiber und Spiel; in jeder freien Stunde, ja ganze Nächte hindurch, fröhnten sie diesen Leidenschaften, nicht selten auf Kosten ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit. Dafür war ihnen aber auch eine gewisse Leichtlebigkeit und neben der Gleichgültigkeit der Wagemuth des Spielers angeboren. „To day be to day“ — war die Losung, die sie mit Vorliebe im Munde führten, und die aus ihrem englischen Kauderwelsch ins Deutsche übersetzt etwa lauten würde: „heute ist heut'!“ oder „was man nicht kann ändern — das muß man lassen schlendern!“

Darum wurden auch die 25 Weijungen zu meiner Begleitung auf der geplanten Reise ausersehen und kaum war dies im Appell bekannt gegeben, als sie auch schon die tollsten Tänze ihrer Heimath aufführten und so ihrer Freude über das bevorstehende freie Leben im Busche Ausdruck gaben. Was konnte es auch schöneres geben? Hatte man 5—6 Stunden seine Last geschleppt, dann war die Tagesarbeit gethan, und daß es an Fleisch, Oel und Pisang nicht fehlen würde, wußte man auch.

Nachdem die im Durchschnitt 25 Kilo enthaltenden Koffer gepackt und in sogenannte „Kingar“ eingeflochten waren, stand die Expedition marschbereit; „Kingar“ ist der Name für ein aus gedrehten Palmenblättern gefertigtes Geflecht, wohinein die Last gebunden und dann nach Art eines Korbes oder Tornisters auf dem Rücken getragen wird. Lieutenant Zeuner betraute ich während meiner Abwesenheit mit der Verwaltung der Station, die ich um 11 Uhr des 2. März unter dem Gejohle der sich wie ein Rudel losgelassenener Hunde gebärdenden Träger verließ.

Nach $^3/_4$ Stunden kamen wir durch Kumba, wo alles auf

der breiten Dorfstraße stand und mit neugierigem Blick uns nachsah. Manche Kumbanerin beeilte sich, ihrem vorbeimarschirenden Schatz, der mit dem im Bandelier getragenen Karabiner sich martialisch genug ausnahm, noch etwas Mundvorrath mit auf den Weg zu geben.

Alsbald mit dem Verlassen Kumbas bogen wir aus der im prallsten Sonnenbrande liegenden Dorfstraße nach Nordosten in das kühle Dunkel des Urwaldes ein, dessen Boden jetzt in der Trockenzeit, mit Ausnahme einiger Stellen, wo unser Weg die zahlreichen, krystallklaren Bächlein kreuzte, glatt und hart wie eine Tenne war.

Bei schönem, trockenen Wetter, in bester Gesundheit, ein noch unbekanntes Ziel vor Augen, gefolgt von seiner Trägerschar, durch Afrika zu marschiren, das ist das Schönste, was man sich auf Gottes Welt denken kann. Frei von den beengenden Schranken der Civilisation und fern von Europens übertünchter Höflichkeit, nur auf sich und seinen Willen gestellt, verspürt man erst ganz den frischen Hauch der goldenen Freiheit. Auch die Träger scheinen ähnliche Empfindungen einer größeren Ungebundenheit zu haben und singen oder schreien vielmehr trotz ihrer schweren Lasten ein Lied nach dem andern. Ja, man stimmt, obgleich das beständige Beobachten des Kompasses und Aufschreiben der Marschrichtung die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, doch zuweilen mit einem hellen Jauchzer froh in das Gelärm der Schwarzen ein. Fürwahr, wäre Afrika ein Land der Poesie, wo man auf die Anwesenheit freundlicher Waldgeister rechnen dürfte, selbige würden entsetzt entfleuchen, nicht anders meinend, als Rodensteins wilde, verwegene Jagd brause durch den Urwald daher! Selbst der Elefant, der sich doch guter Nerven erfreut, „verzieht sich bei Zeiten", wenn auch nicht gerade „geräuschlos", denn deutlich hören wir das sich erst allmählich in der Tiefe des Urwaldes verlierende Brechen und Rauschen der niedergebrochenen Bäume und Sträucher. Unsere von Kumba mitgenommenen Führer sind selbstverständlich ob solcher Art des

Reisens nicht wenig erstaunt. Kleine, uns zufällig begegnende Handelskarawanen von Eingeborenen drückten sich ängstlich seitwärts in die Büsche, um staunend und mit aufgerissenen Mäulern die wegfrohen Gesellen an sich vorüber zu lassen.

So geht es zwei, drei Stunden unaufhaltsam vorwärts. Endlich wird an einem dahermurmelnden Bache Halt gemacht, um die Leute wieder zu Athem kommen zu lassen. Die Lasten werden auf einen Haufen gebracht, die paar Lappen, welche um die Hüften hängen, abgelegt, obwohl einige als „Naturmenschen" vollständig nackend wandern. Bald tummelt sich die ganze Gesellschaft unter lautem Geschrei und lustigem Geplätscher wie eine Schar ausgelassener junger Burschen, und die meisten sind ja kaum dem Knabenalter entwachsen, im klaren Wasser, stellenweise sich auf den Bauch legend und das kühle Naß einfach in den geöffneten Mund schlürfend. Wenn man so etwas sieht, sollte man die Natur der Neger eisern nennen. Aber doch können sie, allerdings wohl selten in direkter Folge solcher Bäder, sehr leicht an heftigen Lungenentzündungen erkranken und sterben. Ihnen aber diese Art von Erfrischung zu verbieten, ist unmöglich, da sie es von Kindesbeinen an gewohnt, erst recht hinter dem Rücken des Europäers thun würden; sie bleiben aber so auch wirklich leistungsfähiger für den Tag.

So lange eine Pfeife brennt — eine in Afrika sehr übliche Bezeichnung zur Bestimmung eines Zeitraums — wird Rast gemacht. Dann geht es weiter, und bald haben wir unser heutiges Ziel, Mambánda, erreicht. Die Leute von Mambanda kennen uns, da ihr Häuptling schon auf der Station gewesen und beschenkt worden ist. Eine geräumige Hütte wird mir, ein großes Haus den Trägern angewiesen. Der Häuptling und die Dorfältesten erscheinen mit Ziege, Hühnern, Oel und Pisang als Gastgeschenk, und wir geben vorerst einige Tabakblätter zu Schnupftabak, den Gegenstand höchster Sehnsucht für jeden Waldlandbewohner.

Unsere Leute, die mit großer Geschwindigkeit ihre Hänge-

matten befestigt und ihre Lasten nebst Gewehre darunter gepackt haben, mustern bereits mit lüsternem Blick Ziege und Pisang; letztere sind reichlich genug und werden sofort dem Aufseher der Wei übergeben. Die Ziege wandert in die Hände unseres Kochs, der sie alsbald unter Beihülfe einiger auf Haut, Kopf und Eingeweide spekulirender Träger abschlachtet. Nun wird der Marschanzug — lange Stiefel, Hosen, Marschhemd, Schlapphut — gegen den Lageranzug vertauscht, — Hemd, sogenannte Podyamas = Schlafhosen, Pantoffel und Strohkäppchen — und zu einer Tasse Thee auf dem Feldbett in behaglicher Ruhe eine Pfeife geraucht. Gleichzeitig wird wieder dem Häuptling und den Honoratioren des Dorfes Audienz ertheilt; auch andere Eingeborene erscheinen mit diesem oder jenem, was sie uns verkaufen wollen.

Später machen wir uns populär und schlendern im Dorfe durch die gestikulirenden, schwatzenden und lachenden Gruppen, sagen bald diesem, bald jenem erstaunten Mann guten Tag oder erwidern die Grüße alter Weiber und junger Mädchen. In besonders gnädiger Stimmung nehmen wir wohl auch mal eins der zahlreichen, zu unseren Füßen sich im Sande kugelnden Negerkinder auf den Arm, jedoch nicht ohne Vorsicht, nachdem sich herausgestellt hat, daß unsre Leutseligkeit ab und zu mißverstanden und Ursache plötzlicher, durchaus nicht beabsichtigter Wirkungen wird. Hin und wieder begrüßen wir auch einen unserer Träger, der nach Vorschrift mit der Mütze in der Hand militärisch stramm steht, ein verlegenes Lächeln mit Mühe verbergend, da er gerade in diskreten Unterhandlungen mit einem würdevoll aussehenden pater familias verwickelt ist. Nach einem erfrischenden Bade wird die Abendmahlzeit eingenommen, die meist aus demselben Gerichte, dessen Recept ich hiermit der Nachwelt überliefere, besteht, nämlich aus einer Suppe, die aus Ziegen- oder Schaffleisch, kleingeschnittenen Yams und Kokoknollen, Reis, Zwiebeln, Negerpfeffer und allerhand sonstigem einheimischen Grünzeug, namentlich Koko- oder Kürbisblättern,

Kresse sowie Okro (Hibiscus) zu einem dicken Brei zusammengekocht wird; je mannigfaltiger die Zuthaten zur Suppe sind, desto besser wird sie und an der Küste vermehren z. B. entsprechende Tomaten ihre Würze nicht wenig. Wie ich auf Grund langjähriger Erfahrungen versichern kann, ist diese „Buschsuppe“, namentlich nach Märschen, wo man auch die Müdigkeit des Koches in Betracht ziehen muß, die zweckmäßigste und zuträglichste Mahlzeit, nicht nur weil sie äußerst kräftig und leicht verdaulich ist, sondern auch den infolge des Marsches durchhitzten Körper angenehm durchwärmt und so die Transpiration erleichtert und befördert. Von der Ziege ist, abgesehen von einem für das Frühstück des nächsten Tages zurückgelegten Keulenstück, nichts mehr vorhanden. Unser schwarzes Gefolge hat den Rest erhalten und damit die eine Sonnenseite des afrikanischen Reiselebens — N.B. so lange es durch Freundesland und wohlhabende Gegenden geht — durchgekostet, nämlich jeden Tag Fleisch und Oel, was sonst an der Küste nur alle Sonntage vorkommt.

Den Beschluß des Tages bildet für den Expeditionsführer die Austheilung der Geschenke und das damit unvermeidlich verbundene Schachern und Feilschen, die Verhandlungen wegen Stellung von Führern, Erkundigung des Weges und dergleichen Sorgen mehr, für die Uebrigen ein großer, sich spät in die Nacht hineinziehender Tanz, dessen Beendigung wir im Hinblick auf unsere Nachtruhe schließlich durch Vertheilen verschiedener Blätter Tabaks erkaufen. Nunmehr wird es stille, und im tiefen Frieden liegt das afrikanische Dorf, kaum daß hin und wieder das Schnarchen eines Schläfers aus den Mattenhütten tönt oder daß wir das mahlende Geräusch der Tabaksblätter zu Schnupftabak zerreibenden Steine hören.

Tabak spielt in den Waldländern eine ganz außerordentliche Rolle. Er kommt in Gestalt von einzelnen Blättern in den Handel und wird nicht etwa geraucht, sondern zu Schnupftabak verarbeitet. Zu diesem Zwecke werden die Blätter sorgfältig in

kleine Stücke zerpflückt und diese wieder mit einem runden Mahlsteine auf einer in der Mitte durch langen Gebrauch ausgehöhlten Steinplatte zu feinem Pulver verarbeitet. Diesem wird ein Drittel Asche von einer gewöhnlichen, im Feuer gerösteten und ebenfalls fein zerriebenen Pisangschale zugesetzt. So wird der an und für sich schon scharfe Tabak noch beißender und für die Nase des Eingeborenen erst genießbar gemacht. Die Leute schnupfen fast den ganzen Tag. Bei dem eingefleischten Schnupfer sieht man gewöhnlich unter der Nase einen hellbraunen Fleck, eine Ansammlung des beim Nehmen der Prise nicht vollständig in die Nase beförderten bräunlichen Stoffes. Die Prisen nehmen die Leute entweder mit Daumen und Zeigefinger, oder indem sie das Pulver auf die flache Hand schütten und es dann in die Nase ziehen. Einige ganz feine Schnupfer lassen sich auch einen Daumennagel möglichst lang wachsen und schleudern dann sehr geschickt vermittelst dieser Schaufel den Schnupftabak in die Nase.

Der zu Handelszwecken mit den Eingeborenen von den Kaufleuten in Kamerun eingeführte Tabak ist ein langblättriger Kentucky-Tabak, wovon das Pfund zu einer Mark verkauft wird. Die Eingeborenen sind in diesem Artikel sehr wählerisch, je länger das Blatt und je würziger und süßlicher sein Geruch ist, für desto besser gilt der Tabak; die Farbe darf zwischen schwarz bis dunkelbraun wechseln. Die Schwarzen sind gerade auf diese Art Tabak so sehr versessen, daß mein Versuch, Pfälzer Bündeltabak einzuführen, kläglich scheiterte, weil er nicht die nöthige Länge noch den erwünschten Geruch hatte.

Der Genuß des Tabaks in Gestalt von Schnupftabak hat einen anderen Handelsartikel zur Folge, die Schnupftabaksdose, ohne die kein Neger des Waldlandes zu denken ist. Als solche wird entweder das durch einen Holzdeckel geschlossene Gehäuse einer sehr großen Landschneckenart benutzt oder aber auch kleine runde Blechdosen europäischen Ursprungs, ähnlich unseren Salbendosen, deren Deckel in der Regel den Kopf der Königin Victoria trägt. Hundert solcher Schnupftabaksdosen kosten etwa

3 Mark. Bei der Größe der Nachfrage und der Niedrigkeit des Preises lassen sie sich beinahe als Münze im Innern verwerthen und dürfen auch bei keinem Geschenke fehlen.

Da ich gerade vom Tabak als einem Haupt-Handelsartikel spreche, will ich bei dieser Gelegenheit noch eines anderen Artikels der näheren Küstengebiete Erwähnung thun, des Schnapses. Die Bakundu sind der dritte Zwischenhändlerring von Kamerun aus, und es ist selten, daß sich der „Rum" oder „Gin" von der Küste aus in größeren Massen noch bis hierher verirrt. Wenn aber je einmal eine Flasche so weit gelangen sollte, so ist ihr Inhalt bereits sehr verdünnt. Der Kamerunneger sowie sein nächster Handelsfreund, der Balung, bringt es nicht über das Herz, den Stoff unverdünnt dem „Buschmann" zukommen zu lassen. Was thatsächlich als „Tafelgetränk" auf den Tisch des von der Quelle entfernt wohnenden Buschmannes gelangt, ist eine Flüssigkeit, die nur noch sehr schwach an Alkohol erinnert, darum aber nicht minder theuer bezahlt werden muß.

Ich selbst führte auf meinen Expeditionen grundsätzlich niemals Gin oder Rum bei mir, theils aus ethischen, theils aber auch aus praktischen Gründen, insofern ein Faß oder eine Kiste Schnaps auf die Eingeborenen eine ähnliche Wirkung auszuüben pflegt, wie ein offener Honigtopf auf Bienen, so daß man Tag und Nacht von Bettlern und womöglich auch noch von Betrunkenen umschwärmt ist. Uebrigens sind die Eingeborenen in dieser Beziehung hier noch so unverdorben, daß sie einer bündigen Erklärung, man habe keinen Schnaps bei sich, wenigstens noch Glauben schenken und nicht ihrerseits, wie wohl anderswo, näher der Küste mit der Erklärung beantworten, daß sie außer gegen Schnaps überhaupt nichts verkaufen wollten. In dem von Schnapsgenuß durchseuchten unteren Kongo war zu meiner Zeit das Reisen ohne Ginkiste fast unmöglich. Verfertigten doch selbst die katholischen Missionare in Loángo, um gewisse Dinge

von den Eingeborenen, so namentlich Träger zu erhalten, eigenhändig aus Sprit eine Art Rum.

Wenn es gelingen würde, die Schnapsseuche aus unserem Schutzgebiete fernzuhalten, würde dies die Civilisation der schwarzen Rasse sicher beschleunigen. Der Alkohol benimmt dem Neger auch den letzten Rest von Energie und Anstand und es ist mir unverständlich, wie es Leute geben kann, die von vornherein erklären, daß nur mit Schnaps bei den Schwarzen etwas zu erreichen sei. Wenn der Neger erst einmal daran gewöhnt ist, dann mag diese Behauptung ja bis zu einem gewissen Grade wenigstens richtig sein.

Leider war zur Zeit der deutschen Besitzergreifung der Schnaps in Kamerun ein längst bekannter Artikel. Bloß durch internationale Abmachungen, d. h. wenn sich sämmtliche an der westafrikanischen Küste ansässigen europäischen Mächte zur Unterdrückung dieses Handels in ihren Schutzgebieten vereinigt hätten, wäre dem Uebel noch mit Erfolg gesteuert worden. Aber dazu war es zu spät; denn für die meisten oder richtiger für alle Kolonien bildet der Schnaps, wenn nicht die einzige, so doch die ergiebigste Einnahmequelle. Die deutschen Schutzgebiete aber allein dagegen absperren zu wollen, wäre schon durch deren natürliche Lage ausgeschlossen und so beschränkte man sich denn auch bei uns auf eine möglichst hohe Besteuerung.

Etwa 2½ Stunden nördlich von Mambanda liegt Kiliwindi, unser nächstes Ziel. Es war nicht meine Absicht, möglichst schnell durch das Land zu eilen, da ich die eingeborenen Häuptlinge kennen lernen und sie mit den Sitten der Weißen und deren Absichten bekannt machen wollte.

Kiliwindi ist wohl das größte der Bakundu-Dörfer in diesem Theile des Schutzgebietes. Es hat an 200 Häuser mit etwa 600 Einwohnern. Diesen Ort betrat ich nicht ohne gewisses Mißtrauen, da der seiner Zeit berühmte Afrikareisende Dr. Schwarz von den dortigen Bewohnern mit Krieg überzogen und zum Rückzug und damit zum Aufgeben seiner afrikanischen

Reise gezwungen worden war, wie dies in seinem Buche des längeren und breiteren zu lesen ist.

Am ersten Versammlungshaus — Kiliwindi hat deren drei — machte ich halt, weil dicht dabei sich der Wohnsitz des Häuptlings befindet. Wir betraten das Hauptgebäude unbelästigt durch die zahlreich zusammenströmenden Eingeborenen. Ich setzte mich auf einen der landesüblichen, sehr unseren Klappstühlen ohne Lehne ähnelnden Sitze, während meine Träger hinter mir hockten; die breite Straße stand voll von Menschen. Nach einiger Zeit erschien der Häuptling mit etwa 10 Dorfältesten, sich einen Weg durch die Menge bahnend, die sich alsbald wieder hinter ihm schloß. Selten sah ich so abstoßend häßliche Züge, wie die dieses Mannes. Nach gegenseitigem, längeren Betrachten erhob ich mich und ließ ihn durch meinen Dolmetscher den friedlichen Zweck meines Kommens wissen, zugleich aber auch fragen, warum er seiner Zeit den weißen Mann (Dr. Schwarz), der ihn besuchte, so schlecht empfangen und mit Waffengewalt aus dem Lande getrieben habe. Ich muß nun bemerken, daß meine Träger mit Karabinern bewaffnet waren, sich aber durchaus nicht herausfordernd verhielten. Kaum war meine Frage übersetzt, als auch schon der Häuptling seinem Gefolge und den Eingeborenen etwas zurief, meinen Dolmetscher winkte und mit seinen Leuten davonlief, so daß ich und meine Träger plötzlich in dem hallenartigen großen Raum allein saßen und weit und breit kein Mensch mehr zu sehen war. Aus einem anderen ansehnlichen Hause, worin der zweite Häuptling wohnte, hörten wir wildes Stimmengeschrei, und es dauerte einige Zeit, bis mein Dolmetscher mit lachendem Gesichte wieder erschien und mich bat, die Karabiner doch ablegen zu lassen, da die Eingeborenen sich so sehr vor meinen bewaffneten Leuten fürchteten; dann würde der Häuptling auch kommen und mir Rede und Antwort stehen. Ich ließ nun die 18 Karabiner rechts von mir hübsch in einer Reihe an die Wand stellen, meine Träger aber nach Ablegung ihrer Lasten sich so setzen, daß sie auf einen Wink

sofort zu den Waffen greifen konnten. Nun erschien auch der Häuptling wieder auf der Bildfläche mit 10 alten Männern, alle im Gänsemarsche. Ohne zu sprechen ließen sich die Leute vor mir auf kleinen Schemeln oder Holzstücken nieder.

Hierauf erklärte der Häuptling, niemals sei von ihnen ein Weißer bekriegt oder auch nur bedroht worden; noch heute wisse niemand im Dorfe, weshalb jener Weiße, dessen Ankunft er sich noch wohl erinnere, die Flucht ergriffen habe. Er sei der Freund der Weißen und froh, wenn sie zu ihm kämen. Diesen Worten entsprach auch das spätere Benehmen Buámbukes — so nämlich hieß der biedere Dorfmonarch. Es dauerte nicht lange, so schleppten die Bewohner Ziegen, Hühner und Pisang in Menge herbei. Der Häuptling selbst verstieg sich sogar bis zu einem kleinen Stiere. Mir räumte er sein eigenes Haus zur Wohnung ein, indeß die Träger in einer großen Halle untergebracht wurden; kurz, die Stimmung war eine so aufrichtig friedliche, daß ich sofort alle meine Leute unbewaffnet gehen hieß, ein Verfahren, das ich überhaupt überall da beobachtete, wo die Eingeborenen selbst ohne Waffen und ohne kriegerischen Schmuck aufzutreten pflegten.

Uebrigens wurde mir auch später durch den schwedischen Begleiter des Dr. Schwarz bestätigt, daß bei ihrer Ankunft die Leute von Kiliwindi gerade eine großartige Treibjagd auf Antilopen veranstaltet hatten. Das damit verbundene Aufgebot alles waffenfähigen Volkes und das Hallali der Jagd hätten sie nun allerdings zunächst für eine feindliche Kundgebung gehalten, aber bald sich vom wahren Sachverhalt überzeugt. Nur Herr Dr. Schwarz habe sich seinen Glauben an die kriegerischen Absichten der Eingeborenen nun einmal nicht mehr nehmen lassen und darum vorgezogen, zur Küste zurückzukehren. Ich halte es für meine Pflicht, meinen schwarzen Gastfreund, der lange nicht so böse war wie er aussah, noch nachträglich gegen den schlimmen Verdacht des Herrn Dr. in Schutz zu nehmen.

Etwa um 10 Uhr Nachts, während meine Leute sich noch

mit der Jugend Kiliwindis im Tanze drehten, weckte mich mein Dolmetscher und meldete mir den Besuch des Häuptlings mit zweien seiner Nebenhäuptlinge. Ich ließ die Leute eintreten und machte mich auf irgend eine große Bettelei gefaßt. Allein nichts von dem. Dagegen baten sie mich, doch noch zu bleiben und wenigstens einen Elefanten zu schießen, deren es gar viele bei ihnen gäbe und die großen Schaden in ihren Pflanzungen anrichteten. Zwar hatte ich wenig Lust, auf diesen Wunsch einzugehen; denn wer wußte, ob die Leute unserm Weitermarsche nicht später wieder Hindernisse in den Weg legen würden und ob die ganze Elefantenjagd nicht überhaupt bloß ein Vorwand war, um uns einen bösen Streich zu spielen. Trotzdem ließ ich mich erweichen und zog am andern Morgen in aller Frühe mit zwei eingeborenen Sklaven und dreien meiner Leute zur Jagd aus.

Aber obwohl zahlreiche, frische Spuren auch in diesem Fall die Angaben Buambukes bestätigten, so kehrten wir doch nach siebenstündigem Umherstreifen zum großen Kummer aller Bewohner Kiliwindis mit leeren Händen zurück.

Noch am selben Nachmittag zeigte mir Buambuke die Führer für den am andern Morgen anzutretenden Weitermarsch, zwei Leute, die uns nach dem zwei Tagreisen nordwärts liegenden Lande Batóm bringen sollten. Der eine war ein Sohn Buambukes, ein recht verständiger stiller Mensch, der andere ein Händler, der in Batom Geschäfte hatte. Abends theilte ich im Geheimen die Geschenke aus und gab dem Häuptling noch überdies eine Anweisung an Zeuner, um einen Verkehr zwischen der Station und Kiliwindi anzubahnen.

Am nächsten Morgen, es war der 7. März, geleitete mich der Häuptling selbst an der Hand bis ans Ende des Dorfes. Nach $^{1}/_{2}$-stündigem Marsche erreichten wir ein ausgedehntes Sklavendorf, woher die Leute stammten, die Tags vorher in großer Anzahl zu meinem Besuche nach dem Hauptdorfe gekommen waren. Diese Sklavendörfer führen allgemein den Namen

Batáng, bei den Duala heißen sie „Ninga“, offenbar nur eine Verstümmelung des englischen „Nigger“, ein verächtlicher Name für den Neger überhaupt.

Die Sklavendörfer sind eine ganz eigenartige Einrichtung. Wie schon der Name anzeigt und ich bereits im vorigen Capitel kurz angedeutet habe, wohnen in diesen Dörfern die den Freien des Hauptdorfes gehörigen Sklaven und zwar unter eigenen Häuptlingen, die aber gleichfalls Sklaven sind. Kein Sklave darf im Dorfe der Freien die Nacht zubringen. Es ist dies angeordnet einestheils zur Aufrechthaltung des nöthigen Respektes, anderntheils aber auch aus Furcht, da die aus dem Innern stammenden Sklaven ihren Herren meist nicht nur an Zahl, sondern auch körperlich und geistig überlegen sind. Im Uebrigen ist die afrikanische Sklaverei als soziale Einrichtung neuerdings oft und ausführlich behandelt worden und genüge hier der Hinweis, daß auch der Reisende wohl daran thut, die Sklaven nicht etwa als ein quantité négligeable zu behandeln.

Warum übrigens diese, doch oft aus Gegenden mit mehr oder weniger einheitlicher Sprache und Sitte stammenden Leute sich nicht mehr vereinigen und als die geistig und körperlich überlegene Rasse sich einfach von ihren Herren lossagen und unabhängige Gemeindewesen gründen, ist mir nie recht klar geworden. Möglich ist es, ja sogar wahrscheinlich, daß dies geschehen wird, wenn bei ungehinderter Verbindung zwischen Küste und Binnenland ihre freien Volksgenossen zur Küste kommen. Anzeichen solcher bevorstehenden Umwälzungen werden wir im weiteren Verlaufe unserer Darstellung begegnen.

Jedenfalls sahen uns die zahlreichen, in den Thüren ihrer großen Häuser stehenden Sklaven stumm, wie in Gedanken versunken und fast ohne unsern Gruß zu erwidern, vorüberziehen. Ob sie es wohl damals ahnten, daß der Weiße eben jene Gegenden aufsuchen wollte, woraus sie die Willkür ihrer Herrscher verbannt hatte, und daß sie eines Tages die Laute ihrer Muttersprache aus dem Munde ihrer eigenen Stammesgenossen wieder

hören sollten, die als freie Begleiter des Europäers zur Küste kamen?

An die großen Sklavendörfer schlossen sich ausgedehnte Pflanzungen von Pisang, Mais, Koko, Bohnen u. a. an. Man findet sehr häufig Mais, Bohnen und Koko auf ein und demselben Beete, so daß nach Aberntung des Mais die dürren Maisstengel den Bohnen zum Ranken dienen, während die Koko erst nach Abernten der Bohnen reifen. Wir durchwanderten diese Pflanzung und nach einer Stunde überschritten wir einen breiten, über Felsen dahinrauschenden Bach, einen Zufluß des Mungo. Jetzt war er etwa 20 Meter breit und reichte kaum über die Waden; in der Regenzeit aber ist der Uebergang vielfach unmöglich, da die Eingeborenen hier für keine Hängebrücke gesorgt haben.

Starkströmende Gewässer pflegten unsere Träger auf eine höchst originelle Weise zu überschreiten. Die längsten und stärksten Leute trugen, immer zu zwei sich gegenseitig stützend und oft bloß noch die Nasen über Wasser haltend, mit hoch emporgehobenen Armen je eine Last durch die Fluthen. Dagegen wurden die kleinen Träger, mitunter noch wirkliche Jungen, eine Strecke flußaufwärts bis zu einer Stelle geführt, wo die Strömung infolge einer Krümmung des Flußbettes mit großer Geschwindigkeit auf das gegenüberliegende Ufer setzte. Hier wurden sie dann ohne viel Federlesen ins Wasser geworfen und der Strömung überlassen, die sie ans jenseitige Ufer trieb, wo wieder ein halbes Dutzend der stärksten Kerle als „Rettungskompagnie“ mit gegenseitig angefaßten Händen bereit stand, um die in schneller Fahrt antreibenden aufzufischen und unter allgemeinem Jubel, in den erst recht die „Geretteten“ einstimmten, aufs Trockene zu setzen. Ich selbst ließ mich bei solchen Anlässen wassertretend ebenfalls von der Strömung hinüberführen, da an regelrechtes Schwimmen nicht zu denken war. Das Halloh erreichte dann erst seinen Höhepunkt, wenn der wassertriefende „Massa“ von einem halben Dutzend Fäusten gepackt,

heil ans Land befördert wurde. Der glücklich vollzogene Uebergang wurde jedesmal durch einen allgemeinen Kriegstanz gefeiert, der nach dem kalten Bade jedenfalls ein sehr zweckmäßiges Erwärmungsmittel war.

Zwischen dem Flusse und dem nächsten von hier $2^1/_2$ Stunden entfernten Dorfe Bādúmā liegt eine sumpfige, von einem Bache durchflossene Waldlichtung, der Tummelplatz zahlloser Elefanten. Weit und breit ist der Boden zerstampft und durchwühlt und die Losung liegt in gewaltigen Haufen umher. „Dies ist der Platz, wo die Elefanten tanzen und sich verheirathen", sagte der Dolmetscher in seinem wundervollen Englisch. „This place elefant use for dance and marry himself!"

Baduma selbst ist ein kleines, idyllisch in einer Urwaldlichtung gelegenes Dörfchen mit ungefähr 80 Einwohnern. Auffallend war bei einigen Eingeborenen ein stark ausgeprägter semitischer Gesichtstypus. In Baduma sah ich auch zum erstenmal ausgezeichnet geschnitzte Götzenbilder, die indessen für kein Geld zu erhalten waren; auch gestattete es ihre mannshohe Größe nicht, eins etwa morgens in aller Frühe beim Aufbruch „aus Versehen" mit einzupacken.

Der folgende Tag brachte uns über Ebúlu, wo bei einigen Bewohnern ebenfalls der semitische Typus hervortrat, nach Bakundu ba Kónye. Auch hier empfingen uns die Eingeborenen sehr freundlich und Nándu, der baumlange Häuptling, wies mir ein Haus an, dessen Wände auffallenderweise statt der Matten mit Lehm bekleidet waren. Mit der alten Mutter Nandu's freundete ich mich durch Spendung einiger Tabakblätter an, was mir offenbar auch die Gunst des Sohnes eintrug.

Aeltere Neger, namentlich Häuptlinge, erweisen nämlich ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung, und es ist sehr empfehlenswerth, sich der Huld solcher würdigen Matronen durch kleine Aufmerksamkeiten zu versichern. Man berührt so die Empfindungen der Schwarzen weit eher und sicherer, als mit noch so großer Freundlichkeit, die bei dem beständigen

Mißtrauen doch niemals ganz überwunden wird. Seltener haben Lieblingsfrauen Einfluß, es müßte denn die erste Jugendliebe sein, die dem Häuptling einen Sohn geboren hat. Geschenke werden für die Weiber natürlich immer gerne angenommen, und mancher findige Ehemann pflegt die Zahl der Seinigen noch durch eine rasche Anleihe beim Nachbarn zu vergrößern, theils um damit groß zu thun, theils um desto mehr Geschenke einzuheimsen.

Am folgenden Tage ging es über Bābi N'Gússi, dessen Einwohner sich ausschließlich mit der Verfertigung von Schlafmatten aus Palmfibern abgeben, nach Kombóne am Mungo.

Diesen hatten wir bereits kurz vor Bakundu ba Konye etwa 100 Meter seitwärts von unserem Wege als großen Bach fließen gesehen. Hier muß man ihn überschreiten und alsdann die sehr steile, wohl 100 Meter hohe erste Terrasse des Küstengebietes emporklettern.

Kombone ist ein sauberes Dörfchen von etwa 100 Einwohnern mit einem freundlichen Ausblick auf die Ausläufer der Batomberge. Selten bewegt hier bei der schützenden Nähe der Berge ein Windhauch die malerisch durcheinander wachsenden Oel- und Cocuspalmen. Der Boden ist entweder mit eisenhaltigem Kies oder mit rasenartigem Graswuchs bedeckt, der zahlreichen und gut genährten Schafen und Ziegen als Weideplatz dient.

Die Bewohner kamen uns freundlich und willig entgegen, waren aber trotzdem Anthropophagen, Menschenfresser.

Daß die Bakundu am Mungo und zwar die Leute von Bombe, dem jetzigen Bakundu ba Kake, der Menschenfresserei huldigen sollten, hatte mir seiner Zeit schon an der Küste London Bell, der Bruder des Häuptlings Bell erzählt und zwar in so bestimmter Weise, daß ich schließlich es für wahr annehmen mußte. Wir waren zufällig einmal darauf zu sprechen gekommen, als ich einen Häuptling der Bakundu vermißte und London Bell mich auf mein Befragen dahin belehrte, der Mann sei von seinen eigenen Unterthanen wegen allgemeiner Mißliebigkeit ge-

tödtet, zerstückelt, dann in großen kupfernen Kesseln gekocht und aufgegessen worden. Wenn ich nicht irre, deutete London Bell sogar an, sich ebenfalls an diesem Akte einer immerhin etwas eigenartigen Volksjustiz betheiligt zu haben, was ihm an sich schon zuzutrauen wäre.

Wie dem auch sei, bei den Bakundu in Kombone fand ich jedenfalls den obigen Verdacht durch mehrfache Anzeichen bestätigt.

Eingeborene hatten mir gesagt, daß die Schädel der verzehrten Opfer in diesen Gegenden in den großen Häusern neben allerhand Jagdtrophäen zur Schau aufgehängt würden. In der That hatte ich kaum in der Haupthalle des Häuptlings Platz genommen und mich nach meiner Gewohnheit gegen den Dachfirst tragenden Hauptbalken gelehnt, als einer meiner Leute mit dem Finger nach oben zeigend ausrief: Look Massa, man-head! sieh Massa, Menschenköpfe! Und richtig, gerade über meinem Kopfe hing ein viereckiges Holzgestell, worin vier schwarzbraun geräucherte Schädel schwebten. Von jeder der Seiten des Gestells zogen sich an $1/2$ m lange Bastfasern herab, so daß das Ganze von außen etwa wie ein moderner viereckiger Lampenschirm mit langen Fransen aussah.

Eingeborene hatten mir ferner noch erzählt, daß man bei besonderen Festlichkeiten Menschenfleisch mit Hundefleisch zusammenkoche; diese Festlichkeiten würden an abgelegenen Stellen im Walde gefeiert, wo unter einem Baume ein runder freier Platz hergerichtet und rings um den Stamm des Baumes stets gespaltenes Feuerholz aufrecht hingestellt wäre. Etwa in der Mitte des 15 Minuten langen Weges nun, der von Kombone Dorf nach der dort über den Mungo gespannten Hängebrücke führt, stand in der That ziemlich sichtbar auf reingehaltenem Platze ein Baum in der beschriebenen Weise. Seitlich davon aber traf ich bei meinem Umherschlendern auf ein Häufchen zusammengekehrter weißer Asche, worin ich einen halben menschlichen Oberschenkelknochen sowie eine Anzahl thierischer, anscheinend nicht von Ziegen oder Schafen herrühender Knochen vorfand. Ich suchte diese an sich

schon sehr brüchigen, angekohlten Knochen zusammen, um sie zur Untersuchung nach Europa zu schicken, leider aber zerfielen sie später derartig, daß sie kaum noch mehr als Knochenasche waren.

Endlich hatte mir auch der Häuptling Kuóndone von Batom, von dem später noch die Rede sein wird und dem ich manche andere wahrheitsgemäße Auskunft verdanke, im Anfange, als er mir noch wohl wollte, offenbar ohne sich viel dabei zu denken, erzählt, daß sowohl er als seine Leute Menschen äßen, und zwar tödteten sie ihre Opfer durch Eingießen von siedendem Oel in den After vermittelst der Spitze eines als Trichter dienenden Flaschenkürbisses. Darnach würde das Fleisch ganz besonders schmackhaft. Im Hause Kuondones fand ich auch unter anderem einen menschlichen Oberarmknochen, schwarzbraun geräuchert, der unterhalb des Gelenkknopfes deutliche Spuren zeigte, als wenn jemand mit dem Messer Fleisch abgeschabt hätte. Auch bei den Batom hingen Schädel in den Häusern, angeblich von verzehrten Menschen herrührend.

Uebrigens hatte Garēga, der Balihäuptling, die Gewohnheit, bei einem besonders feierlichen Schwur von dem am Fetischhause hängenden Schädel seines einstmals gefürchtetsten Feindes Galbái etwas Knochenmasse in den beim Schwure zu trinkenden Palmwein zu schaben, und doch sind die Bali keine Menschenfresser; sie beschränken sich vielmehr auf das Ablecken des Blutes von den breiten Schlachtmessern, womit sie im Kampfe ihren überwundenen Feinden die Köpfe abschneiden. Im Gegentheil zeigte man mir eines Tages in Bali einen Mann, der „bāba", verrückt sei, weil er Menschen esse.

Jedenfalls sind die Bakundu der einzige Volksstamm von Kamerun bis zum Benue, der im Verdachte der Menschenfresserei steht und bei dem ich diesen Verdacht einigermaßen begründet gefunden habe.

Wie dem nun auch sei, immerhin waren unsere Freunde in Kombone so artiger und liebenswürdiger Natur, daß, wenn

es je mein Loos sein sollte, in irgend einen afrikanischen Kochtopf zu wandern, ich mir hierfür keinen reizenderen und einladenderen Ort als gerade Kombone ausmalen könnte.

Den Mungo überschreitet man bei Kombone vermittelst einer sehr geschickt angelegten Hängebrücke. Ob diese Hängebrücken eigene Erfindung der Waldlandstämme oder aber bloße Nachbildungen der im nördlichen Hinterlande im Graslande vorkommenden Brücken sind, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls ist ihr Bau das Sinnreichste, was afrikanische Intelligenz und Technik hervorgebracht hat.

Brücken müssen nämlich dort zu Lande sehr hoch über dem Wasserspiegel angelegt .sein, weil die Flüsse in der Regenzeit nicht nur oft viele Meter über ihren niedrigsten Wasserstand steigen und, wenn auch nur Stunden lang, zu gewaltigen Strömen anschwellen, sondern auch riesige Baumstämme mit sich führen, deren in die Luft starrende Wurzeln jegliches Hinderniß, das sich ihnen in den Weg stellt, unwiderstehlich hinwegfegen. Da die Eingeborenen die Grundlegung von starken granitenen Pfeilern, die allein solchen gewaltigen Anprall aushalten könnten, nicht verstehen, so haben sie die Aufgabe eines auch in der schlimmsten Regenzeit auf beiden Ufern ungehindert offen zu erhaltenden Verkehrs auf eine ebenso erfinderische wie einfache Weise durch Anfertigung von Lianenhängebrücken gelöst. Zur Befestigung dieser Brücken dienen je zwei auf den beiden Ufern sich gegenüberstehende Bäume. In der Höhe, in der man die Brücke über das Wasser führen will, sind die beiden Bäume des einen Ufers durch schenkelstarke, an hierzu geeigneten Aesten befestigte Querbalken miteinander verbunden. Diese Querbalken tragen ein von Ufer zu Ufer aus etwa 10 Lianen gedrehtes Seil von 10 Centimeter Durchmesser, die eigentliche Brücke, die in dieser Gestalt wie das gespannte Tau eines Seiltänzers aussieht; zu den oft 3—4 Meter hoch über dem Erdboden befindlichen Querbalken führt eine Art breiter Hühnerleiter. Um aber auch den Händen einen Halt zu geben, sind gleichzeitig auf jeder Seite des Seiles

in Schulterhöhe wieder zwei gleichlaufende dünnere Lianentaue etwa in Meterabstand gespannt und mit dem Hauptstrang durch senkrechte Stäbe und Lianen, die in spitzem Winkel sich unter dem Hauptstrang treffen und untereinander wieder verknüpft sind, verbunden, so daß eine Art Netz entsteht, worin die eigentliche Laufbrücke zu liegen scheint. Um beim Hinübergehen das Zusammenklappen der beiden Geländer zu verhüten, sind in Abständen von einigen Fuß jedesmal außen an den oberen Seitenlianen starke Baumgabeln befestigt, die sich herzförmig um das Flechtwerk und die Laufbrücke legen. Beigefügte Photographie der Brücke bei Kombone über den Mungo dürfte die bisherigen Erklärungen verständlicher machen.

So lange die Brücken gut im Stande sind, ist der Uebergang leicht, wennschon bei Ungeübteren das starke Hin- und Herschwanken Schwindel erzeugen kann. Mehr wie zwei Mann mit ihren Lasten dürfen zu gleicher Zeit die Brücke nicht betreten und das Ueberschreiten erfordert stets etwa 2—3 Minuten.

In diesen Gegenden zahlt man den Eingeborenen nichts für die Benutzung der Brücke, vielmehr besteht eine Verpflichtung für die Dorfgemeinden im Interesse des öffentlichen Verkehrs, die Brücken in gutem Zustande zu erhalten. Verunglückt ein Mann infolge einer mangelhaften oder gänzlich abgerissenen Brücke, wie ich den Fall erlebt habe, so haftet die Dorfgemeinde, auf deren Gebiet das Unglück vorgefallen und hat für den Umgekommenen Schadenersatz an dessen Stamm zu leisten.

Wenn eines Tages der Straßenbau zur Eröffnung des Hinterlandes von Kamerun in Angriff genommen wird, bietet die Anlage der Wege an sich verhältnißmäßig wenig Schwierigkeiten; dagegen wird die Ueberbrückung der zahlreichen in der Trockenzeit so harmlos dahinfließenden Bächlein viel Kosten und Arbeit verursachen. Daß Lastthiere oder gar Wagen die derzeitigen Brücken nicht überschreiten können, versteht sich von selbst, ebenso, daß ein einziger Messerhieb durch den Hauptstrang genügt, um die Brücke „abzubrechen".



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Hängebrücke aus Lianen über den Mungo bei Kombone.

Der kurze, aber steile Anstieg zum ersten Absatz des Küstengebietes hinter Kombone kostete manchen Schweißtropfen. Auf der Höhe trafen wir ein sehr schön gelegenes, gleichfalls noch im Bakundu-Stile erbautes Dorf an. Prächtige Kokuspalmen, sowie einige große Citronenbäume lieferten uns nach überstandener Kletterarbeit eine erwünschte Erquickung. Wir überschritten nun zahlreiche, tief eingeschnittene Wasserrinnen, die oft kaskadenförmig in beckenartige Erweiterungen hinabstürzten, und in deren krystallklarem Wasser sich die üppige Vegetation des Urwaldes spiegelte. Nach zweistündiger Wanderung erreichten wir einen größeren Zufluß des Mungo, der, kaum bis an die Knie reichend, über felsigen Boden dahinfloß. Auf der gegenüberliegenden Seite mußten wir durch einen schönen, zahlreiche Elefantenspuren zeigenden Wald und nach einer halben Stunde betraten wir Dikūmi, das Hauptdorf der Landschaft Batom.

Bis hierher gingen die Handelsbeziehungen der Kiliwindi-Leute. Ja wir fanden hier ein Weib des bereits früher erwähnten Häuptlings Makia in Mundame. Die Batomleute sind äußerlich sowie auch in ihren Gewohnheiten von den Bakundu kaum zu unterscheiden, obschon die Sprache verschieden ist. Die Mundarten der einzelnen Stämme wechseln in diesem Theile des Schutzgebietes so ziemlich alle 50 Kilometer, was natürlich das Reisen ungemein erschwert, da man doch nicht alle diese oft sehr verschiedenen Dialekte erlernen kann und überdies eine von allen oder wenigstens den meisten Bewohnern verstandene Verkehrssprache, wie im mittleren Afrika das Haussa, im Osten das Suahēli, hier nicht vorhanden ist.

Der Häuptling Kuondone machte keinen sehr zuvorkommenden Eindruck; er blieb bei unserer Ankunft ruhig auf seinem Antilopenfell liegen und schaute recht mürrisch drein. Doch schenkte er uns schließlich ein Schaf und Pisang sowie eine ganz vorzügliche Art karpfenähnlicher Fische, die in dem kurz vor

Dikumi überschrittenen Bache von seinen Leuten am Morgen gefangen worden waren.

Am zweiten Tage berührte ich in gemüthlicher Unterhaltung mit Kuondone die Frage unseres Weitermarsches. Allein obschon ich manche werthvolle Auskunft über Land und Leute von ihm erhielt, so wollte er uns doch offenbar nicht weiter ziehen lassen und gebrauchte alle möglichen Ausflüchte: er wisse nicht, was ich da hinten im Lande wolle; er sei den Kiliwindi- und Kumbaleuten für meine Sicherheit verantwortlich u. s. w. Die Führer der Kumba- und Kiliwindileute konnten für mich hier nichts weiter thun, waren wir doch 50 ganze Kilometer von ihrer Heimath entfernt und ihre Macht hatte hier somit längst ein Ende! Schon in Baduma, kaum 15 Kilometer von ihrem Ort, waren sie ebensolche „durchreisende Fremde" wie wir Alle.

Am dritten Tage erschien Essémbe, der zweite Häuptling Batoms aus dem nahezu dreiviertel Stunden östlich belegenen Dorfe Kokóbuma. Essembe war ein tiefschwarzer Neger mit unsicherem lauernden Blick, dabei mager und alt, mit einem beständig sorgenvollen Gesichtsausdruck, wozu sein Name: Tate Essembe, Väterchen Essembe, vorzüglich paßte. Er hatte augenscheinlich mehr Einfluß wie Kuondone, obschon dieser als erster Häuptling galt. So spielte Tate Essembe sofort den Beleidigten, daß ich ihm noch nicht meinen Besuch gemacht hätte; er sei gerade so gut wie alle anderen Häuptlinge. Ich beruhigte ihn durch einige Tabaksblätter und stellte ihm meine Aufwartung für den nächsten Tag in Aussicht.

Der Weg zu ihm führte ununterbrochen durch sehr gut gepflegte Pflanzungen, während die Aussicht allenthalben durch niedrige Höhenzüge begrenzt war. Das ansehnliche Dorf erschien sehr schmutzig, jedoch nicht ärmlich; auf der Dorfstraße trieb sich sogar eine stattliche Anzahl wohlgenährter Rinder umher.

Nach langem Warten erschien er in Person und nach noch längerem Suchen fand er eine Ente zum Geschenk. Er erklärte alsbald, daß er den Weg zum Innern beherrsche, und ich müsse,

falls Kuondone die Erlaubniß zum Weiterzuge gäbe, jedenfalls erst eine Nacht in seinem Dorfe schlafen; denn, das war seine beständige Wiederholung, er sei ein ebenso großer Mann wie Kuondone.

Mit Kuondone wurde ich denn auch noch am Abend desselben Tages handelseins. Ein Geschenk von 16 Meter Stoffen, Tabak und einigen anderen Kleinigkeiten eröffneten den Weg und auch ein Führer wurde gestellt.

Am folgenden Tage zogen wir verabredetermaßen zu Tate Essembe, damit auch diesem würdigen Häuptling die Ehre unseres Besuches und die Gelegenheit zu betteln zu Theil würde. Darauf verstand er sich denn auch vortrefflich. Am Abend beschenkte ich ihn reichlich und indem er meine Hand in die seines Sohnes legte, bezeichnete er diesen als Führer bis zum nächsten Stamme.

Als wir am anderen Morgen zum Aufbruch bereit waren, stellte sich zunächst heraus, daß der von Kuondone gestellte Führer verschwunden und am Abend zuvor in sein Dorf zurückgekehrt war. Essembe selbst stand mit einer frechen Gaunermiene neben den Großen seines Dorfes vor dem Versammlungshaus und erklärte auf meine Frage nach den Führern, wenn ich ihm nicht zwei Koffer mit Zeug, zwei Koffer Tabak und fünf Gewehre schenkte, könne vom Weitergehen nicht die Rede sein. Zu gleicher Zeit zeigten sich viele bewaffnete und unbewaffnete Eingeborene.

Einen Augenblick erwog ich den Gedanken, dieser Unverschämtheit Gewalt entgegenzusetzen. Doch gewann bei dem nunmehr sich entwickelnden langdauernden Hin- und Herreden die kühlere Ueberlegung bald die Oberhand.

Die am Elefantensee gegründete Barombistation hatte allmählich festen Fuß im Lande gefaßt und an Ansehen bei den umwohnenden Eingeborenen gewonnen. Man hatte Vertrauen zu dem Weißen und zugleich Respekt vor ihm. Bei einem Mißerfolge stand also die ganze Errungenschaft auf dem Spiele.

Außerdem befanden sich neben mir die Führer aus Kumba und Kiliwindi als stille Zeugen des Vertragsbruchs, den die Eingeborenen hier gegen uns ausführten. Unter keinen Umständen durfte ich den Häuptlingen diesen Wortbruch durchgehen lassen, mußte sie vielmehr bestrafen, um sie für die Zukunft gut zu ziehen.

Dazu war ich aber im Augenblicke nicht im Stande und beschloß daher, für jetzt Kehrt zu machen und nach Barombistation, dem Sitz der Verwaltung, zurückzukehren. Meine Drohung, wiederzukommen, hörte Essembe höhnisch lächelnd an. Vorher sollte jedoch noch Kuondone, der Oberhäuptling von Batom, zur Rechenschaft gezogen werden; war doch in seinem Hause mit ihm als Oberhäuptling das Durchzugspalaver geregelt worden. Wir marschirten durch das Dorf Kuondones bis zum Ausgange; dann ging ich, nachdem die Weisungen ihre Lasten zusammengesetzt hatten, in Begleitung des Dolmetschers auf Kuondone mit der Aufforderung los, die empfangenen Geschenke zurückzugeben. Mit verlegenem Lächeln wich der scheu um sich blickende Häuptling diesem Ansinnen aus und rannte plötzlich, auf einige mir unverständliche Worte des Dolmetschers hin, davon; ihm folgten viele Leute aus dem Dorfe.

Daraufhin untersuchten die Weileute auf meinen Befehl die Häuser Kuondones nicht allein nach dem Verbleib meiner Gastgeschenke, sondern leerten zur Entschädigung auch sonst alle Kisten und Kasten. Nachdem noch einige Ziegen eingefangen waren, zogen wir ab, ohne irgend einem anderen Eingeborenen weiter Schaden zugefügt zu haben.

Noch an demselben Nachmittag erreichten wir Kombone. Von hier schickte ich eine Botschaft an Batom, um Kuondone zum Palaver zu laden, da ich auf diese Weise den Eindruck, den unser Vorgehen gemacht haben konnte, möglichst an Ort und Stelle feststellen wollte. Kuondone aber verlangte für die ihm abgenommenen Sachen sowie für die Erlaubniß des Durchmarsches durch Batom eine so lächerlich hohe Summe, daß ich es doch vorzog nach der Station zurückzukehren und von dort aus in Ruhe das Palaver zu führen.

In fünf Tagen war ich auf Barombistation wieder angekommen und hatte bei dem flüchtigen Aufenthalte auf der Station die Genugthuung zu sehen, wie günstig sich alles unter der eifrigen Obhut meines Begleiters entwickelt hatte. Neue Wege waren entstanden, frische Pflanzungen angelegt, und wir alle fühlten uns hier schon beinahe wie zu Hause.

In Kamerun erreichte ich trotz der Unterstützung des Gouvernements meinen Zweck nur theilweise. Die Lösung der Trägerfrage, dieser wunde Punkt bei westafrikanischen Expeditionen, verursachte die größten Schwierigkeiten.

Der Dualaneger ist einerseits zu verwöhnt und zu faul, andererseits aber auch zu feige, um sich als Träger verwenden zu lassen; eine Reise aber in die nördlichen Küstengebiete, nach Liberia oder Accra, woher die besten Träger bezogen werden, war mit Zeitverlust und Kosten verbunden.

So traf es sich denn sehr glücklich, daß ich 25 von der Expedition Kund und Tappenbeck zur Entlassung kommende Träger, ebenfalls Weileute, übernehmen konnte, so daß ich nun mit dieser Verstärkung in Barombi über eine Schar von 75 Mann verfügte.

Um einen für die wirthschaftliche Erschließung des Hinterlandes in Betracht kommenden neuen Weg zu suchen, marschirte ich mit einem Theil der Neuangeworbenen von Bibundi aus über B ó m a n o, U k ú r r u, M ū l i, M a n y a und B o v i a n y o nach B a k u n d u b a M u s s á k a, und von da auf dem bereits im December 1886 begangenen Wege weiter bis Barombi, indeß der andere Theil der neuen Leute mit dem Kamerundolmetscher Sopo Bell im Kanu den Mungo hinauffuhr.

Als ich am 1. Mai wieder auf Barombi eintraf, hörte ich von Lieutenant Zeuner, daß bereits Boten aus Batom mit der Bitte um Frieden und Verzeihung eingetroffen seien. Bei ihren Handelsfreunden in Kumba hatten sie Unterkunft gefunden und warteten auf mein Kommen.

Die große Verhandlung, die nun stattfand, nahm einen so

durchaus unerwarteten Ausgang, daß es aufs Neue eine Lehre für uns war, auf nichts in Afrika zu bauen, am allerwenigsten aber auf die Beständigkeit und Dankbarkeit der Neger.

Ich hatte nämlich, um den oben erwähnten Weg an der Westseite des Kamerungebirges entlang zu machen, einen Mann aus Victoria an der Ambasbucht Namens Sam Steane als Dolmetscher angenommen. Er verstand nicht nur die Dialekte der Bergvölker des Kamerungebirges, sondern sprach auch Bakundu fließend und beherrschte die englische Sprache genügend. Diesem Sam Steane war es vorbehalten, den unerwarteten Ausgang des Palavers herbeizuführen.

Es stellte sich nämlich heraus, daß die Batomleute durch Niemand anderen, als meinen eigenen Dolmetscher, Sopo Bell bestimmt worden waren, meinem weiteren Vorgehen sich zu widersetzen!

Was den Dolmetscher zu dieser verrätherischen Handlung veranlaßt hatte, ob nur persönliche Furcht oder der Wunsch, die Interessen der einheimischen Zwischenhändler zu schützen, das war mit Sicherheit nicht festzustellen. Für den Augenblick aber war es auch ohne Bedeutung. Die Thatsache war da, und es mußte ein abschreckendes Beispiel aufgestellt werden. Der Verrath des Dolmetschers wog um so schwerer, als der seit 1½ Jahren in meinen Diensten befindliche Mann bis dahin alle meine Angelegenheiten geschickt und mit Erfolg bei den Eingeborenen vertreten und daher bis zu einem gewissen Grade mein Vertrauen gewonnen hatte.

Die feindselige Haltung der Batomleute erschien unter diesen Umständen weit weniger strafbar, da sie ja schließlich von einem meiner eigenen Leute aufgewiegelt waren; immerhin aber durften auch sie als Mitschuldige des Komplottes nicht ganz frei ausgehen. Ich legte ihnen daher eine sehr gelinde Strafe auf, indem ich die beiden Häuptlinge zur Zahlung von zwei Ochsen und zwei Schafen verurtheilte.

Um den Eingeborenen aber zu zeigen, wie schwer wir die Handlungsweise des Kameruners beurtheilten, wurde er zum Tode

verurtheilt, aber auf die vereinten Bitten der zahlreich aus der Nachbarschaft zum großen Palaver zusammengeströmten Häuptlinge hin allerdings begnadigt und später zur Verbüßung einer fünfjährigen Zwangsarbeit nach Togo gebracht.

Die Verkündigung des Todesurtheils hatte einen tiefen Eindruck auf Alle gemacht. Daß wir aber Gnade vor Recht ergehen ließen, gewann uns thatsächlich die Herzen der Bevölkerung mehr, als eine etwaige Vollstreckung der Strafe hätte nützen können. Wir ließen mit uns nicht spaßen; das hatte jeder gesehen, und so wuschen wir uns nach Schluß des Palavers, wie es üblich ist, gegenseitig die Hände, beide Theile hoch erfreut: die Batomleute, weil sie so billig davon kamen, wir Weißen, weil unser Ansehen auch ohne Blutvergießen im Lande gewahrt und vermehrt worden war.

Noch ein anderer Vorfall kam hinzu, um die Batomleute zu überzeugen, daß die Eingeborenen nicht ungestraft mit uns spielen durften. Auf meinem schon vorhin erwähnten Marsch an der Westseite des Kamerunberges entlang hatten zwei kleine Dörfer die Frechheit gehabt, mir trotz vorausempfangener Bezahlung zwei Führer vorzuenthalten. Den Weg hatte ich ja nun ohne ihre Hülfe nach Barombi gefunden, von dort aber auch Lieutenant Zeuner ganz unvermuthet mit 50 bewaffneten Weijungen abgeschickt, um das für die Führer gezahlte Zeug zurückzuverlangen, sowie ein halbes Dutzend Strafschafe beizutreiben. Zeuner kam denn auch mit der kleinen Herde so rechtzeitig an, daß die Batomleute noch Zeugen dieses Vorganges waren und von der mittlerweile eingetroffenen Verstärkung zu Hause erzählen konnten.

Somit war nun alles wieder in Ordnung, und es war Zeit, demnächst an einen neuen Vorstoß zu denken.

Mit dieser Ankündigung entließen wir die Gesandten Batoms in ihre Heimath, und die Kumba- und Kiliwindileute versäumten es nicht, sie noch ganz besonders zum Innehalten der eingegangenen Verpflichtungen zu ermahnen.

Capitel IV.

Zweiter Vorstoß bis nach Banyang. Juli bis August 1888.

Dolmetscher-Frage. Dolmetscher Muyenga. Ein ungelegener Elefant. Aufbruch der Expedition. Vorzug getheilter Expedition. Zeuner folgt vier Wochen später. Wieder bei Tate Essembe. Der Versöhnungsochse. Zug der Eingeborenen zur Küste. King Bullock. Dessen Warnung vor den Banyang. Der Elefant als Mittel zum Zweck. Elefantenjagd. Bei Tok Difang. Nächtliche Ueberraschung bei Fo Tabe. Zurück zu Difang. Eine schwarze Jungfrau von Orleans. Die verrätherischen Absichten Difangs. Die guten Warner. Die Banyang. Ihr Aeußeres. Ihre Wohnungen. Ihre Pflanzungen. Die Bayongsklaven. Der „See" Liba. Zeuners Ankunft. Rückzug nach Barombistation. Anwerbung neuer Träger. Dritter Aufbruch.

Infolge der am Schlusse des vorigen Capitels geschilderten Vorgänge befand ich mich nunmehr ohne Dolmetscher, da auch Sam nach Ablauf seines Vertrages nach Victoria zurückgekehrt war.

Unter den vielen wichtigen Fragen ist bei Afrikareisen die Dolmetscherfrage beinahe die wichtigste. Von der Geschicklichkeit des Dolmetschers, nicht nur selbst den Gedanken des Europäers richtig zu erfassen, sondern auch in einer der Auffassung der Eingeborenen verständlichen Weise wiederzugeben, hängt oft das Wohl und Wehe der ganzen Expedition ab. Er soll den Muth und die Ehrlichkeit des Soldaten mit dem Verstande und der Gewandtheit des Diplomaten vereinigen. Unzähligen Versuchungen und Bestechungen ausgesetzt, hat er doch gleichzeitig das Bewußtsein, in seiner Thätigkeit wenig überwacht zu sein.

Erst nach langem Suchen fand ich Mitte Juni einen geeigneten Mann in Bakundu Ba Námeko am Mungo, wo Manga

Bell, der Sohn des Häuptlings Bell, eine Handelsniederlassung gegründet hatte. Er war ein Sklave Bells, stammte aus dem fernen Hinterlande Kameruns, dem Bayónglande, hieß Muyénga und konnte etwas englisch radebrechen. Da auf dem Wege nach Adamaua in den Dörfern der Eingeborenen zahlreiche Sklaven eben aus jenem Bayonglande anzutreffen waren, konnte Muyenga mit Hülfe seiner länderkundigen Stammesgenossen mir wichtige Dienste leisten. Manga Bell stellte mir nach umständlichen Verhandlungen und nur gegen Zahlung eines sehr ansehnlichen Geschenkes den Mann für die nächste Zeit zu meiner Verfügung.

Für die eigentlichen Haussastämme hatte ich übrigens bereits aus Lagos einen früheren Dolmetscher Flegels, Benedikt, mitgebracht. Im Waldlande war er nicht verwendbar wegen seiner Unkenntniß der dortigen Sprachen und versah daher bis auf weiteres wenigstens den Dienst als Koch.

Beinahe hätte ich den theuer erkauften Dolmetscher Muyenga gleich in den ersten Stunden der Kanufahrt von Bakundu ba Nameko nach Mundame wieder auf tragische Weise verloren, indem ein verliebtes, im Flusse spielendes Elefantenpärchen sich unserer Weiterfahrt widersetzte, so daß ich genöthigt war, ans Land zu steigen und dem Gemahl eine Kugel in den Leib zu jagen. Das hinderte ihn jedoch nicht, sich schnurstracks auf das mindestens 12 Meter lange und mit 15 Ruderern besetzte Boot zu stürzen und es trotz eines wohlgezielten Salvenfeuers seitens der Insassen mit seinen Stoßzähnen in die Höhe zu schleudern und umzuwerfen. Nach dieser Heldenthat stieg er ruhig ans Land und verlor sich im Dickicht, worin er erst am kommenden Tage mit 40 Schüssen im Leib verendet aufgefunden wurde. Von meinen Leuten war zum Glück keiner beschädigt worden; sie machten sich sofort daran, das umgekehrt auf dem Wasser treibende Kanu wieder flott zu machen und die allenthalben durch die Strömung davongeführte Ladung, soweit dies möglich war, zu bergen. Abgesehen von einigen versunkenen Gewehren,

sowie meiner Uhr, welche Gegenstände trotz Suchens und Tauchens nicht zu finden waren, hatten wir alles glücklich gerettet, wenn auch theilweise im beschädigten Zustande. Am meisten vermißten wir Streichhölzer; ich verbrachte die kalte und stockdunkle Nacht im Kanu zwischen nassen Decken bei unaufhörlich rieselndem Regen. Dazu sangen die Ruderer, trompeteten die Elefanten und klapperten die eigenen Gebeine.

Nach achttägigem Aufenthalte in Barombi war ich wiederum zum Aufbruch fertig, und Lieutenant Zeuner sollte mit dem Reste der Expedition mir in 4 Wochen folgen; ich hatte für die nöthige Fühlung nach rückwärts zu sorgen. Die Expedition marschirte auf diese Weise in 2 Abtheilungen, jede etwa 30 Mann stark. Jede einzelne Abtheilung bildete hinsichtlich der Ausrüstung eine kleine Expedition für sich und war somit unabhängig.

Eine derartige Theilung ist wenigstens in diesen Gegenden schon deshalb empfehlenswerth, weil dadurch nicht nur die Verpflegung der Träger in den verhältnißmäßig kleinen Ortschaften, sondern auch vor allem die Aufsicht über die eigenen Leute erleichtert wird. Durch das getrennte Marschiren werden außerdem noch die wissenschaftlichen Arbeiten gefördert. Es entstehen unabhängig von einander Itinerarien, deren späterer Vergleich die Richtigkeit der einzelnen Aufnahmen gewährleistet; auch verspricht ein Ort dem Botaniker, ein anderer wieder dem Zoologen reichere Ausbeute. Die Hauptsache bei dieser Trennung bleibt natürlich: zu jeder Zeit die nöthige Fühlung zu halten, um für den Fall eines Angriffes oder sonst eines Mißgeschickes sich gegenseitig unterstützen zu können. Das ist leichter wie man denkt, wofern die voranziehende Expedition nur dafür Sorge trägt, daß sie hinter sich befreundete Eingeborene zurückläßt.

So marschirte ich denn mit meiner Abtheilung auf bereits bekannten Wegen durch die Dörfer der mich allenthalben froh begrüßenden Bakundu. Der letzte Tagemarsch brachte uns über Kongo Diba auf einem neuen Wege unmittelbar nach Tate Essembes Dorf.

Es fiel nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß wir nur kämen, um den ersten Versöhnungsochsen zu verzehren, der dann auch zur ungeheuren Verwunderung der Batomleute gleich am nächsten Tage mit dem Revolver erschossen wurde, und da der Himmel augenscheinlich Gefallen am friedlichen Thun der Menschen fand und das Regnen einstellte, fand Abends zwischen den Eingeborenen und meinen Leuten ein großer Tanz statt.

Genaue und weiter reichende Angaben über Wege wußte Essembe nicht zu machen; er konnte uns nur bis Mabúm, einer etwa 40 Kilometer nordwärts gelegenen Landschaft, Führer stellen.

Schon bald hinter Batom kamen wir durch weite, meist mit niedrigem Buschwerk bewachsene Waldlichtungen. Hier waren früher offenbar Ansiedelungen gewesen, die nun aber wohl bereits seit einer Reihe von Jahren wieder verlassen sein mochten. Gelegentliche Topfscherben, ausgehöhlte Mahlsteine und ähnliche Spuren menschlicher Thätigkeit bestätigten diese Vermuthung.

Die Neger pflegen aus diesen oder jenen Gründen ihre Dörfer häufig zu verlegen. Es hat dieses bei ihnen nicht viel zu sagen, da neue Ansiedelungen sehr rasch entstehen. So fand ich z. B. bei meinem ersten Ausfluge im Februar auf dem Rückmarsch von Batom nach der Station zwischen Kombone und Babi noch kein einziges Dorf. Allerdings gewahrte ich ungefähr in der Mitte des Weges einige Leute, die einen Platz im dichten Urwald rodeten. Jetzt im Juli, 5 Monate später, befanden sich an dieser Stelle schon 15 große Häuser und verhältnißmäßig ausgedehnte Felder, in denen u. a. der Mais über 2 Meter hoch stand. Die neuen Ansiedler kamen aus dem weiter im Innern liegenden Lande und nannten ihr Dorf Diéka. Diese Erscheinung erklärt sich zwar vielfach durch äußere Umstände, wie z. B. durch ansteckende Krankheiten, Krieg, überhandnehmende Elefanten und ähnliche Landplagen. Auch der Aberglaube, der plötzlich eine Gegend aus diesem oder jenem Grunde meist infolge unauf-

geklärter Krankheitserscheinungen bei Menschen oder Vieh für verhext erklärt, spielt dabei eine Rolle.

Der Hauptgrund bleibt aber immer ein natürlicher Drang aller Binnenstämme nach der Küste, woher alle jene herrlichen Dinge kommen, die das Herz des Negers ersehnt, Zeuge, Gewehre, Pulver, Salz, Messer und was dergleichen mehr ist. Auch wissen sie sehr wohl, wie viel von diesen Reichthümern als Profit bei ihren Vordermännern hängen bleibt. Dies alles erregt ihren Neid und ihre Habgier, diese am meisten ausgeprägten Charakterseiten der Schwarzen. Den Weg unmittelbar zum Weißen an die Küste verbietet ihnen der eifersüchtige Zwischenhändler, und ihn mit Gewalt zu ertrotzen, dazu fehlt es an Macht und Muth.

Selten entfernt sich der einzelne Händler mehr als 2 Tagereisen von seinem Heimathsdorfe aus Furcht, von dem um den Alleinhandel besorgten Nachbar mit Prügel heimgeschickt zu werden. Am glücklichsten sind natürlich die unmittelbar neben den europäischen Faktoreien sitzenden Küstenneger daran, in Kamerun die Duala, deren etwas dunkle Geschichte übrigens mit Sicherheit darauf hinweist, daß auch sie höchstens vor etwa 150 Jahren sich der Küste bemächtigt und die früheren Ansiedler verdrängt haben.

Anstatt mit offener Gewalt streben daher die Binnenstämme diesem ihren Ziele allmählich und schrittweise zu, wobei natürlich die Frage, ob und wann es erreicht wird, vor allem von der Schlauheit und Thatkraft der einzelnen Häuptlinge und von sonstigen treibenden Mächten abhängt, wie solche ja auch im Geschicke kleinerer Völker eine Rolle spielen.

Die Landschaft Mabum erreichten wir nach 2tägigem Marsche und die von Essembe mitgegebenen Führer hatten ihre Sache gut gemacht. Im Mabumlande betraten wir eine sowohl sprachlich als auch sonst von den bisher bereisten Landschaften durchaus verschiedene Gegend.

Während bis dicht hinter Batom die Dörfer und einzelnen

Häuser noch im Bakundustile erbaut waren — eine breite Dorfstraße mit einem oder mehreren Versammlungshäusern in ihrer Mitte —, ändert sich dies mit einem Schlage und schon das Dorf Mabésse in der Mitte zwischen Batom und Mabum zeigt einen durchaus andern Charakter. Die eine Hälfte, nach Batom zu, besteht aus Mattenhäusern, während in der anderen, durch eine kleine Anpflanzung von jener getrennt, alle Hütten aus Lehm errichtet sind. Auch die äußere Dorfanlage ist eine andere. An die Stelle der lang ausgedehnten Straße mit den zu beiden Seiten liegenden Hütten tritt nunmehr das Hofsystem.

Jedes Gehöft liegt für sich allein, höchstens 2—3 Minuten vom Nachbar entfernt und bildet einen aus verschiedenen, aber zusammenhängenden Wohnräumen bestehendes, meist vollständig geschlossenes Rechteck, in das nur zwei sehr enge Aus- und Eingänge führen, meist in der Mitte der langen Seiten, oder da, wo sie auf die kurzen treffen. Sind ferner im eigentlichen Küstengebiete die Felder oft stundenweit von den Ortschaften entfernt, so liegen sie hier alle in unmittelbarster Nähe der einzelnen Höfe. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, den Bau dieser Gehöfte näher zu beschreiben, wenn wir zu den Banyáng kommen, die grade in dieser Bauart unübertroffene Meister sind.

Sukwé war das Hauptdorf von Mabum, wo wir am Abend des zweiten Marschtages unser Nachtquartier aufschlugen. Die Eingeborenen zeigten sich außerordentlich entgegenkommend, nahmen den ermüdeten Trägern die Lasten ab und brachten Wasser und Lebensmittel herbei, ganz im Gegensatze zu den höchst unliebenswürdigen und bettelhaften Batomleuten.

Der Häuptling der Ortschaft, N'Gūti, mit seinen drei riesenhaften Söhnen, deren ältester Etám hieß und von einer auffallend gelblichen Hautfärbung war, machte einen guten Eindruck und hat sich auch später als zuverlässiger Freund erwiesen. Leider litt Häuptling N'Guti an einer bösen, im ganzen Schutzgebiet aber sehr häufigen Krankheit, die ihm das Gehen beinahe unmöglich machte, nämlich an einer hochgradigen Elefantiasis.

Sein Hodensack hatte die Größe eines Riesen-Kürbisses erreicht, der beinahe den Boden berührte, sodaß der alte Mann sich nur mit Mühe erheben und auf einen Stock gestützt einige Schritte weiterschleppen konnte. Der Witz der Weijungen gab ihm den Namen „King bullock“, und unter diesem Namen ist der gute N'Guti allmählich bekannter geworden, als unter dem von seinem Vater ererbten.

N'Guti that alles mögliche für uns, und er wie seine alten Rathgeber zeigten sich dankbar für jedes geschenkte Tabaksblatt. Bei der Verhandlung über den Weitermarsch wurde er allerdings nachdenklich und meinte, halten wolle er mich nicht und auch Führer stellen. Aber seine Nachbarn, die Banyang, seien zahlreich und böse Gesellen. Diese Mittheilung wurde uns auch durch Landsleute meines Dolmetschers Muyenga bestätigt. Denn hier trafen wir schon Bayongmänner, Neger mit einem ganz anderen Typus, wie der bisher gesehene.

Die Mabumleute selbst hatten in ihrem Aeußeren einige Aehnlichkeit mit den Waldland-Stämmen, obgleich sie durchschnittlich magerer erschienen und stellenweise sich in der Farbe einem schmutzigen dunklen Gelb näherten. Ihre Haare hatten sie in kunstvolle Zöpfe geflochten, und um den Leib oder auch über die Schulter gehängt trugen sie ein Stück weichgeklopften Rindenzeuges, welches gewissermaßen als „Schnupftuch“ diente, um den Schweiß abzutrocknen. Sie gingen beständig bewaffnet; die Bewaffnung bestand aus der sehr langen Flinte und einem breiten Buschmesser in entsprechender Scheide aus Ziegen- oder Antilopenfell, ferner einer recht zierlich ebenfalls aus Antilopenfell gearbeiteten Tasche und einem mit Kuhhaut überzogenen Flaschenkürbis als Pulverhorn.

Mehr noch als sonst irgendwo jammerten hier in Mabum die Leute über die fortwährend durch die Elefanten in ihren Feldern angerichteten Verwüstungen.

Obwohl sich nun der Jagdsport mit den Aufgaben einer Expedition nicht wohl vereinigen läßt und dabei stets viel Zeit,

Geld und Kraft verschwendet wird, die anderweitig besser und nützlicher zu verwerthen ist, so wollte ich doch den unaufhörlichen Bitten der Eingeborenen gegenüber nicht taub bleiben, zumal die dabei zu Tage tretende Wirkung unserer Geschosse auf die Bevölkerung stets einen geradezu überwältigenden Eindruck zu machen schien.

Ich hatte dies kurz zuvor in ba Konye bei Freund Nandu erprobt, und indem ich ihm damals einen Elefanten zu Füßen legte, ersichtlich den Ruhm der Expedition weit und breit im Lande verbreitet. Die Jagd auf Elefanten und beinahe noch mehr die Zerlegung und Theilung der Jagdbeute ist in diesen Gegenden Afrikas ein so eigenartiges und überdies mit jedem Jahrzehnt seltener werdendes Schauspiel, daß ich den Leser wohl einladen darf, sich in Gedanken einmal nach N'Gutis Dorf zu versetzen und einem dortigen Jagdzuge beizuwohnen.

Es ist einer jener kühlen, trüben Morgen, wie sie in dem unteren Waldlande zu Beginn der Regenzeit nicht selten sind. In tiefer Stille noch liegt das Dorf, wallende Nebel ziehen über die Kronen der Urwaldsriesen, und weiße Wasserdünste entsteigen dem regendurchfeuchteten Boden. Die schlanken Palmen, die sonst mit geheimnißvollem Rauschen die aufgehende Sonne zu begrüßen pflegen, lassen heute ihre feuchten Wedel melancholisch herabhängen. Mit eintönigem Geräusch fällt Tropfen auf Tropfen von den mächtigen Bananenblättern das angesammelte Regenwasser zur Erde. Bläulicher Rauch, niedergedrückt von der feuchtschweren Morgenluft, kriecht an den niedrigen Firsten der Negerhütten entlang.

Doch in der Dorfstraße herrscht schon Bewegung und Leben. Wir und unsere beiden schwarzen Begleiter schreiten dem nahen Urwald zu; wir mit hohen Stiefeln, in grüner Joppe und Mütze, die kurze Pfeife im Munde; sie bis auf ein zwischen die Schenkel gezogenes Hüftentuch nackt, unser schweres Elefantengewehr und die wohlgefüllte Patronentasche tragend, im übrigen selbst nur mit breiten Messern und Karabinern bewaffnet.

Mit dem Betreten des Waldes übernimmt auf unseren Wink der hochgewachsene der beiden Schwarzen, augenscheinlich ein Eingeborener, während der andere das Aussehen der Weileute hat, die Führung, alsbald aufmerksam überall umherspähend.

Immer rascher schreitet der Führer voran, lautlos mit elastischem Schritt, und wir bemühen uns trotz unserer Stiefel so unhörbar als möglich zu folgen. Ab und zu verräth ein Geräusch das allmähliche Erwachen der Natur. Mehrere Bäche, die über röthliches Felsgestein dahinmurmeln, werden durchwatet, sumpfige Strecken geschickt umgangen. Schon fehlt es nicht an den mannigfachsten Anzeichen vorhandener Elefanten: alte Losung, aus der bereits junge Pflanzen hervorschießen, ausgewaschene Fußspuren, deren Alter ein kundiges Auge auf Tag und Stunde berechnet; doch lassen wir uns dadurch nicht aufhalten, sondern verfolgen ruhig die eingeschlagene Richtung. Erst nach etwa einstündigem Marsche biegen wir von dem durch lichteren Hochwald führenden Hauptpfad ab auf einen Seitenweg, der sich bald im Dickicht des Unterholzes und der Lianen zu verlieren scheint. Elefantenpfade, von unserem Jagdwege kaum noch zu unterscheiden, sowie frische Fußeindrücke, augenscheinlich erst wenige Stunden vorher entstanden, mehren sich, in einem sehen wir sogar noch ein halbzertretenes Käferlein sich bewegen. Und da ist auch schon die erste Losung, deren noch unberührte kanonenkugelförmige Gestalt und glänzende Farbe über die Frische der Spur keinen Zweifel mehr zulassen; rasch fährt der Führer mit den Zehen hinein, um die Temperatur zu prüfen: ein vielsagender Blick klärt uns darüber auf, daß unser Wild erst vor ganz kurzem die Stelle verlassen haben könne. Nun werden die Gewehre geladen, auch wir nehmen die Büchse zur Hand und mit größter Vorsicht und bedächtigem Schritt dringen wir horchend und spähend vorwärts. Losung und Fußspuren verschiedener Größen mehren sich, hin und wieder verrathen geknickte Aeste oder blätterberaubte Zweige, daß Elefanten in der Nähe und mit ihrem Frühstück beschäftigt sind. Wir kommen

an einen Wassertümpel, der offenbar noch ganz kürzlich zum Morgenbade gedient hat, und die seitwärtsstehenden hohen Aeste eines Baumes, woran der Elefant mit seinem lehmbehafteten Rücken gestreift hatte, lassen die Größe des Thieres errathen, was unserem Führer ein verlegen muthiges Lächeln entlockt.

Schon wird hin und wieder das Krächzen jener Vögel aus der Familie der Nashornvögel vernehmbar, die in hohen Baumkronen unsere Anwesenheit bemerken und sich mit Vorliebe aufhalten, wo Elefanten sind, welche sie durch ihr Geschrei vor dem nahenden Jäger zu warnen scheinen.

Doch horch! zur Linken, nicht gar weit entfernt, hören wir plötzlich das Knacken eines Zweiges und ein leises Rauschen der Blätter! Das ist ein Elefant, der einen Zweig abgebrochen hat und dessen Blätter abstreift. Wir ändern jetzt den Weg und schleichen langsam, jedes Geräusch vermeidend, der Stelle zu. Immer deutlicher wird das Knacken und Rauschen der Zweige, zahlreiche Fliegen umsummen uns, und ein scharfer Geruch frischer Losung steigt uns in die Nase, der Elefant muß in unmittelbarer Nähe sein. Plötzlich stutzen wir alle und stehen wie festgewurzelt, den zum Ausschreiten aufgehobenen Fuß leise wieder zu Boden setzend: ein Trompetenstoß, dessen schmetternder Ton rings den Urwald erdröhnen macht, schlägt an unser Ohr und macht zugleich das Herz lauter klopfen. Zaghaft schaut unser Führer sich nach uns um, während in das noch nicht ausgeklungene Echo des ersten Trompetenstoßes sich neue gewaltige Klänge mischen, die aus den ferneren Theilen des Waldes kommen und uns belehren, daß wir vermuthlich in eine Elefantenherde hineingerathen sind. Alsbald übernehme ich selbst die Führung, behutsam Schritt vor Schritt setzend. Mit unheimlicher Deutlichkeit höre ich die Töne des friedlich bei der Morgenmahlzeit beschäftigten Thieres, das, ohne die ihm drohende Gefahr zu ahnen, mit hallenden Trompetenstößen den jungen Morgen begrüßt und mit den abseits weidenden Genossen fröhliche Zwiesprach' hält.

Jetzt trennt mich nur noch ein kleiner Zwischenraum von dem ersehnten Ziele. Dichtes Unterholz, sowie zahlreiche Lianen erschweren das Vordringen und vor allen Dingen das genaue Sehen. Tief zur Erde gebückt winde ich mich schlangenartig durch das Gewirr der Lianen und Aeste; da gewahre ich plötzlich, kaum fünf Meter vor mir, eine graubraune gewaltige Masse. Er ist es; ein mächtiges Thier. Langsam gelingt es, in dem unsicheren Lichte des Dickichts die Umrisse des Leibes und die einzelnen Gliedmaßen zu erkennen; vor allem heißt es geduldig warten, bis er uns die richtige Seite zum Schusse zudreht.

Mit dem Schweif sich die Fliegen abwedelnd, die großen Ohren auf- und zuklappend, hin und wieder eines der säulenartigen Beine hebend, während sich der tastende Rüssel bald nach links, bald nach rechts in die Höhe reckt, so steht der Koloß vor mir, die richtige Verkörperung unbewußter afrikanischer Kraft und Sorglosigkeit. Ich kauere am Boden, die Büchse im Anschlag. Hat er mich nun bemerkt oder hat sonst etwas seine Aufmerksamkeit erregt? Er macht plötzlich eine Viertelwendung nach mir und scheint, den Rüssel hoch in die Luft hebend, mit weit abgesperrten Ohren zu lauschen. Das ist der Augenblick, und, die schwere Büchse in die Schulter setzend, sende ich ihm meinen Schuß mitten aufs Blatt. Alsbald bücke ich mich, um unter der im feuchten Urwalde nur schwer verziehenden bläulichen Rauchwolke hervor die Wirkung des Schusses zu beobachten. Noch ist der Donner meiner Büchse kaum verhallt, als mich auch schon von allen Seiten nervenerregendes Geräusch umtönt. Zwar die Stelle, wo der Elefant stand, ist leer, aber rings um mich kracht es und rauscht es, erdröhnt der Boden vom Getrampel tobender Elefanten, so daß ich rathlos und neugierig zugleich mir nicht anders zu helfen weiß, als Gewehr bei Fuß abzuwarten, wie ich aus diesem wilden Durcheinander mit heiler Haut davonkommen werde. Denn es ist schlechterdings nicht zu sehen noch zu errathen, aus welcher Richtung irgend einer der aufgeschreckten Riesen auf uns zustürzen wird.

Doch auch diese bange Minute geht vorüber; stiller und stiller wird es allmählich, und nur das Geschrei der aufgescheuchten Vögel unterbricht noch ab und zu den zurückgekehrten Frieden des Urwaldes. Nachdem der abgeschossene Lauf wieder geladen ist, folgen wir rasch der Fährte des getroffenen Thieres. Tunnelartig liegt vor uns der frische Weg, den es sich auf der Flucht durch das Dickicht gebahnt hat. Abgeknickte schenkeldicke Bäume, zerrissene Lianen, zertretene Blattpflanzen bezeichnen seine Spur. Hie und da schimmert auf breiten Blättern ein heller Blutstropfen.

Jetzt beginnt die Verfolgung. Die Beschaffenheit des Gewehres einestheils, — Kaliber 12, zehn Gramm Pulver bei 75 Gramm Geschoßgewicht — die Größe des Thieres und die Stelle, wo es getroffen ist, anderntheils lassen vermuthen, daß uns die Beute zwar sicher sein, bis dahin aber noch manche Stunde vergehen wird. Hier heißt es geschwind sein und gute Lungen haben. So lange wir auf feuchtem Grunde sind, ist die Spur leicht zu verfolgen. Aber im lichten Hochwalde und auf steinigem Boden, namentlich wenn die Blutstropfen allmählich seltener werden, gehört die größte Aufmerksamkeit dazu, die Fährte nicht zu verlieren. Bei solcher Gelegenheit muß man mehr wie einmal den Scharfblick des im beständigen Verkehr mit der Natur lebenden Eingeborenen bewundern, der in den kleinsten, für Weiße oft kaum wahrnehmbaren Anzeichen wie in einem offenen Buche liest. Bald geradeaus, bald im Zickzack führt uns die Spur, und hätte mich unser Führer nicht plötzlich zurückgehalten, so wäre ich jetzt geradezu auf den Elefanten losgelaufen, der im Dunkel einiger Baumstämme zwischen Lianen und dichtem Laube verborgen ruhig dasteht. Es ist erstaunlich, wie unhörbar und behende sich diese schweren Thiere im Dickicht bewegen und verbergen können, so daß man oft von ihrer allernächsten Gegenwart keine Ahnung hat. Die Büchse hebend, trete ich so dicht vor das anscheinend schon mit dem Tode ringende Thier, daß ich für seinen Rüssel beinahe erreichbar bin. Eine letzte Anstrengung des Elefanten, sich auf mich loszustürzen,

kommt über einen kurzen, kraftlosen Ruck nicht hinaus, dann noch ein Blick aus den kleinen, selbst jetzt noch treuherzigen Augen, und zum zweiten Male kracht mein Gewehr; die erste Kugel dringt etwas zu hoch über den Augen ein, erst die zweite bringt den bereits Schwankenden vollends zu Fall. Jedoch noch ist das Leben nicht entflohen. In schwerem Todeskampfe wälzt er sich auf dem Boden umher, alles niederdrückend und zermalmend, dabei vergeblich bestrebt, mit seinem Rüssel aus der Rachenhöhle das geronnene Blut in Gestalt von dicken Blutklumpen zu entfernen, um nicht zu ersticken. Doch seine Bewegungen werden schwächer und schwächer, und nach einem letzten krampfhaften Zucken liegt er endlich vollständig regungslos. Noch hat er kaum die riesigen Glieder gestreckt, da stürzt sich auch schon unser Führer, der zu diesem Zweck schon längst das haarscharf geschliffene Messer bereit hält, mit einem Satz auf den Leichnam, und ein blitzschneller Hieb trennt das untere Ende des Schwanzes vom Körper, denn dieser Theil ist für den Neger der Haupttriumph; erst der Anblick dieser Trophäe beweist der ungeduldig auf die Rückkehr der Jäger lauernden Bevölkerung den glücklichen Ausgang des Jagens.

Da die Jagd nebst der Verfolgung mehrere Stunden in Anspruch genommen hat, und wir am heutigen Tage nicht mehr zu dieser Stelle zurückkehren können, um mit den herbeigerufenen Eingeborenen das Wild zu zertheilen und die Zähne, die einen Werth von mehreren 100 Mark darstellen, auszubrechen, so bedecken wir nach Landessitte das Wildpret mit einigen Zweigen, und niemand wird es alsdann wagen, unsere Jagdbeute zu berühren.

Eilend geht es nunmehr zurück zum Dorfe, und in Hörweite angelangt, verkünden unsere Flintenschüsse das Glück des Tages. Die erfreuten Eingeborenen, denen die Phantasie jetzt schon Berge von frischem Fleisch vorzaubert, kommen uns entgegengelaufen. Die verderbenbringende Doppelflinte wird den Händen unseres Dieners entnommen und wie ein Heiligenbild andächtig

dem schnell sich bildenden Zuge vorangetragen. Hinter der Flinte marschirt der Mann mit dem Elefantenschwanze, links und rechts damit die Menge anfächelnd, alsdann ein Dritter mit dem Ende des Rüssels, das ebenfalls abgeschnitten wurde. Wir, die Helden des Tages, wandeln in der Mitte der von allen Seiten herbeiströmenden, laute Freudenrufe ausstoßenden Bevölkerung. Bald ladet die Lärmtrommel nach dem Versammlungsplatz und mit einem allgemeinen feierlichen Kriegstanze erreichen die Festlichkeiten des erfolgreichen Tages ihr Ende. Die letzten Abendstunden werden eifrigst dazu benutzt, um breite Messer zu schleifen, Körbe aller Art auszubessern und herzurichten, sowie fleißig Holz und Wasser heranzuschleppen, denn morgen in aller Frühe soll es zum Zerlegen und Vertheilen des Elefanten gehen.

Wie das mit Tagesgrauen hinauswandert! Wir glaubten in einem kleinen Dorfe ziemlich weit ab von Menschen zu wohnen; aber mit Blitzesschnelle hat sich das Gerücht im Lande verbreitet, und von allen Seiten strömen die Bewohner herbei, Alt und Jung, Männer und Weiber, diese mit Körben beladen und manche von ihnen mit dem unvermeidlichen Säuglinge auf dem Rücken. Nach mehrstündigem Marsche sind wir beim Elefanten, der noch ebenso daliegt, wie wir ihn Tags zuvor verlassen. Nur die im Innern gebildeten Gase haben den Körper aufgetrieben, so daß er wie ein gefüllter Luftballon aussieht. Ein Weijunge stürzt sich auf den Leib und stößt ein langes Messer in die Weichtheile, sodaß die Gase mit einem kanonenschußähnlichen Knalle entweichen, und ein Geruch sich verbreitet, der selbst auf Negernasen nicht ohne Eindruck bleibt, trotzdem aber große und allgemeine Heiterkeit hervorruft. Sobald die Luft wieder rein ist, schwinge ich mich auf den Elefanten, einen manneslangen Stecken in der Hand, um unter der zügellosen Menge, die sich jetzt um den Elefanten drängt und die alle Augenblicke durch neue Ankömmlinge vermehrt wird, so viel als möglich Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Der Häuptling hat zwei Be-

schwörer mitgeschickt, die durch heilige Flöten unter den vielen Hunderten von aufgeregten Menschen, denen allen die wildeste Habgier aus den Augen leuchtet, Ruhe und Ordnung aufrecht halten sollen. Endlich habe ich durch einige energische Streiche meines weithin reichenden Scepters zur ungeheuren Heiterkeit aller Umstehenden etwas Ruhe gestiftet. Das betäubende Geschrei verstummt eine Zeit lang, und alles setzt sich erwartungsvoll nicht allzu fern vom Elefanten nieder. Einige vertrauensvoll aussehende stramme Burschen bekommen nun den Auftrag zum Zerlegen. Zwei lösen die Vorderbeine, zwei die gewaltigen Hinterkeulen, während wieder zwei andere den Leib aufschneiden und das Riesenhaupt vom Rumpfe trennen. Die Uebrigen sitzen indessen schweigend, aber mit lüsternen Augen da; ich selbst throne einstweilen noch auf dem Kolosse, Anordnung gebend, wo und wie geschnitten werden soll. Sobald aber der Kopf abgelöst und seitwärts auf eine inzwischen freigelegte Stelle des Waldes geschleppt ist, meine Leute ihren Antheil abbekommen haben, steige ich herab und gebe den Rest den Eingeborenen preis, die sich jetzt mit wahrer Wuth und ohne der zur Ruhe flötenden Beschwörer zu achten, über den Elefanten hermachen.

Jeder will seinen Theil haben und schneidet drauf los; Fetzen Fleisch fliegen zwischen den ausgespreizten Beinen der emsig Schneidenden hindurch und werden von anderen gierig aufgegriffen. Die Eingeweide werden dahin und dorthin gezerrt; einige Leute sitzen über und über mit Blut besudelt bereits im Leibe, um die Rippen besser auslösen zu können. Ueberall herrscht fieberhafte Thätigkeit bei üblichem Geschrei und Gelärm, so daß man sein eigenes Wort nicht mehr hören kann. Zahlreiche Fliegen umsummen den Schauplatz dieses echt afrikanischen Volksfestes, wobei die Betheiligten mehr blutbespritzten Teufeln als Menschen gleichen, und dabei herrscht eine Atmosphäre von den Ausdünstungen des sumpfigen Bodens, rohem Fleisch und Blutgeruch sowie Negerschweiß, die für Europäer kaum mehr zu ertragen ist, so daß ich es vorziehe, mit meinen Jagdtrophäen, zwei



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Trophäen einer Elefantenjagd.

gelbweißen Stoßzähnen im Gesammtgewichte von etwa 120 Pfund und begleitet von meinen fleischbeladenen Leuten den Heimweg nach dem Dorfe anzutreten.

Aber wir sind nicht die ersten, denn allenthalben hasten schon auf verschiedenen Wegen schwer bepackte Weiber, ja selbst kleine, unter gewaltigen Fleischstücken keuchende Kinder durch den Wald, die uns als den Spendern der köstlichen Gabe freudig zugrinsen. Noch lange aber hören wir das Tosen und Lärmen der Zurückgebliebenen, ein echtes Bild afrikanischer Freiheit und Zuchtlosigkeit.

Abgesehen von kleinen Keilereien, die aber nur zur Erheiterung des Ganzen beitragen, nimmt die Zertheilung des Elefanten einen verhältnißmäßig schnellen Fortgang und da so viele rührige Hände zugreifen, ist nach Ablauf von drei bis vier Stunden von dem Riesenleibe nichts mehr wie ein Haufen weißgeschabter Knochen zu sehen.

Verwundungen kommen natürlicherweise bei dem wüsten Durcheinanderarbeiten und Drauflosschneiden mitunter wohl auch vor; denn da alles von Blut trieft, kann man sich leicht in der Wirrniß so vieler im frischen Fleische herumwühlender Arme und Hände einmal versehen und das Messer über den Arm oder über die Hand des Nachbars ziehen. Augenblickliches Schmerzgeheul des Verletzten, spritzende Arterien und wildes Schimpfen stören dann, aber auch nur für einen Augenblick, die allgemeine Festfreude.

Ich entsinne mich übrigens eines Falles, daß im Lande der Banyang bei einer solchen Gelegenheit zwei Leute auf dem Platze blieben: einer, dem so ziemlich alle Adern des linken Oberarmes von einem unvorsichtigen Nachbar durchschnitten waren und der sich infolgedessen später verblutete, sodann der unglückliche Thäter selbst, dem der Betroffene in der ersten Wuth sein breites Messer seitlich durch den Hals bis aufs Brustbein gehauen hatte. Doch auch dies regte die Menge nicht sonderlich auf, sondern man

legte die beiden Leichname für ihre Angehörigen einfach beiseite und ließ sich im Uebrigen nicht weiter stören.

Ein solches Volksfest ist in vieler Hinsicht belehrend und läßt manchen Blick in die Natur und Gemüthsart der Schwarzen thun. Selbst bei diesen unschuldigen Anlässen kommt unwillkürlich die Bestie im Menschen zum Vorschein, deren blinde Gier alle Schranken der Zucht und Ordnung durchbricht und die nur eine schonungslose Faust im Zaume halten kann.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen darüber, ob man Elefanten schießen soll oder nicht. Im nördlichen Kamerun-Gebiete vom Mungo an durch die Landschaften Bakundu und Banyang bis nach Bali sind die Elefanten eine wahre Landplage und zerstören ganze Pflanzungen der Eingeborenen in wenigen Stunden, ohne sich sonderlich durch Lärmen und Trommeln abhalten zu lassen. Da ist das Abschießen einfach ein Gebot der Selbsterhaltung. Man sollte aber die Eingeborenen belehren, nur Elefanten zu tödten, die schon ein gewisses Alter haben, dagegen die jüngeren Thiere, was nicht so schwer ist, lebendig zu fangen. Denn jene lassen sich kaum mehr zähmen, während mit jungen Elefanten ein Zähmungsversuch aussichtsvoll genug erscheint.

Der afrikanische Elefant war zähmbar zur Zeit der Römer und ist es jetzt noch. Am Kap Lopez lebte in der dortigen französischen Faktorei vor kurzem ein zahmer afrikanischer Elefant. Mir wurde mehrfach von durchaus glaubwürdigen Personen versichert, daß dieser Elefant sogar zuweilen Nachts in den Wald ginge, um seine früheren wilden Gefährten aufzusuchen, und daß es auch vorgekommen sei, daß diese ihn Morgens in der Frühe bis auf Sehweite zur Faktorei zurückbegleitet hätten. Leider wurde dieser Elefant, der z. B. während der Mahlzeiten der Europäer an den Tisch kam und sich Brot holte, von einem jungen Handlungsgehülfen aus mir unbekannter Ursache getödtet.

Die Neger haben allerlei abergläubische Vorstellungen über den Elefanten und glauben, daß gewisse Leute die Gabe besitzen,

sich in Elefanten zu verwandeln, um ihren Mitmenschen zu schaden.

Einer meiner Weileute wurde im Lande der Batundu bei einer Jagd von einem Elefanten aufgespießt und getödtet. Die Weileute behaupteten, ein ihnen feindlich gesinnter Eingeborener habe sich in einen Elefanten verwandelt und auf diese Weise Rache an ihnen genommen. Sie baten mich um Munition, um ihrerseits gegen das Dorf zu Felde zu ziehen, und es bedurfte eines nachdrücklichen Auftretens meinerseits, um an Stelle des Aberglaubens meiner Weijungen den Glauben an die Einsicht ihres Herrn zu setzen. Wir werden bei einer späteren Gelegenheit sehen, wie dieser Aberglaube auch seitens der Eingeborenen, ich selbst hätte mich in einen Elefanten verwandelt und ihre Pflanzungen zerstört, mir Ungelegenheiten bereitete.

Wie man sich denken kann, wird nach einer erfolgreichen Jagd im ganzen Dorfe emsig gekocht und gebraten, wenn man das Rösten des Fleisches auf glühenden Holzkohlen so nennen will. Meine Leute schnitten das Fleisch in faustdicke Würfel und räucherten es so über Tag und Nacht unterhaltene Feuer. Dabei vergaßen sie aber nicht der Gegenwart und verschlangen pfundweise die noch nicht einmal garen Fleischstücke; es ist erstaunlich, was solch ein Negermagen im augenblicklichen Vertilgen großer Quantitäten leisten kann. Selbstverständlich ging auch „King bullock“ nicht leer aus; er hatte im Gegentheil die „Pfaffenschnitze“ des Elefanten erhalten, das Herz und die Geschlechtstheile.

Für den Europäer hat ein derartiges Schlachtfest stets noch ein doppeltes Nachspiel. Das eine ist mehr vorübergehender und ziemlich harmloser Natur, nämlich ein allgemeines, von Einzelnen nach ihren Mahlzeiten geradezu mit Virtuosität betriebenes Rülpsen, worin der Neger ähnlich dem Orientalen nicht etwa eine Unanständigkeit, als vielmehr eine lobende Anerkennung des freundlichen Gastgebers sieht. Das zweite ist jedoch bei weitem schwerer zu ertragen und von oft wochenlanger

Dauer, nämlich der „haut goût“ oder, um mich gut deutsch auszudrücken, der geradezu bestialische Gestank, den das von den Trägern möglichst lange mitgeführte und nur sehr mangelhaft gedörrte Elefantenfleisch zu verbreiten pflegt. Es war ein wirkliches Opfer, welches ich meinen Leuten brachte, wenn ich meine an sich nicht sehr verwöhnte Nase Tage lang diesem pestartigen Dufte aussetzte; aber mich entschädigten dafür die ob der herrlichen Fleischkost vor Freuden glänzenden Augen meiner Schwarzen.

Bei unserem Abmarsch warnte uns N'Guti noch einmal vor den Banyang und lehnte alle Verantwortung ab, wenn er, nur unserem ausdrücklichen Verlangen nachgebend, Führer nach dort gestellt habe.

Nach einem einstündigen Marsche kamen wir an einen etwa 75 Meter breiten, tiefen Fluß, der westwärts floß; eine sehr hohe Hängebrücke führte über ihn. An dem Unterlaufe dieses Flusses, den der Mabumführer M'Bia nannte, sollte ein großer Häuptling und Händler, Namens Namete wohnen. Dieser Namete entpuppte sich aber als kein anderer als der schon von mir im ersten Capitel erwähnte Kalabarhändler „Yellow Duke“. Sein Name war auch hier gefürchtet und im Innern weit mehr bekannt als der des Dualahäuptlings Ndumbe-Bell von Kamerun.

Somit hatten wir also den Kalabar oder jedenfalls einen seiner Hauptzuflüsse erreicht. Für Kanu war der Fluß dort wegen mancher Felsen und Wirbel nicht schiffbar. Nach Ueberschreiten dieses Gewässers kamen wir noch durch einige kleinere, zu Mabum gehörige Ortschaften und nach einer weiteren Stunde an den ungefähr 40 Meter breiten, knietiefen Säro, dem Grenzbach zwischen dem Mabum- und Banyanggebiet. Nachdem wir uns noch durch dichtes Unterholz und jenes hohe Schilf, dessen Blätter einen ungemein scharfen Terpentingeruch verbreiten, mühsam durchgearbeitet hatten, betraten wir nach einer halben Stunde das eigentliche Banyangland.

An diesem Tage marschirten wir nicht bis zum Hauptorte, sondern blieben in einem Vordorfe, Támba, über Nacht. Entgegen den Aussagen der Mabum zeigten sich die Leute hier sehr entgegenkommend, obschon bettelhaft. Am anderen Morgen um 7 Uhr ging es nach dem Dorfe des Oberhäuptlings, das wir nach zweistündigem Marsche durch eine dicht bevölkerte, wohlangebaute Gegend erreichten. Die Eingeborenen längs des Weges zeigten sich sehr erschrocken, schlossen beim Anblick der Expedition die Thüren der Häuser oder suchten das Weite. Als wir das ebenso umfangreiche wie geschmackvoll angelegte Gehöft des Häuptlings betraten, war er selbst nicht anwesend, dagegen wies uns sein Leibsklave den vordersten von vier mit einander verbundenen Höfen an. Ich bezog ein Gebäude für mich, indessen die Träger in der großen, die Vorderseite dieses Hofes bildenden Versammlungshalle untergebracht wurden.

Nach etwa zwei Stunden meldete man mir die Ankunft des Häuptlings N'Tok Difáng. Ich trat in das weite Thor der etwas höher gelegenen, vorhin erwähnten Versammlungshalle und sah von dort aus im langsamen Zuge die Dorfstraße herauf eine nach Hunderten zählende Menschenmenge sich nähern. Voran ging, gefolgt von vier Brüdern, N'Tok Difang. Etwa 10 Schritt vor mir machte er Halt und sah mich lauernden Blickes an. Von untersetztem gedrungenen Körperbau und tiefschwarzer Hautfarbe war er nur mit einem schmalen dunklen Lendentuch, einer rothen Zipfelmütze und dem sogenannten Rindenschnupftuch bekleidet. In seinem breiten Gesicht mit auffallend hervortretenden Backenknochen saßen ein Paar unstäte, falsche Augen. Da N'Tok Difang keine Anstalten machte, mich zu begrüßen, so ging ich auf ihn zu, ergriff seine Hand und ließ ihm durch einen Bayongsklaven den Zweck unseres Kommens auseinandersetzen. Er machte einige allgemeine Redensarten und begab sich mit seinen Brüdern in sein Haus, dem Volke zurufend, uns Pisang zu bringen; in kurzer Zeit waren wir denn auch mit Ziegen, Oel und Pisang überreichlich versehen.

Wenn ich nicht auch hier wieder durch ziemlich zahlreich anwesende Bayongmänner gewarnt worden wäre, so hätte der Empfang an sich zu keinem schlimmen Verdacht Anlaß gegeben. Diese aber, mit denen meine Dolmetscher alsbald gute Beziehungen anknüpften, erzählten unter anderem, daß Difang bereits einmal acht seiner Gastfreunde überfallen und ermordet habe, ihre Schädel seien noch im Versammlungshaus zu sehen. Darum sollten wir seiner scheinbaren Freundlichkeit und Freigebigkeit nicht trauen. Da hier die Eingeborenen beständig mit ihren langen Gewehren erschienen, so ließ ich auch meine Leute mit umgehängtem Karabiner gehen. Sie wurden aber wegen dieser kleinen Gewehre, welche die Banyang mit dem Ausdruck „Kinderflintchen“ bezeichneten, ausgelacht und verspottet. Allerdings war die gewöhnliche Bayongflinte fast manneshoch, eine besonders für die Stämme der Mabum und Banyang von Alt-Kalabar aus in den Handel gebrachte Waffe englischer oder belgischer Herkunft.

Zum Glück für uns herrschte unter den Banyang selbst keine Einigkeit darüber, ob man uns durchziehen lassen sollte oder nicht, so daß es mir nach zwei Tagen, nachdem ich am Abend vorher reichlich Geschenke vertheilt hatte, doch gelang, Führer zu erhalten. Zwar machte Difang am Morgen unseres Aufbruches erneute Schwierigkeiten, aber eine gut gespielte Entrüstung über seine Falschheit, der ich vor allem Volke lauten Ausdruck gab, hatte den Erfolg, daß die ursprünglich angeblich nicht zu findenden Führer zum Vorschein kamen.

Schweigend sahen uns die Eingeborenen nach, keiner begleitete uns auf dem Marsche bis zur Grenze, wie es anderwärts wohl der Fall war. Mir ahnte nichts Gutes und auch meine Schwarzen, die in solchen Lagen eine sehr feine Nase haben, witterten Unrath. Richtig trat uns auch schon der Häuptling des nächsten, kaum dreiviertel Stunden entfernten Dorfes, Fo Tabé, mit Waffengewalt in den Weg, und ich sah mich gezwungen, die Nacht bei ihm zuzubringen, nachdem ich

stundenlang alle meine Beredsamkeit aufgeboten hatte, um annehmbare Durchgangsbedingungen mit ihm zu vereinbaren. Die von Difang mitgegebenen Führer schickte er ohne weiteres in ihr Dorf zurück.

Kaum hatte ich mich, erschöpft vom vielen Sprechen und Feilschen — es war 1 Uhr Nachts geworden —, zur Ruhe gelegt, als gegen 2 Uhr ein großer Lärm entstand und der Boden von dem Gestampfe vieler zusammenlaufender Menschen erzitterte. Ich sprang sofort vom Lager auf, trat unter meine Thür und erblickte mehrere Haufen bewaffneter Männer, die das Dorf besetzt hielten. Beim Scheine der hier und dort auftauchenden Fackeln erkannte ich alsbald Tok Difang und Fo Tabe, die unter lebhaften Gebärden sich gegenseitig anschrieen; jeder hatte seine Leute hinter sich. Weiber waren nirgends zu sehen, nur neben Difang stand dessen Hauptfrau Mände, das Lendentuch wie ein Mann stramm zwischen den Schenkeln durchgezogen, mit einer hellodernden Bambusfackel, deren rothes Licht das raubthierartige Leuchten der Augen Tok Difangs deutlich wahrnehmen ließ. Endlich legte sich der Lärm, und Difang ließ mir sagen, er habe gehört, man wolle mich in Fo Tabe überfallen und ausrauben; er sei für meine Sicherheit verantwortlich und daher mit seinen Leuten gekommen, um mich zu schützen und in sein Dorf zurückzugeleiten.

Für den Augenblick schenkte ich diesen Worten Glauben und entschloß mich, nach Tok Difangs Dorf zurückzukehren und dort weiter zu überlegen. Meine Leute mußten ihre Lasten zusammenpacken und thaten dies in ruhiger, besonnener Weise. Beim Aufbruch ließ ich die Gewehre laden. Mande mit der Fackel mußte vorangehen, ihr folgte Tok Difang, ich dicht hinter ihm mit geladenem Karabiner, hinter mir der Dolmetscher und meine Träger; Difangs Leute schlossen den Zug.

Auf diese Weise erreichten wir mit Tagesanbruch Difangs Dorf, wo wir wieder die alten Quartiere bezogen. Schon unterwegs waren mir Zweifel an der Aufrichtigkeit Difangs

aufgestiegen, sowie an der Möglichkeit überhaupt, auf friedlichem Wege mit ihm auszukommen. Da aber meine Macht an sich nur gering war, ich auch keinen ausgesprochenen Feind, selbst keine besiegten, schon wegen des mir folgenden Lieutenant Zeuner, hinter mir lassen wollte, so beschloß ich, mich aufs Warten zu legen und zu versuchen, ob ich durch Geduld und gute Worte nicht doch noch mit der Zeit meinen Zweck auf friedlichem Wege erreichen könnte. Als ich Difang meinen Entschluß, bis auf weiteres bei ihm zu bleiben, mittheilte, lachte er vor Freude und ließ alsbald ein großes Tanzfest veranstalten, wobei die jungen, zum Theil sehr hübschen Banyangweiber sich durch Liebreiz und Anmuth der Bewegungen zu überbieten und augenscheinlich meine Aufmerksamkeit zu erregen suchten. Allein ich war durchaus nicht in verliebter Stimmung und zog es daher vor, mich so bald als möglich in meine Gemächer zurückzuziehen mit der unangenehmen Empfindung, dieses verwünschte Nest so bald nicht verlassen zu können.

So vergingen volle drei Wochen, ohne daß ich meinem Ziele näher gerückt wäre. Im Gegentheil, mein Aufenthalt fing an, allmählich einer Gefangenschaft zu gleichen, deren Ende nicht abzusehen war. Ueber die wahren Absichten und Gesinnungen Difangs wurde ich nur zu bald genügend aufgeklärt.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes konnte ich feststellen, daß Difang in jener Nacht auf Kosten Fo Tabes, der wahrscheinlich nach Negerart nur reiche Geschenke von mir erpressen wollte, falsches Spiel getrieben hatte. Die ganze nächtliche Komödie war überhaupt nicht von Tok Difang, sondern von seiner edlen Gattin Mande in Scene gesetzt worden. Sie, die Tochter eines Graslandstammes, wo die Frauen überhaupt eine höhere Stellung einnehmen und häufiger an den Berathungen der Männer Theil haben, hatte am Morgen nach unserem Abzuge Difang vor allem Volk verspottet und sich anheischig gemacht, die Expedition ohne Anwendung von Gewalt wieder ins Dorf zurückzuholen. Difang, an und für sich bekümmert,

daß er den seltenen Vogel nicht besser gerupft hatte, war bereitwillig auf den Plan eingegangen. Unser unfreiwilliger Aufenthalt bei Fo Tabe war natürlich alsbald durch die zurückgesandten Führer bekannt geworden.

Mande war auch nicht wenig stolz auf das Gelingen ihres Streiches und gebärdete sich vor allem Volke wie eine zweite Jungfrau von Orleans, obwohl sie zuweilen aus der Rolle fiel und dann zur Abwechselung die Potiphar spielte, wodurch mir selbst wieder die Genugthuung zufiel, als Joseph glänzende Rache an ihr zu nehmen.

Wenn noch ein Zweifel an den verrätherischen Gesinnungen Difangs bestand, so mußte das Erscheinen zahlreicher Gesandtschaften benachbarter Banyangstämme hierüber Klarheit verbreiten, die, wie mir hinterbracht wurde, ganz offen sich darüber aussprachen, ob die Schätze des Weißen denn noch nicht bald zur Vertheilung kämen. Difang aber schreckte vor offener Gewaltthat hauptsächlich deshalb zurück, weil er gerade diese Theilung fürchtete und sich besser dabei zu stehen glaubte, wenn er mich allmählich in aller Freundschaft allein ausplündere.

Daß er sich meiner Person auf unauffällige Weise gern entledigt und damit zum Herrn meiner Leute und Habseligkeiten gemacht hätte, davon hatte ich mannigfache Beweise.

Einmal sollte in irgend einem benachbarten Dorfe eine der holdseligsten Jungfrauen des Landes in heißer Liebe zu mir entbrannt sein, und in der That wurde mir auch eines Tages ein junges, üppiges Negerweib vorgeführt, das die Gewährung höchster Liebeshuld nur an die Bedingung knüpfte, daß ich mit ihm das heimathliche Dorf aufsuche. Dann wurde eine Elefantenjagd angesagt, zu der ich bereits fix und fertig dastand, als mein Dolmetscher mir auf englisch zurief, ich möge nicht gehen, die Bayongisklaven hätten ihm mich als den Elefanten des Tages bezeichnet! Es wurde so schlimm, daß ich mich nicht mehr zehn Schritte von meinem Hause oder aus der Dorfstraße entfernen konnte, ohne nicht einige meiner Träger zu erblicken,

die mit dem Gewehr im Arm aus eigenem Antriebe ihrem Herrn als Schildwache folgten. Alle derartigen Warnungen kamen gewöhnlich von den im Dorfe und der Umgegend zahlreich wohnenden Bayongisklaven.

Was mochte diese Menschen bewegen, sich so besorgt um mich zu zeigen, wo ihnen jede Unvorsichtigkeit den Kopf kosten konnte? Ahnten sie, daß ich ihnen eines Tages ihre Stammesgenossen zuführen und damit die Möglichkeit gewähren würde, wieder in die Heimath zurückzukehren? Leider waren sie trotzdem nicht dazu zu bewegen, gemeinsame Sache mit mir zu machen. Mit ihnen im Bunde wäre ich stark genug gewesen, mich Difangs zu bemächtigen und meine Reise fortzusetzen.

Ehe ich nun in meiner Erzählung fortfahre, möchte ich noch einiges über Land und Leute von Banyang einschalten, die zu beobachten mir mein dortiger Aufenthalt ja hinreichende Muße ließ.

Die Bewohner, meist über Mittelgröße, sind ein kräftiger, wohlgenährter Menschenschlag. Ihre Hautfarbe ist schwer zu bestimmen, da sie sich stark mit Rothholz einreiben. Einzelne, wie z. B. die Angehörigen der Häuptlingsfamilie, fünf Brüder, die dieser Gewohnheit nicht huldigten, waren von tiefschwarzer Farbe; allein auch eine schmutzigdunkelgelbe Färbung der Haut scheint sehr häufig vorzukommen, wie man sie vereinzelt schon bei den Mabum wahrnimmt. Beide Geschlechter sind tättowirt und die Arabesken namentlich beim weiblichen Geschlechte oft sehr schön und künstlerisch ausgeführt. Bevorzugte Stellen sind Oberarme, Schultern, Rücken und Bauch, hier oft bis zu den empfindlichsten Stellen sich fortsetzend. Die Tättowirung selbst wird durch erhabene, 3—4 cm längliche Narben hergestellt, während die blauen Zeichnungen der Küstengebiete an den Schläfen selten sind und nur noch bei den Mabum regelmäßig vorkommen. Die Zähne sind gefeilt, jedoch nur die oberen Schneidezähne, entweder die inneren Kanten halbrund = ⋀ oder im Halbkreis = ⋀. Wie in Mabum, so benutzen auch hier viele Leute ein Stück Rindenzeug als „Taschentuch“ oder Gurt;

zur Bekleidung, wie mitunter in Mabum, wird es nicht gebraucht. Während die alten Frauen einen kleinen dreieckigen Zeuglappen, die jungen Mädchen ein schmales Hüftentuch tragen, gehen im Uebrigen beide Geschlechter bis zu erreichter Mannbarkeit nackt. Die Beschneidung ist beim männlichen Geschlecht üblich.

Als Schmuck sind Perlen, die auch in die Haare geflochten werden, sowie Messing beliebt. Dieses kommt in Gestalt von Stangen, die von den Eingeborenen zu Armringen, Armbändern und sehr zierlichen Halsketten verarbeitet werden, massenhaft in den Handel und zwar ausschließlich aus dem englischen Kalabargebiete. Eins haben die Banyang sämmtlichen Negerstämmen von Kamerun bis zum Benue voraus: ihre außerordentlich sauber gebauten und mit einer gewissen Bequemlichkeit eingerichteten Wohnhäuser. Die Lehmwände sowie die gleichfalls aus Lehm gefertigten Sophas mit Armlehnen sind tadellos glatt polirt, mit schwarzer Farbe bemalt, oft auch mit schönen Verzierungen in schwarz, weiß, roth und blau ausgestattet. In jeder Wohnung findet sich eine Feuerstelle, die einem Kachelofen nicht unähnlich ist, mit einer hohen Ofenbank. Das Innere der Hütte ist mit zahlreichen zu Trinkgefäßen und Schüsseln verarbeiteten Kürbissen, sowie mit Holzlöffeln und Körben geschmückt.

Gebaut werden die Hütten so, daß zunächst auf sorgfältig geebnetem Boden der Grundriß abgesteckt wird. Alsdann werden für die Seitenwände etwa zwei Meter hohe, fingerdicke Stöcke in die Erde gesteckt, dicht bei einander und vorerst oben durch eine Reihe längs gebundener gespaltener Bambus mit einander verbunden. Das Dach wird von etwa drei Meter hohen Stämmen, auf welchen der Firstbalken, der Länge des Hauses entsprechend, ruht, getragen und ist mit Matten aus Bambus gedeckt, ebenso wie die Dächer der Bakundu. Erst nachdem das Dach fertig ist, werden die Hauswände in der Weise hergestellt, daß die in die Erde gestoßenen Stecken im Anschluß an die bereits gebundenen Bambus durch etwa 20 cm von einander entfernte Querstäbe weiter mit einander verbunden werden. Auf diese

Weise entsteht ein festes Gitter, welches von beiden Seiten mit Lehm beworfen wird. Die Dicke der Wand beträgt etwa 5—10 cm, bei den Versammlungshäusern, die 6—8 Meter höher sind, auch wohl 20 cm.

Diese Bauart liefert gesunde Wohnungen und ist im Innern bei der Anlage von Stationen sehr zu empfehlen. Mehrere solcher Häuser bilden ein Gehöft, oft nur zwei oder drei, manchmal aber auch zehn bis fünfzehn, und das Anwesen Tok Difangs bestand z. B. sogar aus vier, auf allen Seiten von Wohnungen oder luftigen Hallen mit Lehmsophas eingefaßten Höfen, sowie einer Art Dorfstraße mit nahezu zwanzig Häusern, die sich daran anschloß.

Die in das Häuserrechteck hineinführende Pforte ist oft so schmal, daß nur ein Mann mit Noth durchkommen kann; mitunter ist auch eine Schmalseite des Rechtecks, wo sonst immer ein Versammlungshaus steht, freigelassen.

Die Pflanzungen der Banyang nehmen bei der dichten Bevölkerung des Landes einen großen Raum ein. Von einem kleinen Hügel beim Gehöft Tok Difangs, wo ich während jener traurigen Zeit oft, nachdenklich in die Ferne schauend, saß, erblickt man vor sich einen von Nordosten nach Südwesten wohl 15 Kilometer lang sich hinziehenden hellleuchtenden Streifen, der sich inselartig aus dem dunkeln Meer des umgebenden Urwaldes abhebt. Hier reiht sich Bananenhain an Bananenhain, aus deren saftigem Grün die zerstreuten Hütten hervorlugen, meist von einem Kranze prächtiger Oelpalmen eingefaßt. Zahlreiche dem Kalabarfluß zueilende Bächlein sorgen für eine hinreichende Bewässerung und geben dem Bilde etwas ungemein Belebendes und Erfrischendes. Der Boden ist fruchtbar und sorgfältig angebaut. An wenigen Orten wird man so wohlgepflegte Felder sehen, wie gerade hier bei den Banyang. Sie bauen vor allem Mais, Bananen, Yam, Koko, Bohnen, Grundnüsse, Melonen, Kürbisse. Einheimisches Salz, eine Art Natron, wird in westlich gelegenen, Bissóng genannten Bergen, gewonnen. Kolanüsse

und Palmwein sind beliebte Genußmittel, und die Gewohnheit des Schnupfens ist auch hier noch allgemein.

Mitunter wird der Tabak hier auch geraucht, aber dann nicht auf die gewöhnliche Art. Der Raucher nimmt den Blattstiel der Kokopflanze (Colocasia), füllt eine kleine, oben an dem dicken abgeschnittenen Ende des Stieles angebrachte Höhlung mit Tabak und schließt die Oeffnung mit einer glühenden Holzkohle. In der Mitte des grünen Stieles wird mit einem Messer ein kleines Loch zum Einsaugen des Dampfes eingeschnitten, der auf diese Weise wie bei der Wasserpfeife durch das feuchte Gewebe des Stieles einen ihn reinigenden und kühlenden Weg zurücklegt. Diese Weise, zu rauchen, ist aber wahrscheinlich nicht Landesbrauch, da ich sie nur bei den Bayongsklaven wahrnahm, die ja ein fremder Bestandtheil des Volkes und als solcher auch sofort äußerlich kenntlich sind.

Ihr Wuchs ist größer und sehniger als der ihrer Herren; ihr Gesichtsausdruck finster und trotzig, ihre Hautfarbe dunkel. Sie sind fast garnicht tättowirt, feilen aber oder schlagen vielmehr mit einem Messer ihre oberen Schneidezähne spitz.

Wie sie mir erzählten, stammen sie aus einer Gegend, die Bayong heißt und sechs Tage nördlich von Banyang liegt. In ihrer Heimath seien zwei große Flüsse, wovon der westliche Difumm und der größere östliche Libá heiße. Der Liba soll etwa 200 Schritte breit sein und dunkles Wasser führen. Mein aus jenen Gegenden stammender Dolmetscher Muyenga behauptete, daß der Liba bei Malimba südlich von Kamerun als Sánnaga oder Kwākwa ins Meer münde.

Somit erscheint jetzt der fabelhafte Libasee als ein breiter, nicht zu tiefer Fluß, den die Neger in ihrem schlechten Englisch oft „big water“ oder „sea“ („großes Wasser“ oder „See“) nennen.

Die Bayong sollen mit Leuten Krieg führen, die sie Bāli nennen. Bali sollen schon einige Tagereisen nördlich von Banyang im Graslande wohnen, Reis essen und auf Pferden reiten.

Pferde mußte mein Gewährsmann jedenfalls schon gesehen haben; denn um mir jenes Thier recht deutlich vor Augen zu führen, hieß er seinen Begleiter sich auf alle Viere niederlassen, stieg auf dessen Rücken und ihm mit beiden Händen die Flinte quer vor den Mund haltend, — was das Gebiß oder wie mein Dolmetscher sich ausdrückte, das „eiserne Seil" vorstellen sollte — ahmte er mit seinem Munde ganz deutlich das Klappern der Hufe eines trabenden und auch galoppirenden Pferdes nach. Zum Schluß ließ er es sogar Carriere laufen; die Erinnerung an die Geschwindigkeit dieser Bewegung schien ihm noch jetzt Verwunderung zu erwecken und kopfschüttelnd stieg er von dem Rücken seines als „Roß" nicht weniger stolzen Kameraden wieder herunter.

Solcherlei Unterhaltungen waren dazu angethan, mir meine unfreiwillige Ruhe doppelt lästig zu machen. Denn ich wußte nun, daß das Ziel meiner Sehnsucht nicht mehr weit sein konnte. Wenngleich Difang äußerlich ein tadelloser Wirth war, der es mir und meinen Leuten an nichts fehlen ließ, mir sogar die üblichen Betteleien und sonstigen Scherereien vom Leibe hielt, so verrieth sich seine wahre Gesinnung doch alsbald wieder, als die Kunde vom Anmarsche Zenners sich im Dorfe verbreitete. Denn mittlerweile waren die drei Wochen ins Land gegangen, die Zenner nach meinem Aufbruche vom Barombi verstreichen lassen sollte, ehe er mir folgte. Von N'Guti aus hatte ich ihm durch Eingeborene Briefe geschickt, und Muyenga war selbst zwei Tage vorher in N'Guti gewesen, um auf das Gerücht vom Anmarsche Zenners dort weitere Nachrichten für ihn niederzulegen.

Difang heuchelte seinerseits mir gegenüber anscheinend große Freude; thatsächlich aber ließ er die über den Kalabar führende Hängebrücke durchhauen, um damit, wie er hoffte, unsere Vereinigung zu vereiteln. Indessen stellte Lieutenant Zenner durch Fällen eines großen Baumes eine andere Brücke her, und im Glauben, mich im Kampfe mit den Banyang zu finden, schickte er durch die zahlreich ihn begleitenden Mabumleute seine Lasten

nach Mabum zurück. Die Ueberraschung über sein Erscheinen bei den Banyang war groß, die Aufnahme eine äußerlich freundliche, aber an unserer Lage wurde zunächst nichts geändert.

Wir hielten nun Kriegsrath. Der Gedanke, es auf einen Kampf ankommen zu lassen, wurde als nicht empfehlenswerth fallen gelassen. Dagegen schien der Plan, sich einige Kilometer zurückzuziehen und ost- und westwärts im Bogen Banyang zu umgehen, annehmbar. Ueber drei Wochen aber hatte ich bei den Banyang festgelegen, hatte fast täglich Kaurimuscheln, Messer, Hüte u. s. w., aus Adamaua stammend und gleichsam als stumme Sendboten zu Gesicht bekommen. Da wollte ich doch noch einen friedlichen Versuch machen, um meinen Willen durchzusetzen und wenigstens bis zur Graslandschaft zu gelangen, die zwei Tage von hier hinter der ersten, so nahen Bergkette anfangen sollte. Gehörte doch eine zweite, ganz schwach am Horizonte sichtbare und wie die erste von Südost nach Nordwest ziehend sicherlich schon zu Adamaua. Das Alles hatte ich, wie Moses das gelobte Land, an einem hellen Sonntagsnachmittage in der öden grauen Regenzeit vor mir gesehen. Aber ich wollte nicht den Moses spielen, und es war noch eine letzte Anstrengung werth, sollte ich den Weg auch kilometerweise bezahlen müssen. Zu dem nur zwei Tage von Difang wohnenden Häuptling Namens Sābi sollten mitunter Leute mit langen dunklen Hemden und Schuhen kommen; drei Tage weiter sollte es Leute geben, die Reis äßen und noch sechs Tage weiter solche, die auf Pferden säßen!

Ich beschloß, Zeuners Gepäck in Mabum zu lassen, um die Habgier der Banyang nicht noch mehr zu reizen, mein eigenes dagegen an Difang zur Verwahrung zu übergeben und nur so viel Zeug und Tabak mitzunehmen, als eine zweimonatliche Abwesenheit erforderte. Jeder Träger sollte nicht mehr wie ein kleines Bündel tragen, aber möglichst viele Patronen, um jeder Ueberraschung gewachsen zu sein. Auf diese Weise hoffte ich den Widerstand Difangs zu brechen. Blieb er doch nicht nur im Besitze meiner Schätze, sondern auch noch obendrein meiner

Rückkehr versichert, wenn ich diese Sachen nicht im Stiche lassen wollte, die ich — beiläufig bemerkt — durch entsprechendes Umpacken schon vorher auf ein ziemlich werthloses Mindestmaß herabgesetzt hatte, um im schlimmsten Falle ihren etwaigen Verlust verschmerzen zu können. Endlich war auch meine größtentheils nur Patronen mit sich führende Karawane wenig dazu angethan, die Raublust der Bewohner zu reizen.

Während nun Lieutenant Zeuner zunächst noch einmal nach Mabum zurückkehrte, um das Unentbehrlichste seines Gepäcks abzuholen, berief ich eine große Volksversammlung, wo ich meinen obigen Plan des Längeren und Breiteren auseinandersetzte. Ich fand denn auch, wie erwartet, keinen Widerstand, insbesondere das Zurücklassen der Koffer wirkte überzeugend und ausschlaggebend. Zeuner war noch am Nachmittage dieses Tages zurückgekehrt und natürlich ebenfalls zugegen.

Aber schon am anderen Tage erschien ein Bote eines der Hintersassen Difangs und seinen Speer vor mir in den Boden steckend, erklärte er: sein Herr wolle keinen Weißen sehen und wenn wir kämen, gäbe es Krieg. Das war allerdings deutlich; doch durch Erfahrung gewitzigt, sah ich — und wie sich später herausstellte mit Recht — auch hierin nur einen neuen Streich meines Freundes Difang oder seiner liebenswürdigen Gattin. Da war vorerst nichts weiter zu machen und ohne mich sonderlich daran zu kehren oder ein Wort vorher davon zu sagen, brachen wir am Morgen des 5. August auf und zogen zunächst nach Sukwe zu unserem Freunde N'Guti.

Hier wurde denn noch gar manche Erzählung über Difang und seine gegen uns geschmiedeten Ränke zum Besten gegeben, deren Wahrheit ich dahingestellt sein lasse. So sollte ich beispielshalber kurz vor meinem Abmarsch vergiftet werden; das Gift sei schon angesetzt gewesen, habe aber noch nicht genug gezogen gehabt, um in süßen Bananen, meiner bekannten Lieblingsfrucht, mir zugeführt zu werden. Die Folge dieses Giftes sollen heftiger Husten mit beständigem Bluterbrechen sein. Ferner

wurde uns mitgetheilt, daß am Morgen unseres Abmarsches die Banyang bei Fo Tabe kriegsbereit gestanden hätten, weil man im Falle eines Vormarsches uns überfallen wollte.

Bei N'Guti war es uns aber nicht möglich, genügend Auskunft über westwärts oder ostwärts wohnende Stämme zu erhalten, durch die man unter Umgehung der Banyang hätte nach Adamaua gelangen können. Auch legte ich bei reiflicher Ueberlegung doch Werth darauf, den einmal in Angriff genommenen Weg in nördlicher Richtung festzuhalten. Es mußte dies geschehen, schon um bei den Eingeborenen des Waldlandes, die von unseren vergeblichen Bemühungen im Banyanglande Kenntniß erhalten hatten, nicht den Eindruck hervorzurufen, als ob wir uns durch Difang hätten abschrecken und zu vollständiger Aufgabe unseres Planes bestimmen lassen.

Aber leider mußte sich uns immer mehr die Ueberzeugung aufdrängen, daß ohne Verstärkung unserer Expedition ein weiterer Vorstoß, wenn überhaupt, so doch jedenfalls nicht von dauerndem Erfolge sein könne. Namentlich unsere Kruleute hatten alle und jede Lust zum Weitermarsche verloren und offenbar schon bei Difang große Angst ausgestanden; auf sie war daher wenig Verlaß, da sie sich auch als Träger nicht bewährten.

Ihr Element ist, wie bereits früher angedeutet, das Wasser. Erzählt doch schon der Missionar Comber, daß die ihn auf seiner Kongoreise begleitenden Kru öfters hohe Berge erklettert hätten, bloß um von dort aus wieder einmal die breite Wasserfläche des Kongo schimmern zu sehen.

Ueberdies hatte jetzt eben auch die Regenzeit ihren Höhepunkt erreicht und die Anforderungen an die Träger in dem vielfach sumpfigen Waldland wurden dadurch auf das Höchste gesteigert.

So entschlossen wir uns denn schweren Herzens zum Rückmarsch zur Küste, allerdings mit der festen Absicht, sobald als möglich wieder zurückzukehren und das unterbrochene Unternehmen auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen mit frischen Kräften einem glücklichen Ende entgegenzuführen.

Unser nächstes Ziel war die Barombistation. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt begab ich mich nach Kamerun, um dem Gouverneur über meine bisherigen Erlebnisse Bericht zu erstatten und die Maßnahmen zu besprechen, welche die Fortsetzung und Durchführung des für diesmal gescheiterten Planes sichern sollten.

Um diese Maßnahmen richtig beurtheilen zu können, muß ich dem freundlichen Leser, der vielleicht schon manchmal über meinen Mangel an Schneidigkeit gelächelt hat, in Erinnerung rufen, daß mir für die ganze Expedition, deren Zweck bekanntlich die Erschließung des Hinterlandes und womöglich die Erreichung des Tadsees war, baare 35000 Mark, in Worten fünfunddreißigtausend Mark ausgesetzt waren, und daß auch die Aufbringung dieser Summe nur den besonderen Bemühungen des Gouverneurs zu verdanken war. Auch sollte aus ökonomischen wie politischen Rücksichten das vorgesteckte Ziel nach wie vor auf friedlichem Wege, das heißt nicht durch eine offene Kriegserklärung an sämmtliche Stämme, sondern durch Unterhandlungen, Geschenke und Verträge erreicht werden, da ein militärisches Vorgehen nur dann einen mehr als vorübergehenden Erfolg versprach, wenn es gleichzeitig mit einer dauernden militärischen Besetzung und Verwaltung der einmal besiegten Landschaften verbunden war. Dann aber hätte das Budget der Kolonie viele, viele Millionen betragen müssen; es betrug aber lediglich das, was sie selbst aufbrachte, ein paarmal hunderttausend Mark. Mit andern Worten, wir standen damals noch auf dem Standpunkt der von England befolgten, um mich kurz auszudrücken, kaufmännischen Kolonialpolitik, während wir heute zum französischen, d. h. zum militärischen System überzugehen scheinen.

Mein Hauptaugenmerk war jetzt auf die Vermehrung meiner Mannschaften und die Anwerbung tüchtiger Träger gerichtet. Da ich in Kamerun nur noch 40 Mann annehmen konnte, so mußte ich mich zu einer Reise nach Lagos entschließen. Dort gelang es mir, Dank den Bemühungen des damaligen Konsuls

Herrn Jesco von Puttkamer und des Vertreters der Firma Gaiser, Herrn Fischer, in dessen Haus ich freundliche Aufnahme gefunden hatte, in kurzer Zeit noch 100 Mann anzuwerben, mit denen ich nach Kamerun zurückfuhr.

Die Neuangeworbenen verfügten zwar über gute Knochen, waren sonst aber noch sehr der Erziehung bedürftig. In drei Tagen war die große Karawane in Kamerun soweit geordnet, daß wir mit feldmarschmäßigem Gepäck in sechs großen Fahrzeugen Mungo aufwärts nach unserer Hafenstadt Mundame aufbrechen konnten.

Schon vorher hatte ich Dr. Preuß zur Unterstützung des Lieutenant Zeuner nach Barombi abgeschickt. Es war nöthig, während der bevorstehenden großen Expedition, bei der Zeuner mich begleiten sollte, einen weißen Vertreter in Barombi zu haben, und ich war froh, mit Herrn Dr. Preuß, der für eine Dresdener Firma Schmetterlinge sammelte, einen unsere beiderseitigen Zwecke fördernden Vertrag abschließen zu können.

Am 7. Dezember traf ich auf Barombi ein. Um die Mannschaften einzuarbeiten, legte ich unter anderem auch neue Reisfarmen mit ihnen an. Dann wurden die Lasten für den Aufbruch ins Innere geordnet und nach Eintheilung der Karawane in „Sektionen" ging es am 19. Dezember 1888 aufs Neue und zum dritten Male mit wehender Fahne auf den Benue los.

Lieutenant Zeuner erhielt den Auftrag, Dr. Preuß nach dessen Rückkehr von einem Ausfluge in die Bafáramaniberge die Station zu übergeben und mit zwanzig Mann eine besondere Expedition zu unternehmen. Diese sollte in einem Halbmesser von etwa 125 Kilometern von den Kalabarschnellen im Norden bis zum Campofluß südlich im Bogen um den Golf von Guinea gehen und entsprach den in letzter Stunde gehörten Wünschen, die man höhern Orts in Berlin für eine größere Aufklärung der näheren Küstengebiete hatte. So mußte ich wieder allein fürbaß ziehen.

Capitel V.

Dritter Vorstoß bis nach Bali. Dezember 1888 bis Januar 1889.

Zusammensetzung der Karawane. Bewaffnung. Die Lagosleute marschiren schlecht. Vergebliche Elefantenjagd. Lügen der Neger. Frechheit der Bakun. Wieder bei Difang. Das Gefecht. Die gefangenen Weiber Difangs. Eines Weijungen Gottesglaube. Ueber afrikanischen Schneid. Palaver mit meinen Trägern. Nach Norden. Palaver bei Mivimbi. Nach N'Gang. Ueberfall. Siebentägiger Krieg bei Gang. Ein Nachtmarsch. Vor und in Sabi. Nach dem Kompaß durch Wälder. Vier Mann verloren. Letztes Schießen. Unerwarteter Blick aufs Grasland. Die ersten Babedörfer. Wirkung einer Sardinendose. Bei Fo N'Bere. Palmenreichthum. Letztes Lager zu Füßen des westafrikanischen Hochlandes. Palmweinzecherei. Im Grasland! Bei Fo Bessong. Die ersten Bali. Durchzugspalaver und Blutsfreundschaft mit Fo Bessong. Abmarsch nach Bali. Der Eindruck des Landes. Die ersten Boten Garegas, des Balihäuptlings. Palmweinstationen. Anblick von Bali. Empfang durch Garega.

Meine Karawane bestand aus 100 Lagosleuten, 70 Weijungen, meinem Diener Munoko, dem Bayong-Dolmetscher Muyenga, sowie dem Haussa-Dolmetscher Benedict, der bereits Flegel begleitet hatte, also zusammen aus etwa 175 Mann. Die Bewaffnung bildeten für die Lagosleute 93 Vorderlader, alte französische Perkussionsgewehre, sowie vier Mauserkarabiner für ihre Hauptleute; für die Weijungen 47 Mauserkarabiner, 21 alte Schweizer Vetterligewehre sowie drei Vorderlader; der Rest hatte fünf Jagdgewehre sowie zwei Küraßierpallasche, da die betreffenden Leute in ihrer Heimath mit langen Schwertern zu kämpfen gewohnt, auch keine Gewehre mehr übrig waren. In der Ausrüstung hattte ich 20 Traglasten Reis für den Fall, daß die Nahrungsmittel für eine so große Karawane unterwegs zu knapp werden sollten.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Hauptmann Zeuner mit der Besatzung der Barombistation.

Langsam rückte die Expedition auf nun schon zweimal begangenen Wegen vorwärts. Die großen Gestalten der Lagosleute erwiesen sich im Gegensatze zu den kleinen untersetzten Weijungen als sehr schlechte Träger und in Ebulu hatte ich nach zwei Tagen schon wegen 30 Mann Nachzügler Halt zu machen. Eine Elefantenjagd, welche dem bereits herrschenden Mangel an Lebensmitteln abhelfen sollte, fiel erfolglos aus, und der Reis wurde stark in Anspruch genommen. Von nun ab schickte ich meinen Diener Munoko mit einem Mann zur Benachrichtigung der vor uns liegenden Dörfer voraus und fanden wir denn auf diese Weise immer genügende Nahrungsmittel vor.

In Batom mußte wieder ein Rasttag wegen 15 zurückgebliebener Lagosleute gemacht werden und auch hier, am Weihnachtstag, war die Elefantenjagd, die uns einen Festbraten in die Fleischtöpfe liefern sollte, ohne Ergebniß.

Der neue Häuptling von Difumi, N'Ganga, denn Kuondone war gestorben, erklärte sich zum Mitgehen nach N'Guti bereit, um bei dem bevorstehenden Palaver mit Difang für unsere Interessen thätig zu sein. Auch Porro, der Sohn des Häuptlings Buambuke von Kiliwindi, schloß sich zu demselben Zwecke an.

Mehrfach hörten wir unterwegs eine Nachricht, deren ich hier Erwähnung thue, weil sie für die Art und Weise des Negers, den Weißen zu belügen, bezeichnend ist. Ihr zufolge sollten die Bamúm, d. h. Leute aus dem Graslande, den Difang mit Krieg bedroht haben, weil er den Weißen nicht zu ihnen gelassen habe. Wäre dem so gewesen, dann hätten wir ja auf Unterstützung aus dem Innern rechnen können, und Difang hätte zwischen zwei Feuern gesessen. Es war aber kein wahres Wort an diesem Gerücht, das man in Batom nur deshalb verbreitet hatte, um vor mir in günstigem Lichte zu erscheinen und mich bei guter Laune zu erhalten. Im Gegentheil zeigten sich Stammesverwandte der Banyang, die wir schon vorher sahen, sehr anmaßend.

Auf dem halben Wege nämlich zwischen Mabesse und N'Guti lag Bakūn, eine größere Ortschaft, die von ausgewanderten Banyang dort angelegt worden ist. Hier mußte ich wieder wegen der Nachzügler einen Halt machen und nur mit Mühe verhinderte ich einen Zusammenstoß. Diese Bakunleute, die sich seiner Zeit schon dem Durchzuge Lieutenant Zeuners, allerdings ohne Erfolg, widersetzt hatten, waren von einer unglaublichen Frechheit und suchten zu stehlen, was in den Bereich ihrer Finger kam. Es wurde etwas besser, als der Häuptling abends selbst beim Stehlen abgefaßt wurde und von den aufs äußerste gereizten Lagosleuten ganz gehörige Prügel erhalten hatte. Als nach unserm Abmarsch einen Tag später mein Diener Munoko mit 20 Weijungen und einigen aufgegriffenen Nachzüglern der Lagosleute durchkam, suchten die Bakun ihnen gewaltsam Lasten wegzunehmen; dabei legten sie auf einen Lagosaufseher die Gewehre an und erbeuteten auch thatsächlich eine Last Kaurimuscheln. Da die Bewohner dieser Gegenden mit großer Furcht von einem Binnenstamme der Bali sprachen, auch frugen, ob die Lagosleute als große schlanke Männer etwa Bali seien, so gaben sich diese später, um die Eingebornen einzuschüchtern, auch als solche aus.

Am 26. Dezember erreichten wir das Dorf N'Gutis, der aus Freude über die ihm mitgebrachten reichen Geschenke gewaltige Haufen von Lebensmitteln aller Art anschleppen ließ.

Schon am nächsten Tage sandte ich an Difang eine Botschaft mit der Flagge ab, die ihn zum Palaver nach N'Guti rief. Difang antwortete, zwischen ihm und mir sei kein Palaver, ich solle nur ohne weiteres zu ihm, meinem Freunde kommen. Es wurde daher alles zum Aufbruche nach Difang hergerichtet, namentlich die Gewehre geladen und unter dem üblichen Halloh marschirten wir auf den Kalabarfluß zu. Der Uebergang kostete auf der von den N'Gutileuten wiederhergestellten Hängebrücke viel Zeit; indessen fanden die Wei oberhalb der Brücke, es war jetzt um Neujahr und Trockenzeit, eine Furt, die den Uebergang sehr beschleunigen half. Am andern Ufer traf ich Madame Mande

unter einem Baume sitzend, sowie einen Bruder Difangs, die augenscheinlich zum Aufpassen geschickt waren. Ohne ihnen irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken und den Versuch einer plumpen Vertraulichkeit seitens des Weibes grob abwehrend, ließ ich gleich weiter ins Banyangland hineinmarschiren; Etam, N'Gutis Sohn, führte.

Ueberall standen die Eingeborenen an den Wegen oder saßen in ihren Versammlungshäusern, finstere Blicke auf uns werfend; nur selten erwiderte einer den gebotenen Gruß. Difang empfing uns mit gewohnter Freundlichkeit und wies uns ein neues, großes Gehöft, das er während meines letzten Aufenthaltes in geradezu künstlerischer Weise aufgeführt hatte, zur Wohnung an. Ich zeigte kein Mißtrauen, ließ ihm sogar beim Betrachten der schön gemalten Hallen durch den Dolmetscher sagen, ich sei ein Freund der Banyang; bei ihrer großen Geschicklichkeit und Sorgfalt im Bauen und Pflanzen hoffte ich noch einmal gute Geschäfte mit ihnen zu machen; aber sie müßten versuchen, den Weißen mit andern Empfindungen zu betrachten und nicht auf Raub und Mord sinnen. Er, Difang, möge also uns Führer geben, es sollte ja gewiß auch sein Vortheil sein. Alles dies wiederholte ich am Abende nach dem Essen im feierlichen Palaver. Augenscheinlich aber wollte er sich auf nichts einlassen und log ins Blaue hinein. In Gegenwart Etams, des ältesten Sohnes von N'Guti, erklärte ich nun, am andern Morgen würde ich ziehen. Alle Unruhen, die etwa durch die feindliche Haltung der Banyang entständen, würden lediglich Difangs Schuld sein, den ich, und zwar mit Recht, den bösen Geist der Banyang nannte. Difang meinte, ich sollte nur noch zwei Tage bei ihm bleiben, dann sei er bereit. Das wußte ich auch, denn soviel Zeit gebrauchte er grade, um die Banyang unter Waffen zu rufen und das wollte ich eben vermeiden. Hier konnte nur Schnelligkeit im Handeln vielleicht noch helfen und bestand ich demgemäß auf den folgenden Tag. Nichtsdestoweniger verlangte Difang abends noch Geschenke, die ich ihm auch für den andern

Morgen versprach. Nachts stahlen seine Leute trotz der Wachtposten zwei Gewehre sowie einen Sack Reis, worin sie wohl etwas anderes vermuthet hatten. Die Nacht selbst war sehr unruhig; im ganzen Banyanglande hörte man Trommeln, und manchmal schien der Wind Geräusch von fernen Stimmen herüber zu bringen. Es war eine denkwürdige Sylvesternacht und die Ahnung, daß wir nicht so leichten Kaufes durchkommen würden, verließ weder mich noch meine Schwarzen. So kam der 1. Januar 1889 heran.

Das erste, was ich am Morgen sah, war Difang, den Lendenschurz zwischen den Beinen durchgezogen und seine lange Flinte in der Hand, während er sonst immer ohne Waffen ging. Ich erzählte ihm von dem Diebstahl und verlangte schleuniges Herbeischaffen der gestohlenen Sachen. Mir fiel das unstäte Wesen des Häuptlings auf, dessen Augen zwischen mir und den Trägern sowie den theilweise fertig gepackten Lasten hin und her wanderten. Um ihn zu beruhigen, ließ ich ihm ein Geschenk überreichen, das er meinen Dolmetscher mit den Worten: er sei kein Weib! ins Gesicht schlug. In diesem Augenblicke kam ein Mann mit einem langen Speere aus einer Hütte und unten am Ende der Dorfstraße sah ich eine Anzahl Bewaffneter vorbeigehen. Blitzschnell schoß mir der Gedanke durch den Kopf, der drohenden Gefahr dadurch zuvor zu kommen, daß ich mich Difangs als Geißel bemächtigte. Gedacht, gethan! Während ich seinen Arm fasse und den heute für alle Fälle beigesteckten Revolver aus dem Futteral ziehe, habe ich gerade noch Zeit, durch Biegen des Körpers der von dem Sklaven Difangs nach mir geworfenen Lanze auszuweichen, während zu gleicher Zeit aus den Thürspalten der nächstliegenden, noch geschlossenen Hütten Schüsse fallen. Mit einem gewaltigen Ruck reißt sich Difang von mir los; Hauttheile seines Armes bleiben mir an den Fingernägeln haften, mein Revolver versagt; der Junge, der ihn Tags zuvor gereinigt, hatte die Sicherung gestellt! Einige Wei schießen hinter dem blitzschnell in ein Haus verschwindenden Difang her, doch ohne ihn zu treffen, und nun war der Krieg da.

Unbeschreiblich war das im ersten Augenblicke herrschende Durcheinander. Einige bluttriefende Wei, deren spritzende Arterien die weißen Hauswände färben, stehen staunend, ihre Wunden besehend da; ein Kerl glotzt mich mit weit aufgerissenen Augen an und schreit: Massa! them bushpeople want kill we! die Buschleute wollen uns tödten! Ein anderer ist wieder so in Aufregung, daß er vor lauter Zittern das Schloß des Mauserkarabiners nicht öffnen kann und rathlos in den Lauf der Flinte wie in eine leere Schnapsflasche hineinschielt! Dabei allenthalben in den Häusern und den Höfen Geschrei, Schießen, Getümmel, Durcheinanderlaufen. Niemand hörte auf mein Kommando. Da stürze ich auf eine Bambusthür, reiße einen Stecken heraus und haue damit auf meine Leute nach Leibeskräften ein, ihnen den Befehl zum Sammeln in die Ohren schreiend, während zahlreiche Eingeborene vom Ende der siebzig Schritt langen Dorfstraße ein wirkungsloses Feuer auf uns eröffnen; die Prügel halfen. In zwei Minuten, länger dauerte es wohl kaum, hatte ich die Leute wieder in der Hand und ihre Besonnenheit kehrte allmählich zurück. Ich richtete einige kurze, erheiternde Worte an sie und befahl den Lagosleuten sowie einem Drittel der Wei nach allen Seiten auszuschwärmen. Das thaten diese auch unter fürchterlichem Geheul, um sich Muth und dem Feinde bange zu machen. Ich selbst blieb vorerst mit den zuverlässigsten der Wei mitten im Gehöft.

Während draußen die Schüsse knallten, sich aber schnell weiter entfernten, ging ich in mein Haus und band meine weiten Lagospantoffeln mit Zeugbändern fest um die Füße; auch die Unterschenkel wurden bis unter die Kniee des besseren Haltes wegen mit den Bändern fest umwickelt, so daß ich in Verbindung mit meinem Schlapphut weniger einem Krieger, als einem Savoyardenknaben ähnlich sah.

Ich litt nämlich seit Monaten an einem unerträglichen, nachts oft jeden Schlaf raubenden Hautjucken. Meine Füße waren mit offenen, eiternden Wunden bedeckt, und der Verbände

halber, die ich unter den Strümpfen trug, konnte ich weder Stiefel noch Schuhe anziehen. Für den gewöhnlichen Marsch genügten ja schließlich die weiten mohammedanischen Pantoffel; aber um sich im Gefecht zu tummeln, dazu war diese Fußtracht doch nicht angethan. Eine erklärliche Aufregung und Unruhe niederkämpfend, war ich in wenigen Minuten mit dem „Anbandagiren" fertig und eilte nun mit meinem Gewehr hinaus. Vorher folgte ich noch in der Geschwindigkeit einer glücklichen Eingebung und steckte in aller Eile eine Flasche Schaumwein, die gerade im noch nicht geschlossenen Küchenkoffer sichtbar war, in einen wassergefüllten porösen Topf, wie solche in der kühlsten Ecke eines jeden Bannanghauses zu finden sind.

Ein Theil der Wei hatte mittlerweile die Gehöfte Tifangs gestürmt und etwa zwanzig Weiber und Kinder von ihm versteckt aufgefunden, die nun als Gefangene in eine offene Halle getrieben wurden. Alle hatten fertig gepackte Tragkörbe mit Hausgeräth bei sich, ein Beweis, daß sie an dem Morgen das Dorf wegen des bereits beschlossenen Krieges verlassen wollten.

Zu gleicher Zeit kamen Meldungen, daß die Bannang sich überall zurückzögen, wie denn auch höchst selten noch ein Schuß fiel. Indem ich etwa 15 Mann Besatzung in dem Gehöft Tifangs zurückließ, zog ich aus und erließ den Befehl, alle Gehöfte in der Nachbarschaft niederzubrennen. Von Morgens um 8 Uhr bis Nachmittag um 4 Uhr waren wir ununterbrochen unterwegs. Nur einmal bekam ich fünfzig Bannang zu Gesicht; mit Hinterlassung eines Todten entflohen auch sie. Um diese Zeit stand in einem Umkreis von etwa acht Kilometern umher alles in Flammen, waren etwa zwanzig Gehöfte zerstört und dieser Theil des Bannanglandes in unserem Besitz.

Die Bannang hatten 10 Todte, wir einen Todten und 2 Schwerverwundete und zwar Alle durch unsere eigenen Kugeln. Der eine Todte war ein Lagosmann, der am Morgen beim Beginn der Schießerei auf der Rückseite eines Hauses am Feuer gesessen und im Schatten einiger Bananen seinen Morgenreis

zu kochen beabsichtigt hatte. Eine durch die Lehmwände des Hauses fahrende Mauserkugel aber hatte dem Unglücklichen die Schläfe durchbohrt, so daß er auf der Stelle todt vornüber mit seinem Kopf in die auf dem Feuer stehende Reisschüssel gesunken war; dergestalt fanden wir ihn mit halbgeschmortem Antlitz.

Das bei meiner gegen 5 Uhr Nachmittags erfolgten Rückkehr mit den Gefangenen angestellte Verhör ergab nun, daß Tifang ihnen den Auftrag ertheilt hatte, nach unserem Abmarsch mit allem Hausgeräth in den Busch zu flüchten, er selbst aber in Person die Expedition auf einem für diesen Zweck besonders angelegten Weg zu einem Hinterhalte führen wollte, wo an diesem Tage die aufgebotene Macht der Banyang uns erwartete. Zum Glück kamen aber die Feindseligkeiten schon vorher zum Ausbruch, und der ganze schöne Kriegsplan wurde vorläufig zu Wasser. Nur so erklärt es sich, daß wir so leicht mit den Banyang fertig wurden, die sich vermuthlich verrathen glaubten und im ersten Schrecken beinahe ohne Widerstand die Dörfer verließen oder zum Theil schon verlassen hatten.

Nach dem Verhör theilte ich die größtentheils jungen und als Geiseln sehr werthvollen Weiber zur besseren Bewachung verschiedenen Weijungen zu. Als ich alsdann mein Haus betrat, fühlte ich mich nach den Anstrengungen des Tages, 9 Stunden beständigen Umherziehens in Sonnenhitze, Rauch und Feuer, ohne vorher etwas genossen zu haben, doch einigermaßen abgespannt. Ich überlegte gerade, wie ich mich wohl am besten stärken könnte, als ich im Dunkel der Hütte aus dem Wassertopf den silbernen Kopf der Sektflasche mir entgegen leuchten sah.

Nur wer selbst schon in einer ähnlichen Lage und von ähnlichem Durst gepeinigt war, kann sich eine Vorstellung von dem Wonnegefühl machen, das ich empfand, als ich die Flasche Schaumwein mangels eines anderen geeigneten Gefäßes in meine weiße emaillirte Waschschüssel goß und nun ihren kühlen, prickelnden und belebenden Inhalt bis auf die Nagelprobe leerte!

Obwohl der Krieg bloß als ultima ratio in Aussicht genommen war, so konnte ich doch, so wie die Sachen im Augenblick standen, ganz zufrieden sein. Die Banyang waren geflohen, des Häuptlings Hauptweiber in meinem Besitz, die nächsten Weiler sowie der größere Theil der Gehöfte Difangs niedergebrannt, die Bananenhaine zum Theil niedergehauen; letzteres hatte geschehen müssen, um freies Schußfeld zu haben. Meine Leute waren durch den augenblicklichen Erfolg sehr muthig und schwelgten in den üppigsten Genüssen, da eine Menge Ziegen, Schafe, Hühner und Palmwein erbeutet worden war.

Weiber und Kinder hatte man übrigens in den benachbarten Weilern nicht zu Gesicht bekommen, ebenso nur wenige Männer, da Alles schon zum Hinterhalt hingeeilt war. Kurz bevor ich mich nach Ausstellung der Wachen schlafen legen wollte, baten mich die gefangenen Weiber um Gehör. Ich begab mich in die große Halle, wo sie mit Stricken gebunden saßen und bei ihnen etwa 20 Weijungen hellodernde Wachtfeuer unterhielten, auf denen liebliche Düfte verbreitende Kessel und Töpfe aller Art standen. Eines der Hauptweiber Difangs — es war leider nicht Mande — trat vor mich hin und frug nach ihrem und ihrer Gefährtinnen Schicksal; wenn sie getödtet werden sollten, so möge es gleich geschehen. Zweifellos hatten die Weijungen ihnen derartige Drohungen zugerufen, so daß die ganze Gesellschaft sich zitternd in sichtbaren Todesängsten befand. Als ich nun die Versicherung gab, daß ihnen kein Leids widerfahren und daß sie nur so lange mitgeführt werden sollten, bis wir glücklich Banyangland hinter uns hätten, kannte ihre Freude keine Grenzen. Immerhin schien ihr Mißtrauen noch nicht ganz beseitigt, vielmehr stellten sie das Ansinnen, ich sollte zum Zeichen, daß meine Worte wahr wären, jede einzelne von ihnen an einen meiner Krieger schenken, wobei denn auch die eine oder die andere bereits auf diesen oder jenen meiner Leute zeigte, den sie wohl schon bei unserem ersten Aufenthalte zum Freunde gehabt hatte. So ernannte ich denn für die einzelnen Weiber Wächter,

und zwar beugte sich jede einzelne Gefangene vor mir und umfaßte meine Kniee, die sie nicht eher los ließ, als bis der betreffende Mann angetreten war, in dessen Hand ich dann die ihrige legte, durch solche Handlung sie zum Eigenthum dieses Mannes erklärend. Erst dann kehrte ihnen das Gefühl der Sicherheit zurück und mit glänzenden Augen und lachendem Munde dankten sie mir. Noch eine seltsame Scene hatte ich an diesem Tage erlebt, die einer gewissen Tragikomik nicht entbehrte.

Als ich am Morgen aufbrach, um mich vom Gang des Gefechts zu überzeugen, kam mir aus dem nächsten brennenden Gehöfte ein Weijunge entgegen, der Aufseher Bái Tabe, und hielt mir den abgehauenen Kopf eines Banyang entgegen. Es war ein großer Kopf mit langem Barte, dessen Träger Tags vorher häufiger gesehen zu haben ich mich wohl erinnerte. Klassisch nun waren die Worte, die der Wei mit gelassener Stimme zu mir sprach: Look Massa, how god punish this man! to yesterday them man thief my cloth, to day I get him head! Sieh' Massa! wie Gott diesen Mann strafte! Gestern stahl er mir mein Tuch, heute habe ich seinen Kopf! Im ersten Augenblick packte mich beim Anblick des dicht vor meinem Gesicht geschwungenen bluttriefenden Hauptes ein solcher Ekel, daß ich dem Wei befahl, den Kopf zu vergraben. Diesen Auftrag führte er, ehe ich es hindern konnte, so aus, daß er mit mächtigem Schwunge den Kopf durch das brennende Dach eines Hauses fliegen ließ, wo er mit dumpfem Gepolter drinnen niederfiel.

Die Nacht blieb ruhig, und da ich noch einen Theil des Gehöftes von Tifang beim Beginn der Dunkelheit anzünden ließ, so hatten wir ein weit und breit alles erleuchtendes Wachtfeuer, dessen Gluth durch Balken und Sparrenwerk der am Tage bereits abgebrannten und zusammengestürzten Häuser beständig genährt wurde, wobei die Hälfte meiner Leute aus eigenem Antriebe wachte. In der Ferne hörte man durch die Stille der Nacht den dumpfen Klang der Kriegstrommeln. Uns konnte das nur freuen, denn es verrieth uns den Standort des Feindes.

Nachdem nun doch einmal Krieg war, sollte er auch gründlich geführt werden. Wenn ich dieses Gefühl mit dem verglich, das ich vor einigen Monaten vier Wochen lang an dieser selben Stelle empfunden hatte, so muß ich sagen, daß es entschieden angenehmer war; die gegenwärtige Lage hatte wenigstens den Vortheil der Klarheit für sich, wenn ich sie auch aufrichtig bedauerte. Denn immer und immer hatte ich gehofft, in Frieden mit den Leuten auseinander zu kommen und zu diesem Zwecke bittere Zeiten bei ihnen durchgemacht. Aber nach Negerart legten sie diesen ehrlich gemeinten Wunsch als Furcht und Schwäche aus, und je größer die Ruhe und die Geduld war, die ich zur Schau trug, desto größer wurde auch ihre Frechheit.

Nichtsdestoweniger bin ich auch jetzt noch der Ueberzeugung, daß sich ein großer Theil afrikanischer Gefechte vermeiden ließe, wenn nur der Europäer, bei dem die Entscheidung liegt, sich mehr des passiven Schneid, des Ausharrens in Hoffnung und Geduld, befleißigen wollte. Das hatte ich im Verlaufe der Expedition später jedenfalls mehrfach zu sehen Gelegenheit. Die Anstrengungen des verflossenen Tages und die Sorge um die Zukunft ließen nicht viel Schlaf in meine Augen kommen; dazu lärmten draußen die siegesfrohen Wei- und Lagosleute.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne durchdrangen nur unvollkommen den Nebel und Dunst, der, wie gewöhnlich in der Trockenzeit an sich schon stark, durch den aus den Brandstätten emporsteigenden Rauch noch vermehrt wurde. Als ich mich anschickte, die Aufseher meiner Leute zusammenzurufen, kamen diese schon von selbst und baten mich um eine Unterredung. Ihr Sprecher war der Oberaufseher der Wei. Er führte aus, wir hätten nunmehr einen großen Sieg über Difang errungen, wir sollten uns damit begnügen und mit den Weibern des Difang nach Barombi zurückkehren, um, wie seiner Zeit mit Batom, so auch mit Difang von der Station aus Frieden zu schließen.

Allein die Sache lag jetzt doch anders. Der errungene

Vortheil mußte ausgenutzt werden und „vorwärts!“ mußte die Losung sein, zumal da so werthvolle Geiseln in unserem Besitze waren. Diese letzte Erwägung beruhte nun allerdings auf einer Selbsttäuschung; denn was fragt seinerseits der richtige raublustige Neger, der keine Vorstellung von der Heiligkeit abgeschlossener Verträge hat, nach der Sicherheit seiner gestellten Geiseln, wofern sich ihm die günstige Gelegenheit eines augenblicklichen Vortheils bietet? Doch das sollten wir später kennen lernen. Aber der erste Grund war an sich schon genügend. Es kam mir nun vor allem darauf an, meinen Schwarzen die augenblickliche Furcht vor dem Ungewissen zu benehmen. In halb ernster, halb spöttischer Weise, ihren eben erst bewiesenen Muth anzweifelnd, setzte ich ihnen auseinander, daß in jedem Falle wir noch einmal mit den Banyang fechten müßten, sei es nun, daß wir uns südlich nach dem Kalabar oder nördlich nach Bali wendeten. Sie hätten mir versprochen, mir überallhin zu folgen und ob ich nicht immer alle bis jetzt wieder glücklich aus dem Innern zur Küste zurückgeführt hätte? Das Grasland sei nur sechs Tage weit und bis dahin müßten wir kommen. Zu fürchten hätten wir nichts, wie sie jetzt erst gesehen, da wir unserer Viele und gut bewaffnet seien. Ich würde auf keinen Fall zurückgehen.

Einen Augenblick sahen sich die Aufseher an, während im Hintergrunde die Träger aufmerksam in Gruppen den Gang der Verhandlung verfolgten. What place you want go, Massa? Wohin soll es also gehen? frug darauf derselbe Sprecher, einen Schritt auf mich machend. Ins Grasland! rief ich aus, mit ausgestrecktem Arm die Richtung angebend, dabei jeden fest in die Augen blickend. Alsbald drehte sich der Wei um und sprach halb auf englisch zu den Lagosleuten, halb in der Sprache seiner Heimath zu den eigenen Landsleuten. Er begeisterte sie in einer ganz unnachahmlichen Weise für den Weg nach Norden, wobei er ihnen einen mit Schlangenhaut umwickelten Ring, den er als Zauber an seinem rechten Arm trug,

zeigte. Ein wilder Kriegstanz, woran ich mich ebenfalls betheiligte, war denn auch die sichtbare Zustimmung der Leute.

Sofort schickte ich nun 25 Lagosleute in der Richtung auf Mabum, also nach Kamerun zu, um die dort bei Tamba liegenden großen Gehöfte der Bannang, etwa ein halbes Dutzend, in Brand zu stecken, und so bei unseren Feinden den Glauben zu erwecken, wir träten den Rückzug an. Anscheinend befand sich auch Difang in diesen Gegenden. Nachdem dann noch einmal alles tüchtig gegessen hatte, brach ich um 9 Uhr mit dem Hauptheil der Expedition nebst den gefangenen Weibern, die sich den Umständen nach sehr wohl zu befinden schienen, nach Nord-Nordosten auf: Difang Tāle oder Minimbi, wie er gewöhnlich genannt wird, der zweite Häuptling des Bannanglandes, war unser nächstes Ziel. Im Gehöft Difangs ließ ich eine Wache von 15 Mann, um die von Tamba verabredetermaßen gegen 11 Uhr Zurückkehrenden aufzunehmen und nach Zerstörung der gesammten Gehöfte Difangs — fast that es mir leid, daß diese schönen Gebäude fallen mußten — uns im Eilmarsch zu folgen.

Als wir nach Fo Tabe kamen, dem Dorfe, wo sich bei meiner ersten Anwesenheit im Bannangland jene aufregende nächtliche Scene zugetragen hatte, sah ich zu meinem großen Erstaunen das Dorf noch stehen. Die zu seiner Niederbrennung ausgeschickte Abtheilung hatte bis dicht bei Fo Tabe alles dem Boden gleich gemacht, aber gerade diesen Ort übersehen. Dicht davor ging ein großer, ganz neuer Weg nach Westen ab, der von den Bannang zu dem Zwecke angelegt war, um uns zum geplanten Hinterhalte zu führen. Am Eingange des sonst verlassenen Dorfes standen zwei mir sehr wohlbekannte Banongsklaven, die um Frieden für Fo Tabe baten. Unter der Bedingung, sofort Führer nach Minimbi zu stellen, sowie eine Anzahl Ziegen zu zahlen, wurde das Dorf geschont und so lange besetzt, bis die nach Tamba ausgeschickte Abtheilung mit der im Gehöfte Tok Difangs zurückgelassenen eintraf. Dunkle Rauchwolken, die in jener

Richtung zum Himmel stiegen, zeigten an, daß dieser Platz mit dem großen Versammlungshaus seinem Schicksal verfallen war.

Das ganze Land Difangs trug nun keine Ortschaften mehr. Dafür sollte von jetzt an allen anderen Ortschaften vollste Schonung zu Theil werden, falls man uns ungehindert ziehen ließ und uns mit Lebensmitteln und Führern versah. Die beiden Bayongsklaven Fo Tabes — den grauhaarigen Schurken selbst sah ich nicht, sondern nur seinen ebenso würdigen Bruder — wurden zwischen geladene Karabiner gestellt, und ich folgte, den Kompaß zur Ueberwachung vorgeschnallt und den Weg aufnehmend, nach. Er führte uns durch ein gut angebautes und stark bewohntes Land. Erklärlicherweise standen die zahlreichen Weiler leer und war keine Menschenseele zu sehen. Spaßhaft war es zu beobachten, wie geschlossen nun auf einmal die Karawane marschiren konnte. Mann schloß sich an Mann, während die gefangenen Weiber laut schwatzend und lachend vor ihrem Vertrauensmann einherliefen. War es Freude, wenigstens ihr Leben gerettet zu haben, oder war es das jahrhundertelange Bewußtsein vollständiger Recht- und Vaterlandslosigkeit, das sie so leichten Herzens der Heimath den Rücken kehren ließ?

Zu bewundern waren zwei sehr schwer verwundete Weijungen, die jeder mit einem jungen, ihre Last schleppenden Weibe den Weg trotz der angebotenen Hängematte zu Fuß mitmachten. Dem einen, Kainí, war bei dem ersten Durcheinander durch eine rathlos herumfliegende Mauserkugel der rechte Arm durchschossen worden und zwar so, daß der im Augenblicke der Verwundung wohl gebogen gewesene Arm zweimal, oben und unten, getroffen war. Das schwer verletzte Glied in der Binde, das Gewehr über der Schulter, vergnüglich seine Pfeife rauchend und sich mit seiner unter der Last rüstig vorwärts schreitenden Gefangenen unterhaltend, marschirte der kleine, schneidige Kerl tapfer vorwärts. Leider sollte er seine Heimath nie wiedersehen, da er in späteren Jahren durch den Stoßzahn eines Elefanten getödtet wurde. Der andere Weijunge war noch schwerer ver-

wundet und infolgedessen sehr im Gehen behindert. Auch ihn hatte an jenem Morgen eine Mauserkugel getroffen, und zwar gerade denjenigen Körpertheil durchbohrt, wonach Venus „Kallipygos“ benannt wird. Trotz dieser schweren Wunde humpelte auch dieser Mann munter vorwärts, und ging unter Schmerzen lächelnd gutmüthig auf die seiner Verwundung geltenden, nicht immer gerade sehr ästhetischen Witze seiner Landsleute ein.

Nach etwa zweistündigem Marsche stiegen wir eine Berglehne hinan, auf deren Höhe sich ein kleines Dorf Namens Tintó mit einer herrlichen Aussicht nach Süden über Banyangland befand. Hier ließ ich rasten. Mit einem gewissen Kummer sah ich auf diese schöne Landschaft hinab, über der — es war bereits 4 Uhr Nachmittag — eine dichte Wolke von Rauch und Dunst schwebte, durch welche man die verschwommenen Umrisse der röthlichen Sonnenscheibe erblickte. Dieser Platz schien für spätere Zeit vorzüglich zur Anlage einer Station geeignet, da man von hier aus die auf viele Kilometer weit sich erstreckende offene Ebene des Banyanglandes vor Augen liegen hatte. Doch nicht lange dauerte unser Aufenthalt, da wir noch bei Tageslicht das Dorf Miyimbis erreichen mußten. Nach stark einstündiger Wanderung durch einen prächtigen Wald stiegen wir zu einem, zwischen malerischen Felsen dahintosenden Bache hinab, dem Fi, einem Zufluß des Kalabar. Hier machten wir Halt; denn aus dem Dickicht des Waldes am gegenüber liegenden Ufer schrieen einige Männer zu uns herüber, die sich als Bayongsklaven des Miyimbi auswiesen.

Während unsere Führer sie über die Vorgänge des Tages aufklärten, vertiefte ich mich in die Betrachtung der malerischen Landschaft. Eine hoch über das rasch dahinschießende Wasser ausgespannte Lianenhängebrücke war dieselbe, von der mich Tisang, wenn ich bei meiner ersten Anwesenheit in Banyang hier den Uebergang versucht hätte, durch Durchhauen der Lianen in den Fluß zu stürzen gehofft hatte. In der That war dieser Platz zu einem Ueberfall wie gemacht. Schon in der Trocken-

zeit hielt es schwer, über den Fluß zu kommen, was vermittelst einiger Baumstämme bewerkstelligt werden mußte. In der Regenzeit aber war das ohne Hängebrücke gänzlich unmöglich, und der Ueberfall hätte, während die eine Hälfte der Expedition sich auf dem jenseitigen, die andere auf dem diesseitigen Ufer befand, jedenfalls einen vernichtenden Erfolg gehabt. Auf jener Seite die Scharen Miyimbis gegen etwa 15 Wei, auf dieser die des Difang gegen den Rest, ich selbst in dem Lianengewirr hängend oder stromabwärts treibend, wirklich keine üble Idee.

Endlich um ½6 Uhr traf die Nachricht ein, wir sollten ins Dorf kommen. Eine besondere Gefahr, dies zu thun, lag nicht vor, überdies befanden sich unter den gefangenen Weibern Difangs drei Töchter des Miyimbi. Aber es dunkelte schon, als wir das sehr große Häuptlingsgehöft, das wohl für etwa 200 bis 300 Personen Platz hatte, betraten. Der eigentliche Hof, um den die Wohnungen und Hallen Miyimbis herum lagen, war ein großes Rechteck von etwa 1500 Quadratmeter Fläche. Allenthalben hatten die Eingeborenen Fackeln angezündet und standen in neugierigen Gruppen umher, unserm Einzuge zusehend.

Auf dem weitläuftigen Platze herrschte nun bald ein reges Leben. Ich bezog die geräumige Versammlungshalle auf der Schmalseite des Hofes, von wo ich einen Ueberblick über das Ganze hatte. Die Kriegsgefangenen wurden unter starker Bedeckung in einer der ersten Hütten zur rechten Hand untergebracht. Miyimbi selbst erschien nur auf einen Augenblick, um mir die Hand zu geben und sah sich dabei scheu nach dem Hause um, worin die Weiber saßen; Ziegen und Bananen folgten alsbald. Beim Weggange Miyimbis erhoben seine Töchter ein lautes Jammergeschrei, das ich schließlich, als alle Bemühungen der Wachen zur Beruhigung der Weiber vergebens waren, persönlich zum Schweigen bringen mußte. Die Eingeborenen benahmen sich sonst ordentlich und schleppten Wasser sowie Feuerholz heran; auch sah man einige wenige Frauen. Die Nacht verging unter aufmerksamer, gegenseitiger Bewachung.

Früh am anderen Morgen ließ ich Miyimbi zum Palaver rufen, und zwar hielt ich dieses möglichst fern von seinen Töchtern auf der entgegengesetzten Seite des ausgedehnten Hofes ab. Während ich mich langsamen Schrittes dorthin begab, führten meine Wei die Weiber gerade zur „Morgentoilette“, welchem Vorgange die zahlreich erschienenen und theilweise bewaffneten Eingeborenen stumm und staunend zusahen.

Miyimbi war eine ebenso dunkle Gestalt, wie Difang, nur höher gewachsen und mit einem nicht ganz so gemeinen Gesicht begnadigt. Ich reichte ihm die Hand und setzte mich vor ihm, der ein halbes Dutzend älterer Leute, sowie drei riesenhafte Bayongsklaven bei sich hatte, nieder. Ich ließ ihm nun folgendes sagen: Als Freund der Schwarzen sei ich ins Land gekommen, um alle Häuptlinge zu besuchen, Freundschaft mit ihnen zu schließen und sie zu beschenken. Der erste Häuptling in Banyang, Difang, sei ein Verräther gewesen. Er habe meinen Worten nicht glauben wollen und nunmehr seien alle seine Dörfer verbrannt; außerdem habe er seine jungen Weiber und jungen Söhne — wir hatten deren ebenfalls zwei — verloren. Da ich aber nur den bösen Difang bestrafen wolle, so hätten wir schon Fo Tabe und die anderen darauf folgenden Banyangdorfschaften geschont. Auch ihm, Miyimbi, würde ich kein Leid zufügen, wenn er mir sicheren Durchgang durch das Land der Banyang gewährleisten wolle. Einen Kampf mit sämmtlichen Banyangs würden wir keineswegs fürchten. Schwer aber könnte ich gerade ihn bestrafen, denn seine drei Töchter befänden sich in meiner Gewalt und Verrath seinerseits, so war meine natürlich nicht ernst gemeinte, aber vollkommen den Anschauungen der Neger entsprechende Drohung, würde den Tod aller Gefangenen bedeuten. Man habe uns ferner wegen unserer kleinen Gewehre verspottet, hier sei der Beweis, daß diese stärker seien, wie die der Banyang. Bei diesen Worten ließ ich ihm ein Banyanggewehr zu seinen Füßen legen, dessen Lauf eine Mauserkugel durchbohrt und den dahinter stehenden Mann getödtet hatte.

Auch die uns begleitenden Bayongsklaven Fo Tabes verfehlten nicht, über die geradezu ungeheure Wirkung unserer kleinen Karabiner zu berichten.

Lange Zeit sah mich der Häuptling stumm an. Dann erhob er sich und mit dem Bemerken, er müsse erst mit seinen Leuten Raths pflegen, ging er sammt seinem Gefolge von dannen, nicht ohne einen bänglichen Blick auf seine eben von der „Brunnenpromenade" zurückkehrenden Töchter zu werfen. Nach etwa zehn Minuten erschien er wieder. Er versprach auf alles einzugehen, auch Führer zu stellen, er bäte dafür nur um seine drei Töchter, für die er gerne so viel Elfenbein zahlen wolle, wie ich wünsche. Dagegen erklärte ich ihm kurz und bündig, seine drei Töchter würde er erst wieder erhalten, wenn wir das Grasland ungefährdet erreicht hätten; dann sollten sämmtliche Gefangene zurückgeschickt werden. Falls er aber, wie Difang, auf Verrath sinne, würde er niemals seine Kinder wiedersehen. Seinen guten Willen aber wolle ich darin erkennen, wenn ich sofort die Führer erhalte. Und so geschah es. Die drei vorhin erwähnten Bayongsklaven übernahmen die Führung; die beiden von Fo Tabe blieben reich beschenkt zurück. Auch Miyimbi erhielt ein gutes Gastgeschenk, und ich beruhigte ihn nochmals wegen der Zukunft seiner Kinder, womit er sich denn endlich auch unter verlegenem Lächeln anscheinend zufrieden gab.

Es war ausgemacht worden, daß uns die drei Führer, die sofort in die Mitte genommen wurden, auf dem nächsten Wege nach Sābi, dem letzten großen Banyangdorfe etwa 30 Kilometer nördlich von Miyimbi, geleiten sollten; um 10 Uhr brachen wir auf.

Nachdem wir einen großen, etwa eine halbe Stunde von Miyimbi westwärts strömenden Bach, Fū, durchwatet hatten, nahm der Weg eine östliche, ja mit der Zeit eine südöstliche Richtung, so daß ich im höchsten Grade mißtrauisch wurde. Um 2 Uhr 30 Minuten erreichten wir ein Dorf mit Namen N'Gáng.

Die unterwegs angetroffenen Ortschaften waren alle von ihren Bewohnern verlassen gewesen.

In N'Gang erklärte ich unter keinen Umständen in der bis dahin verfolgten Richtung weiter gehen zu wollen. Die Führer behaupteten, daß am anderen Tage der Weg eine zur heutigen fast rechtwinklige Wendung nehmen würde, wobei sie mir eine Richtung bezeichneten, die mit der des Kompasses ungefähr stimmte. Sie hätten uns diesen Weg geführt, weil auf dem anderen, obschon näheren, keine Dörfer zur Beschaffung von Nahrungsmitteln vorhanden seien; wie sich später herausstellte, war das Wahrheit. Genug, wir waren und blieben in N'Gang, einem ziemlich gut bevölkerten Gebiet, dessen ebenfalls geflohene Eingeborene auch bald zurückkehrten. Die Bayongmänner ließen Lebensmittel heranschleppen, auch eine Ziege erschien, wogegen ich reichlich Tabak austheilte.

Wir saßen gerade einträchtiglich beisammen und kauften von den immer zahlreicher aus dem Dickicht auftauchenden unbewaffneten Eingeborenen Lebensmittel, als plötzlich in der Ferne einige dumpfe Schüsse gehört wurden. Anscheinend waren sie in einem einsamen Weiler gefallen, bei dem wir etwa $^3/_4$ Stunden vorher einen größeren Bach überschritten hatten. Ich sprang sofort auf, da ich wußte, daß der Nachtrab der in dieser Hinsicht unverbesserlichen Lagosleute noch nicht da war. Doch blieben die Banyangleute ruhig beim Handeln und meinten, irgend welche Eingeborene feuerten Gewehre wegen eines Todesfalles in jenem Orte ab. Nichtsdestoweniger schickte ich einen der N'Gangmänner mit einem Bayongsklaven unter Vorantragen der Flagge den Nachzüglern entgegen, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen. Denn in solchen Zeitläuften, wo alles gegenseitig in erhöhtem Maße auf dem Qui vive steht, können solche an sich harmlose Schüsse doch leicht unangenehme Verwickelungen zur Folge haben.

Kaum waren die Leute aus dem Dorfe heraus, als ich auch schon in der Ferne den scharfen Knall eines Karabiners vernahm. Nun faßten wir Alle nach den Waffen, indeß die Eingeborenen

Hals über Kopf davon rannten, wobei ein Lagosmann einem gerade neben mir Stehenden auf drei Schritte die Schrotladung seiner Flinte, ehe ich's verhindern konnte, ins Herz jagte.

Bald kamen dann auch die Leute des Nachtrabes angelaufen. In der That waren sie überfallen worden und zwar in dem vorhin erwähnten Dorfe am Bache, wo die 30 Mann, entgegen meinem ausdrücklichen Befehle, Halt gemacht hatten. Sie waren ruhig dagesessen, als plötzlich hinter einem Hause ein Banyang hervorgesprungen sei und einem gerade Wasser trinkenden Lagosmann mit einem einzigen Schlage seines breiten Buschhauers die Gurgel durchschnitten und den Kopf abgeschlagen habe. Im Augenblick seien an 200 Banyang von allen Seiten herbeigestürzt und sie, der Nachtrab, hätten sich mit Verlust aller Lasten und dem Todten, welcher die Expeditionsdrehorgel trug, zurückziehen müssen. Ehe ich es anordnen konnte, waren schon meine Schwarzen über die drei die Meldung mit offenem Munde anhörenden, sichtlich erstaunten Leute Miyimbis hergefallen und hatten diese, die natürlich ihre Unschuld betheuerten, entwaffnet und mit Stricken festgebunden. Nur mit Mühe rettete ich ihr Leben vor der Wuth der Lagosleute, ebenso wie das eines kleinen Bübchens von etwa zwei Jahren, das wir verlassen in einem Hause vorfanden und das in einem der gefangenen Weiber bis auf weiteres eine Pflegerin erhielt.

Da die Oertlichkeit gut, Wasser nahe, Lebensmittel reichlich und Munition, wofern man sparsam damit umging, ausreichend vorhanden war, beschloß ich hier länger zu bleiben, das Dorf zur Vertheidigung einzurichten und mich auf den Buschkrieg zu legen. Denn es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß Difang trotz des angedrohten Schicksals der Geiseln uns gefolgt war, um nach echter Negerart einen Augenblickserfolg zu erlangen, und daß er das ganze Land auf diese Weise zwingen würde, gegen uns zu fechten. Das besagte dann aber an 1500 waffenfähige Männer, wenig gerechnet, die gegen uns im Felde lagen. Der Gedanke

eines Versuchs, sich mit starkem Vor- und Nachtrab nach Sabi durchzuschlagen, lag nahe. Aber man hätte, um die Leute gefechtsbereit zu machen, einen großen Theil der Lasten fortwerfen oder vernichten müssen, und doch bedurften wir der Tauschartikel, um später für die starke Expedition Lebensmittel zu kaufen. Mit einer so bepackten Karawane, deren Leute nebenbei keine Soldaten waren, — denn wir reisten in Westafrika ohne solche — sich durch ein im Aufstand befindliches Land durchschlagen zu wollen, war ein sehr gewagtes Unternehmen. Da schien es doch rathsamer, die augenblickliche günstige Stellung nach Kräften auszunützen und soviel wie möglich angreifend vorzugehen. Auch meine Leute waren mit diesem Plan durchaus einverstanden, ja sie freuten sich sogar, einmal als Krieger und nicht als Lastträger den hinterlistigen Spitzbuben eine gehörige, wohlverdiente Lehre ertheilen zu können. Noch am Abend brannten wir die nächsten Gehöfte nieder und hieben auch hier die Bananenhaine um, damit wir für den Fall eines Angriffes ein größeres Schußfeld hatten.

Am nächsten Morgen früh schickte ich Trupps von 30 Mann „gemischter Waffengattung", d. h. 20 Vorderlader und 10 Karabiner, unter Führung eines Aufsehers nach verschiedenen Richtungen ab. Allenthalben wurden die lauernden Eingeborenen angetroffen und zurückgeworfen; ich selbst hatte Mittags einen Angriff mit dem Rest der Besatzung, 40 Mann, abzuschlagen. Es wurde viel Vieh nebst anderen Nahrungsmitteln erbeutet, so daß durch diese Erfolge der Muth meiner Leute ganz erheblich zu steigen begann. Selbst über die sonst nicht übermäßig muthigen Weileute war ein wahrhaft kampfesfroher Geist gekommen; sie standen am meisten im Gefecht und brachten in Gestalt von erbeuteten Waffen, Ziegen, Hühnern u. s. w. zahlreiche Beläge ihrer erfolgreichen Thätigkeit herangeschleppt. Eine Haupttugend bewiesen übrigens alle ohne Ausnahme in diesen kriegerischen Tagen: nämlich eine große Enthaltsamkeit im Schießen, die ihnen allerdings vorher auch bei jeder Gelegenheit gepredigt worden war.

Ich selbst hatte während der 7 Tage einen schweren Stand. Tagsüber mußte ich auf der Lauer stehen, um etwaigen Meldungen entsprechend nach dieser oder jener Seite hin Verstärkung zu schicken. Dann kamen Verwundete an, es waren im ganzen 17 Mann, die verbunden sein wollten. Selbst des Nachts herrschte keine Ruhe, da die Wachen alle Augenblick nachgesehen werden mußten, da besonders die Lagosleute beim Nachtdienst eine unentschuldbare Nachlässigkeit zeigten. Denn entgegen aller Lehre über afrikanische Kriegsführung griffen die Banyang einmal sogar während einer Nacht ganz unvermuthet die Posten an, zogen sich allerdings auch ebensoschnell wieder in das Dunkel der das Dorf N'Gang dicht umgebenden Wälder zurück.

Am dritten Tage in der Frühe schickte ich Bai Tabe mit 20 Wei- und 50 Lagosleuten sowie zwei gefangenen Bayongleuten nach deren Angaben nordnordostwärts auf den Weg nach Sabi. Um 3 Uhr brachte Bai Tabe die Meldung, daß der Weg gut und auch bei Nacht gangbar sei. Die Bayongleute gaben uns ferner die Auskunft, daß man von Sabi in einem Tag das Grasland erreichen könne. Sie versprachen, uns sicher zu führen, wünschten aber, daß ich mit ihnen Blut mische, damit sie meinem Versprechen, ihnen im Falle guter Führung kein Leids zuzufügen, Glauben schenken könnten, sonst litten sie zu viel unter der Ungewißheit ihrer Zukunft. Ich willfahrte ihren fortwährenden Bitten mit dem Hinzufügen, daß im Falle sie Verrath übten, ihnen der Tod gewiß sei.

Die Banyang hatten bei dem Ueberfall den Lagosleuten 25 Lasten abgenommen, worunter sich neben meinen Kleidern, Stiefeln, Kakao, Thee, Zucker und vielen Tauschwaaren leider auch zwei Kisten mit grobem Schrot für die Vorderlader der Lagosleute befanden. Um nun dieser empfindlichen Geschoßnoth abzuhelfen, mußten die aus starkem Messingdraht gewundenen Ringe der gefangenen Weiber herhalten, die sie als Schmuck um Arme und Beine trugen. Wir zogen ihnen die Reifen sehr ungalanterweise von den Gliedern und ließen sie dann durch den Zimmermann auf

einer als Ambos dienenden Axt mit einem Meißel in rehpostendicke Stücke zerschlagen. In solcher Gestalt flogen sie als todtbringende Grüße ihren Vätern, Männern und Brüdern wieder entgegen, die wohl Angesichts dieses unerwarteten und verhängnißvollen Gebrauches von ihrer einstigen Freigebigkeit solche bitter bereuen mochten. Sonst befanden sich die Gefangenen, namentlich da es an Essen und sonstigen Aufmerksamkeiten seitens der Weijungen nicht fehlte, sehr wohl. Die Lagosleute durften sich nicht mit der Pflege des weiblichen Geschlechts beschäftigen, weil sie thatsächlich sich viel ungeschickter und unzuverlässiger wie die Weijungen gebärdeten.

So waren wir vom Nachmittag des 3. Januar bis zum 9. Januar in N'Gang, dem Hauptort des vierten mächtigen Banyangstammes, den Bahuáng, thätig und fügten dem Feinde starke Verluste bei. Die Gefallenen wurden später von ihnen selber auf 70 angegeben, während etwa 25 Weiler im Umkreise von 10 Kilometer dem Erdboden gleichgemacht waren. Viele merkwürdige, für die Völkerkunde werthvolle Gegenstände, darunter große Trommeln mit Menschenschädeln behangen, die beim Trommeln mit den Kinnladen klapperten, mußten vernichtet werden, da deren Mitschleppen zu meinem größten Kummer nicht angängig war.

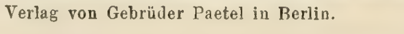
Ein längeres Verweilen in dem Dorfe N'Gang schien nach Verlauf von sieben Tagen aus verschiedenen Gründen nicht mehr angebracht. N'Gang lag inmitten eines dichten Urwaldes, der auf allen Seiten sehr nahe an den Ort, eine noch ziemlich neue Ansiedelung, herantrat. Infolgedessen erreichte es höchst selten ein erfrischender Windstoß, und doch wäre dieses sehr nothwendig gewesen, da die Küchenabfälle und Auswurfstoffe von über 200 Menschen in nächster Nähe des Dorfes sich anhäuften und der Leichengeruch der in der Nachbarschaft gefallenen und unbeerdigt im Walde liegenden Banyang die Luft verpestete. Wir verloren hier übrigens, abgesehen von dem bei dem ersten Ueberfall getödteten, nur noch einen Mann. Dieser starb in-





Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Meisenbach Riffarth & Co.. Berlin.



Neger und Negerin aus dem Waldlande.

folge von Angst. Das tägliche Schießen versetzte ihn in eine solche Aufregung, daß er nichts mehr essen konnte. So fanden wir ihn eines Morgens todt auf seinem Lager; es war ein Lagosmann.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesem Mann bildete Dolmetscher Muyenga, oder wie er bei dem Versuche, seinen Titel deutsch auszusprechen, für Dolmetscher sagte: Dondometa Muyenga. Er befand sich immer auf dem Kriegspfade, aber stets mit Fetischen und Amuletten aller Art behangen, obschon er sich gern als Christ ausgab. Als ich ihn deshalb aufzog, wie er als Christ trotzdem mit Zauber- und Kriegsfetischen sich abgeben könne, meinte er: Massa, them palaver be big too much! If God live for true, who man sabe plopper? medicine live for true! If God live, he must look out for white man, so he no get time for black man. If he fit help me, all right, medicine no use, if he no fit, medicin live!

Massa, das Kriegspalaver ist zu groß! Ob Gott wirklich lebt, wer kann's wissen? Zauber aber lebt wahrhaftig! Wenn Gott lebt, muß er für den weißen Mann aufpassen, er hat keine Zeit für den Schwarzen; kann er mir trotzdem helfen, gut, brauche ich keinen Zauber; kann er aber nicht, dann lebt der Zauber!

Allerdings war das „Kriegspalaver" groß genug. Zweifellos waren wir von der gesammten Streitmacht der Banyang umgeben, denn unsere Abtheilungen, deren oft vier, fünf gleichzeitig unterwegs waren, trafen mitunter auf allen Punkten Trupps von 150—200 Bewaffneten. Es kam somit darauf an, den Abmarsch nach Sabi zu verheimlichen, um einen Vorsprung zu gewinnen und dort überraschend zu erscheinen; ich entschied mich daher für einen Nachtmarsch.

Der Aufbruch wurde auf den Abend des 9. Januar festgesetzt, die Lasten schon morgens umgepackt und vertheilt, sowie Patronen ausgegeben. Die Weijungen erhielten, als die zuverlässigeren Träger, die werthvollsten Lasten. Morgens früh schickte ich noch einmal eine starke Abtheilung nach der Gegend

hin, wo Tags zuvor ein starkes Scharmützel stattgefunden hatte und drei Wei ziemlich stark angeschossen worden waren. Es wurden aber nur Leichen der Banyang aufgefunden, vom Feinde, welcher die Gegend verlassen hatte, dagegen nichts verspürt. Um vier Uhr sandte ich den Vortrupp unter dem Aufseher Bai Tabe in der Stärke von 15 Mann mit einem gefangenen Bayongsklaven als Führer auf der Straße nach Sabi voraus.

Wie das bisher immer geschehen war, wurden um das ganze Dorf einige Scheiterhaufen von dürren Aesten und trockenen Baumstämmen, davon es eine Menge hier gab, wie große Wachtfeuer angehäuft, um beim Aufbruch des Nachtrupps angezündet zu werden. Auf diese Weise sollte bei den rings um uns liegenden feindlichen Kundschaftern, deren Anwesenheit mitunter aufgeschreckte, schreiende Vögel oder dünne, aus den Wäldern aufsteigende Rauchsäulen verriethen, die Vorstellung erweckt werden, wir seien noch da. Nicht wenig Bedeutung legte ich für diesen Zweck auch einem beständig auf dem Dachfirste unseres jetzigen Kastelles umherstolzirenden Hahne bei, der, augenscheinlich von der allgemeinen Aufregung angesteckt, Tag und Nacht mit schallender Stimme gekräht hatte. Sein uns für diesen Zweck so nutzbares Leben rettete ich aus den Händen eines Weijungen, der sich nicht entschließen konnte, den leckeren Braten unangetastet zurück zu lassen. Ferner mußte aus demselben Grunde, und weil es überdies die einzige Möglichkeit war, wie dessen Angehörige wieder baldigst in seinen Besitz gelangen konnten, das oben erwähnte Kind, auf einem weichen Bananenlager gebettet, zurückbleiben, da durch sein beständiges, durchdringendes Geschrei zu leicht die Aufmerksamkeit der Feinde auf uns gezogen werden konnte; das Kind wurde denn auch glücklich 24 Stunden nach unserem Abmarsche, wie wir später hörten, von den Banyang unversehrt aufgefunden. Nachdem dieses alles durchgesprochen und gehörig vorbereitet war, folgte eine halbe Stunde später die Hauptmacht dem Vortrupp, der, wie dieses auf allen Märschen zu geschehen pflegt, etwaige von dem ein=

geschlagenen Wege abführende Seitenpfade durch große, quer über den Weg gelegte Zweige abzusperren hatte. Eine Besatzung von 10 Mann blieb als Nachhut zurück, die eine Stunde nach unserm Abmarsch — um $^1/_2$6 Uhr — die Wachtfeuer anzünden und dann nachkommen sollte.

Niemand hätte es ahnen können, daß über 200 Menschen durch die Stille des Urwaldes dahinzogen, lautlos, dicht aufeinander geschlossen, die geladenen Gewehre im Arme, aufmerksam nach allen Seiten hinhorchend. Obschon der Pfad selbst sehr gut war, durch seine augenscheinlich häufige Begangenheit sich als eine Hauptstraße und vermöge seiner Richtung jedenfalls als die Hauptstraße nach Sabi kenntlich machte, war doch der Urwald zu beiden Seiten ungemein dicht verwachsen. Nicht allein, daß jetzt schon — 5 Uhr Nachmittags — eine Dunkelheit herrschte, die kaum den Kompaß abzulesen gestattete, war auch das Lianengewirr und das Unterholz so stark, daß Seitendeckung unmöglich ausgeschickt werden, aber auch Feinde uns nicht wohl seitlich beschleichen konnten, ohne daß wir es rechtzeitig gehört hätten. Im übrigen lautete die Anweisung für den Fall eines Angriffes auf dem Marsche: sofort Lasten auf den Boden, die erste Hälfte — man marschirt immer im Gänsemarsch — rechts um, die zweite links um, mit angelegten Gewehren hinter den Lasten nieder! Die Platzeintheilung der Aufseher war dabei derartig, daß dieses auf früheren Märschen oft unterwegs geübte Manöver voraussichtlich, wenn die Leute nicht vollständig den Kopf verloren, gelingen mußte. Damit war aber dann auch die Möglichkeit gegeben, unsererseits zum Angriff geschlossen vorzugehen.

Die anfänglich sehr rasche Bewegung der Karawane verlangsamte sich allmählich, da die Dunkelheit zunahm, das erste Viertel des Mondes aber nur höchst selten einen verstohlenen Strahl auf den Weg fallen ließ. Mehrere nach Westen fließende, nur knietiefe Bäche wurden überschritten. Der Nachtrupp, ohne freilich die anbefohlene Stunde genau innegehalten zu haben,

erreichte uns bald fliegenden Fußes. No man live for back! Niemand lebt für hinten! d. h. Alle sind da! hieß die Meldung. Um das in der Dunkelheit immer schwieriger werdende Marschiren zu erleichtern, ließ ich bei vollkommenster Windstille ein halbes Dutzend Kerzen unter die nunmehr vollständig versammelten Leute in entsprechenden Abständen vertheilen. So ging es bei Kerzenlicht durch die sich nun um so dunkler ausnehmende, pechschwarze Nacht und das desto geheimnißvollere Schweigen der Wildniß dahin, bis um 9 Uhr Halt gemacht wurde. Jeder legte sich hin, wo er stand; Feuer durften nicht angezündet werden, doch hatten Alle genügend kalten Mundvorrath, namentlich Fleisch und gerösteten Pisang, mit sich. Die Wache hielt ich selbst mit einigen Wei.

Mit Tagesgrauen zogen wir weiter in nordnordöstlicher Richtung bis gegen ½10 Uhr, wo wir vor den ersten Pflanzungen Sabis Halt machten. Unterwegs hatten sich die Führer einmal in einer großen, mit hohem Schilf bestandenen Waldlichtung gründlich verlaufen, so daß die an Verrath denkenden Träger sie schon mit mordlustigen Augen ansahen; aber zu ihrem Glück fanden die Bayong sich bald wieder zurecht. Einige in dieser Abgeschiedenheit lebende Elefanten störten wir bei ihrem Morgenimbiß, und einer brach, während ich den Kompaß besah, so plötzlich aus dem Dickicht auf mich los, daß ich dem Lagosmann, der seine bis zum Bersten vollgeladene Flinte dicht neben meinem Ohr auf ihn abschoß und damit eine sofortige Kursänderung des Thieres veranlaßte, noch dankbar sein mußte; freilich war ich in den nächsten Tagen auf diesem Ohr halb taub, und der Schuß an sich keineswegs erwünscht, da er sehr leicht etwaigen Spähern unsere Anwesenheit verrathen konnte. Vor Sabi ließ ich nach Ausstellung einiger Posten die Leute sich rechts und links vom Wege im Dickicht lagern.

Wenngleich ich annehmen mußte, daß auch die Leute von Sabi gegen uns im Felde standen, wollte ich immerhin erst den Versuch machen, mit ihnen gütlich auseinander zu kommen.

Aber wie? Zwei oder drei meiner Leute ins Dorf zu schicken, war bei der falschen Gesinnung und Handlungsweise der Banyang sehr gewagt. Es waren aber noch die drei Sklaven Miyimbis da, und Einen beschloß ich daran zu wenden. Konnte der Mann zur Erreichung eines friedlichen Durchzuges mit Sabi Fühlung herbeiführen, desto besser. War dagegen der Mann, und es war anzunehmen, wortbrüchig, nun, dann hatten wir so wie so Sabis Dorf zu besetzen und das Weitere abzuwarten. So wurde also der am meisten Vertrauen erweckende ausgesucht, ihm die Fesseln abgenommen, seine Aufgabe klargemacht und reichliche Geschenke für Häuptling Sabi mitgegeben. Seine beiden Kameraden baten ihn händeringend, doch um Gotteswillen wieder zurückzukehren, da sie sonst sicher von dem erzürnten Weißen getödtet würden, welche Annahme ich durch einen grimmigen Blick und indem ich gleich zwei Mann mit gezogenen Buschhauern neben sie hinstellte, bestätigte.

In einer geradezu großartigen Pose und mit wichtiger Miene ließ sich darauf der Friedensbote von Bai Tabe einen seiner Zöpfe abschneiden, überreichte ihn mir und bemerkte zu seinen angstzitternden Gefährten gewendet, sie könnten ganz beruhigt sein: „einen Theil von ihm hätte ich bereits“, es müsse demgemäß auch der andere wieder zu mir zurückkommen, eine Erklärung, die selbst auf die beiden Bayongmänner keinen besonders beruhigenden Eindruck machte. Auch mir war der zurückgebliebene Zopf noch kein ganz überzeugender Beweis für die Rückkehr des Besitzers, aber ein Versuch mußte trotzdem schon zur Beruhigung des eigenen Gewissens gemacht werden, und so ließen wir denn unsern Mann „fliegen“.

Uebrigens waren Leute in nächster Nähe, denn kurz vorher hatten die Posten einige Eingeborene beim Pisangschneiden ertappt, die bei dem Anblick der Unsrigen mit Hinterlassung ihrer Früchte die Flucht ergriffen.

Als nach anderthalbstündigem Warten die Taube mit dem ersehnten Oelzweige nicht wieder kam, zogen wir unter dem be-

ständigen Rufen unserer beiden noch übrigen Bayongmänner: „wir kämen als Freunde“, in die ausgedehnten Pflanzungen und Gehöfte Sabis ein. Beim Betreten des Hauptsitzes Sabis, eines großen, über 40 Hütten zählenden Anwesens, fanden wir in dem die Dorfstraße von den Höfen trennenden großen Versammlungshause deutliche Anzeichen, daß auch Sabi mit seiner Macht vor N'Gang sein mußte. Denn zahlreiche Blutlachen, einige schon 4 Tage alt, andere ganz frisch, bewiesen, daß man Verwundete den weiten Weg hierher gebracht hatte. Als sich bis 1 Uhr nichts in der weiten, aus zahlreichen Höfen und Pflanzungen bestehenden Lichtung regte, mußte man sich schließlich auf alles gefaßt machen. Sicher war sicher, und so wurden auch hier die Lebensmittel genommen, wo man sie fand, einige Meter Zeug aber als Bezahlung dafür im Versammlungshause niedergelegt.

Mit gehörig gefüllten Mägen zogen wir um $^{1}/_{2}$3 Uhr, im übrigen alles unberührt lassend, weiter. Zwar behaupteten die Bayongführer, der eigentliche Weg führe im Ostnordostbogen ins Land der Babĕ́, die nur einen Tag weit wohnen sollten. Obschon ihre Aussage der Wahrheit entsprach, traute ich ihnen doch nicht und ging bei nordnordöstlicher Kompaßrichtung auf eine vor uns liegende Berghöhe zu. Unfern Sabi wurde ein großer, nach Westen fließender Bach überschritten, alsdann wanden wir uns durch Schilf in den Wald hinein. Eine beim Nachtrupp am Bach abgeschossene Flinte — ein Lagosmann suchte sich auf diese Weise einige der hier zahlreichen Fische zu verschaffen — rief anfänglich große Aufregung hervor. Nach einstündiger Wanderung auf Elefantenpfaden hörten wir zur Rechten in der Ferne ein Stimmengesumme, sicher der Platz, wo die Sabileute ihre Weiber und Kinder geborgen hatten. Um einen unliebsamen Zusammenstoß zu vermeiden, bogen wir etwas nach Norden ab und überstiegen auf ungebahnten Wegen unter großen Anstrengungen einen etwa 150 Meter hohen Bergrücken. Die andere noch steilere Seite mit vermehrten Beschwerden hinabturnend, geriethen wir in eine sumpfige Niederung.

„Selbstverständlich mußte ich immer mit dem Kompaß voran sein, um auf den Weg zu achten. Plötzlich riß mich, es war schon stark dämmerig im Walde, mein wackerer Bai Tabe zurück, und dicht vor mir stand ein gewaltiger Elefant. Eine Waffe hatte ich nicht in den Händen, und Bai Tabe, der meine Büchse am Riemen trug, legte die seinige schleunigst an die Wange, um auf den anscheinend in tiefsinnigen Betrachtungen versunken dastehenden Feuer zu geben. Ein Schuß aber konnte auch hier wieder bei dem Echo der Wälder unsere Anwesenheit verrathen und behutsam das Gewehr Bai Tabes hinunterdrückend, um es nicht durch eine zu starke Erschütterung zum Losgehen zu bringen, hielt ich kaum 15 Schritt bewegungslos dem Kolosse gegenüber, bereit, im Falle eines Angriffes seinerseits auf ihn zu feuern. Zum Glück sahen die nachfolgenden Träger die Gefahr rechtzeitig und machten in aller Stille Halt. So standen wir wohl eine Minute und mehr einander gegenüber, uns gegenseitig betrachtend. Der Elefant klappte die Ohren auf und nieder und wiegte sich auf den Beinen hin und her, zuweilen sich mit dem Rüssel juckend. Schon fing mir die Sache an bedenklich zu werden, als er sich plötzlich ruhig umdrehte und, wenn auch vielleicht nicht ganz den Gesetzen des Anstandes gemäß, so doch zu unserer eigenen Erleichterung, sich selbst erleichterte und von dannen trollte. Um 5½ Uhr schlug ich das Lager auf und zwar in einer niedrigen Mulde, so daß bei Anbruch der Dunkelheit kleine Feuer angezündet werden konnten, ohne daß deren aufsteigende Rauchsäulen unseren Aufenthalt verrathen hätten.

An diesem Tage hatte ich übrigens wieder gründlich Gelegenheit gehabt, die ganz unbegreifliche Sorglosigkeit und Nachlässigkeit der Schwarzen zu bewundern oder vielmehr mich darüber zu ärgern. Kurz vor dem Aufbruch von Sabi kam der Oberaufseher der Lagosleute, der schon mehrfach erwähnte Dolmetscher Flegels, Benedict, zu mir und meldete ganz lakonisch: „Massa, four men lost for bush!“ Vier Mann im Busch ver-

loren! Vier Mann und wo? Gestern beim Nachtmarsch, nachdem die Kerzen angezündet waren! Bei 200 Menschen konnte ich natürlich nicht in der Dunkelheit wissen, ob alle da waren, namentlich da Abends noch die Meldung gelautet hatte, daß alle „lebten". Wie es aber möglich war, daß vier Mann mitten aus einer geschlossen marschirenden Karawane verloren gehen konnten, wie es ferner zu verstehen war, daß der Aufseher das nicht am Abend schon wußte, daß er es erst volle 18 Stunden später meldete, das gehört eben zu den vielen Unbegreiflichkeiten des Negercharakters. Wegen dieser vier Leute, von denen Gott allein nur wußte, wo sie steckten, und die, um uns zu finden, nur unserem Pfad zu folgen brauchten, konnte ich nicht umkehren und das Leben vieler aufs Spiel setzen. Ihr Schicksal war, da sie uns nicht mehr trafen, besiegelt, und drei von ihnen wurden auch in der That von den Banyang getödtet, während ich den vierten später noch loskaufte. Immerhin verdarb dieser Vorfall gar sehr meine Laune. Ich berief die Aufseher zusammen und machte sie für jeden einzelnen ihnen anvertrauten Mann verantwortlich. Dabei führte ich unter ihrer lebhaften Zustimmung aus, daß, wenn ihre Leute meine, durch sie, die Aufseher ihnen aufgetragenen Befehle befolgten, keiner verloren gehen oder umkommen könne. Nur deshalb wäre bei N'Gang der Lagosmann getödtet worden, weil er nicht im Zuge geblieben sei, nur deshalb wären die vier Unglücklichen verloren gegangen, — es befand sich sogar ein sonst schneidiger Aufseher dabei — weil sie ebenfalls meinem Befehl, geschlossen zu marschiren, nicht gehorcht hätten. Nicht die Weißen brächten die Schwarzen im Busch um, sondern die Schwarzen sich selbst. Aus solchen Vorfällen, deren Nutzanwendung den Leuten nicht oft genug zu Gemüthe geführt werden kann, muß der Führer für sein Ansehen und seine Unfehlbarkeit Kapital schlagen.

Die Nacht verlief ungestört, nur daß es in Strömen goß; doch ich wachte in meiner wasserdichten Hängematte, die auf diese Weise einen glänzenden Beweis von der Güte ihres

Fabrikats lieferte, erst auf, als das Wasser wie in einer kleinen Badewanne mir bis über dem Bauch stand. So fest hatte ich nach all den großen Anstrengungen und schlaflosen Nächten der letzten Zeit unter freiem Himmel geschlafen.

Wir waren wieder früh auf den Beinen. Abermals wurde ein großer nach Südwest fließender Bach überschritten und sumpfiges Gelände durchwatet; so ging es Berg auf Berg ab, immer dem Kompaß nach und in nordnordöstlicher Richtung mit gelegentlichen Ausbiegungen nach Norden, der richtige Buschmarsch und für die bepackten Träger beim Fehlen von Weg und Steg eine äußerst schwere Anstrengung. Dichte Nebel verhinderten jeden weiteren Ausblick, der doch so nöthig gewesen wäre, und der die Nacht vorher gefallene Regen hatte dazu beigetragen, durch allenthalben emporwallende Wasserdämpfe die Gegend erst recht zu verschleiern.

Thiere sahen wir selten. Ein großer einzelner Affe saß auf einem Baume und dankte sein Leben nur unserer Furcht, durch einen Schuß Feinde herbeizulocken. Der Marsch durch ein felsiges, ungemein romantisches Flußthal, das wir aufwärts stiegen, schwebt mir von diesem Tage noch lebhaft in Erinnerung. Frische Feuerstellen sowie Fußspuren im Sande ließen darauf schließen, daß erst am Morgen Eingeborene augenscheinlich zum Fischfange dagewesen waren, denn an einer Stelle war ein das Wasser absperrender Steindamm errichtet. Später trafen wir einen nach Osten führenden Waldweg. Wir verließen diesen bald, um wieder zu steigen und rasteten um 11 Uhr 15 Minuten, schon ziemlich ermüdet, auf einer Höhe in lichtem Urwalde, wo zahlreiche kleine Quellen aus dem Boden hervorsprudelten.

Wir waren eben aufgebrochen, als unten im Thalgrunde Kriegslärm erscholl. Sofort stürzte unter Bai Tabe eine Abtheilung der Wei hinunter, während ich für den Fall eines größeren Angriffes die Expedition nordostwärts eine halbe Stunde weiter auf einen von Südosten nach Nordwesten laufenden Höhenzug führte, wo ich eine vorzügliche Stellung mit Wasser

auffand. Eine Stunde später kam Bai Tabe. Die Eingeborenen hatten angeblich mit Verlust von „viel Blut“ und einem Gewehr, welches er zu meinen Füßen legte, die Flucht ergriffen.

Von dem Höhenzuge, über dessen Kamm wir gingen, stellte ich an einer durch das dichte Laub der Bäume einen Durchblick gestattenden Stelle fest, daß zu unseren Füßen sich ein von Südosten nach Nordwesten ziehendes, tief eingeschnittenes Thal befand. Auf der gegenüber liegenden Seite waren die Berge sehr viel höher und anscheinend nur mit Oelpalmen bewachsen; unter uns im Thale hörten wir einen Wildbach rauschen. Nach Ostnordosten peilte ich einen hohen zuckerhutartigen Berg, den wir beim weitern Vormarsch zur Rechten lassen mußten. Unser Versuch, die Wände der an hundert Meter steil abfallenden Schlucht hinab zu steigen, schlug fehl. Nach einem manchmal lebensgefährlichen Rutschen hielten wir nach einer halben Stunde vor einem gähnenden Abgrund, einer Art riesiger Erdspalte, auf deren Boden wir einen großen Wildbach dahin schäumen sahen, derselbe, dessen Tosen wir bereits oben vernommen hatten. Also wieder zurück zur alten Stelle. Hier gelang es unter äußerster Erschöpfung der Träger, einen leidlichen Weg auf dem Rande des Abhangs zu finden, der sich allmählich nach Nordwesten in die Tiefe zog. Wir kamen bei dieser Gelegenheit an eine neue, lichte Stelle. Durch sie hindurch gewahrten wir vor uns auf der gegenüber liegenden Seite des Thales hinter dem ersten Höhenzuge, der schon früher sichtbar gewesen und vollständig mit Oelpalmen bewachsen war, einen 600 Meter höheren zweiten, dessen obere Ränder gerade von der untergehenden Sonne beschienen wurden und sich in hellen bräunlichen Tönen deutlich von dem Dunkel der unteren Partieen abhoben.

Scharf schaute ich mit meinem Glase hin. Zeigte der bräunliche Ton Felsen an oder war dort oben dürres Gras? Weder ich mit dem Glas noch die Augen meiner Leute konnten etwas Genaueres ausmachen. Aber mir schlug das Herz gewaltig, als der Dolmetscher Muvenga mit den Worten: „Look Massa, my

country, grass live for topside!“ — Sieh, Massa, mein Land, dort oben lebt Gras! — die Zweifel löste. Auch Miyimbis Sklaven bestätigten die alsbald unter meinen Leuten sich verbreitende frohe Nachricht.

Wie dem auch war, dort, wo die Oelpalmen standen, mußten jedenfalls Menschen sein, und der Hunger trieb uns ihnen, ob Freunde oder Feinde, entgegen. Jene Thalseite war also unser nächstes Ziel. Nach zweistündigem Klettern hatten wir zwar noch nicht den von oben erkundeten Bergbach, wohl aber die Thalsohle erreicht und in einer sumpfigen Niederung, durch die ein kleiner Bach dahinfloß, legten wir uns nieder. Meine armen Burschen, es war schon wieder 6 Uhr, konnten nicht mehr. Nachts strömte wieder ein prasselnder Regen von Mitternacht bis Morgens ununterbrochen hernieder, so daß den Ermatteten wenig Erholung zu Theil wurde.

Vor Kälte klappernd zogen wir anfänglich in nordwestlicher Richtung und gelangten nach einer halben Stunde an den Tags vorher bemerkten Gebirgsbach, der nach Nordwesten strömte. Jedenfalls war dieser ein ansehnlicher Zufluß zum Kalabar, wenn er nicht gar der Kalabar selber war. Denn er hatte in der Trockenzeit wohl dieselbe Wassermasse, wie der Bia in dem Banyanglande, obschon es schien, daß der Bia an der Stelle, wo man ihn bei N'Guti kreuzt, bereits einen weiteren Lauf zurückgelegt hatte. Wir überschritten den Bach auf einem von den Eingeborenen zum Fischfang aufgeführten Steindamme, um dann auf dem rechten Ufer aufwärts zu steigen. Mein Ziel war jener zuckerhutartige Berg, den wir aber wegen der Steilheit und Bewaldung der Thalwand nicht zu Gesicht bekamen. Anfänglich erwies sich der Weg als gut, später aber, als wir in die Palmengegend gelangten, und es nach Nordosten und Osten ging, mußten wir stark ansteigen. Um $^1/_2$9 Uhr waren wir wieder 400 Meter hoch, und eine Stunde später, immer dem nach Osten sich ziehenden Pfade folgend, fanden wir zwei auf einem freien Platz stehende Hütten.

Die Bauart war eine gänzlich andere, wie bei den Banyang; deren Land hatten wir also glücklich hinter uns. Die Häuser, die wir jetzt vor uns sahen, waren kleine, viereckige Lehmkasten mit hohem Pyramidendach. Die Thür war so enge, daß kaum ein Mann hineinschlüpfen konnte. Die Bewohner des Landes sahen wir nicht; doch hörten wir Stimmen in den Bergen, wahrscheinlich von Leuten herrührend, die in den Palmenwäldern arbeiteten. Da indessen nach längerem Warten niemand erschien, zogen wir weiter bergauf. Bald traf ich mit der Vorhut auf drei nackte Weiber, die anfänglich zwar die Flucht ergriffen, sich aber doch bald beruhigen ließen, wennschon sie trotz freundlichen Winkens und dargebotener Geschenke nicht näher kamen. Langsam keuchten wir den steilen Pfad weiter empor, bis wir bei einer Höhe von 600 Metern auf einem freien Platz anlangten. Hier standen durch das allenthalben in den Bergen erschallende Geschrei von unserer Ankunft benachrichtigte Eingeborene in drohender Haltung; wie Miyimbis Sklaven sagten, sollten es Babḗ sein, die bereits zu den Graslandstämmen gehörten.

Es waren untersetzte, sehnige Gestalten und nur mit einem kleinen, handbreiten Zeugstreifen bekleidet. In der Hand hielt jeder ein Bündel Speere, während ein unter dem Arm an schmutzigem Zeugstreifen getragenes handbreites Messer fremdartiger Arbeit ihre Bewaffnung vollendete. Anfänglich schienen sie nicht übel Lust zu haben, von ihren Speeren Gebrauch zu machen, doch trat ich rasch und gänzlich unbewaffnet mit offen entgegengehaltenen Händen auf sie zu, so daß sie zunächst keine Zeit fanden, ihre feindlichen Absichten zur That werden zu lassen. Damit war aber schon viel gewonnen.

Wer weiß, welches Ende das alsbald seinen Anfang nehmende Palaver genommen hätte, da die meisten Träger noch weit hinter uns waren, wenn ich nicht hungrig nach sechsstündigem Klettern mich mitten auf den kleinen Marktplatz hingesetzt, eine von meinem Diener gereichte Sardinenbüchse geöffnet und ihren Inhalt vor den Augen der erstaunten Babe zu verzehren an-

gefangen hätte. Als einige durch solche augenscheinlich sehr friedliche Handlungsweise herbeigelockte Babe zu einigen Sardinenhäuten das Oel aus der leeren Büchse geleckt und schließlich auch noch diese selbst zum Geschenk erhalten hatten, schlossen wir Freundschaft.

Als Gegengabe reichten sie mir Kolanüsse, nach Aussage Muyengas ein Friedenszeichen, wie bei uns etwa die angebotene Cigarre. Außerdem wurde köstlich schmeckender Palmwein in großen Kalebassen herbei gebracht, den die Babe zum Zeichen, daß kein Gift oder sonstiger Zauber darin sei, stets vorkosteten. Auch hier fanden sich Bayongleute, die mit denen Miyimbis schnell die neuesten Nachrichten austauschten. Währenddem tauchte zum Staunen der Babe, deren Zahl ungefähr 30 betragen mochte, langsam ein Träger nach dem andern aus der Tiefe über den Rand des kleinen Marktplatzes empor, bis schließlich alle vollzählig da waren. Dann zogen wir in geschlossenem Zuge, meine neuen Freunde um mich, auf verhältnißmäßig ebenem Wege zum Platze des Häuptlings Fon M'Berĕ́.

Fon M'Beres Dorf, 20 schmutzige verräucherte Hütten, war auf einer kleinen Anhöhe angelegt und zwar auf dem ersten Höhenzug, dessen Oelpalmen wir schon Tags zuvor aus der Ferne erblickt hatten. Fon M'Bere hatten seine Leute schon auf unser Erscheinen vorbereitet. Er zeigte sich als ein etwas bettelhafter, aber sonst guter Alter, der mir eine Ziege schenkte und für meine Leute, die sich vor Erschöpfung auf den Boden geworfen hatten — vielfach trugen die Eingeborenen ihnen die Lasten, — Essen kochen ließ. Mittlerweile sah ich mir aber von einer freien Stelle das Land an.

Nordwärts zu meinen Füßen war wieder ein neues, mehrere hundert Meter tiefes Thal, gleichlaufend mit dem heute durchquerten und jenseits stieg, es konnte kein Zweifel mehr sein, der Rand der westafrikanischen Hochebene bis 800 Meter über der Thalsohle empor. So weit das Auge reichte, und die Sonne machte mir die Freude, alles in kräftigen Farben weit

und breit zu beleuchten, sah man Oelpalmen und nichts als Oelpalmen. Man denke sich die gesammte Waldlandschaft des Kamerungebiets mit Palmen bestanden und man hat eine Vorstellung von dem ungeheuren Oelreichthume dieses Landes.

Von hier also kommt all das Oel, dem das englische Schutzgebiet von Kalabar — die sogenannten Oelflüsse — ihr Gedeihen verdanken. Da die Stromschnellen des die Grenze zwischen England und Deutschland bildenden Kalabar nicht weit von hier sind, ist es klar, daß der gesammte Oelhandel aus dem Innern sich auf dem Wasserwege nach Westen in die näheren englischen Gebiete ziehen muß, anstatt nach Kamerun; nur Wegebauten können somit das wieder gut machen, was uns die Natur im Hinterlande versagt hat: bequeme Verkehrsstraßen.

Doch reichten die Palmenbestände nicht bis zum Rande der westafrikanischen Hochebene selbst hinauf, vielmehr schienen sie nicht über 1200 Meter Seehöhe zu gehen. Aber jenseits dieser Zone fing, wo das Land nicht mit leicht erkennbaren Bergdörfern und deren Pflanzungen bedeckt war, das jetzt ebenfalls deutlich auftauchende Grasland an, und bänderartig sah man dort weißlich schimmernde Wege sich durch den braunen Ton des Grases an steilen Abhängen hinauf ziehen. Es hatte den Anschein und verhielt sich auch thatsächlich so, als ob von den senkrecht abfallenden Wänden der westafrikanischen Hochebene schmale Bergrücken wie Mauerstreben sich verschoben, zwischen denen tiefe, mit Palmenbeständen angefüllte Thäler sichtbar waren. Alle jene Dörfer sollten einem großen Häuptling gehören, Nu Tāku, den wir am andern Tage erreichen mußten und dessen Hauptdorf Bábessong in Nordostrichtung oben auf dem Rande selbst liegen sollte.

Nachdem sich die Träger gestärkt, wobei namentlich die jeglichen Gemeingeistes entbehrenden Lagosleute wie die wilden Thiere über das ihnen von den Eingeborenen gereichte Essen herfielen, stiegen wir auf steinigen Pfaden thalabwärts nach

Norden, nicht ohne einen schlechten Eindruck insofern von den Babe mitzunehmen, als ihre Bettelhaftigkeit keine Grenzen kannte. Namentlich ärgerte mich ein unverschämter Kerl, durch dessen Umzäunung der Weg führte und der Stein und Bein schwor, trotzdem wir zwei Führer von Fon M'Bere hatten, keinen von der Expedition durchzulassen, falls er nicht ein Geschenk erhielte. Dabei schrie er sich in eine solche Wuth, daß ihm der Geifer aus dem Munde lief; schließlich beruhigte er sich nach Empfang von vier Metern Zeug. Nach einer Stunde lagerten wir mit einbrechender Dunkelheit unten an einem halbvollen Flußbette auf Felsen, da wegen der Steilheit seiner Wände kein anderer Platz zu finden war. Bei dieser Gelegenheit ging einem Träger unvorsichtiger Weise der Karabiner los und die Kugel fuhr zwischen den Leuten pfeifend in nächster Nähe an mir vorüber, glücklicher Weise ohne jemanden zu treffen. Halbhungrig, aber froh, wenigstens ein wärmendes Feuer zu haben, denn wir waren etwa 700 Meter über dem Meere, legten sich die Leute auf den mit kleinen Felsblöcken bedeckten, sehr unebenen Boden nieder.

Der nächste Tag nun, Sonnabend der 12. Januar 1889, wurde bedeutungsvoll genug für die Erforschung Nord-Kameruns, denn an ihm erreichte ich das Grasland.

Ungeduldig war ich schon früh auf den Beinen und alsbald ging eine böse Kletterei los, da noch erst einige Querthäler zu überwinden waren, die wir Tags zuvor von den Höhen von Fon M'Bere aus für nichts erachtet hatten. Um 8 Uhr, noch innerhalb der jedoch schon lichter stehenden Palmen, stießen bereits zwei Boten des Häuptlings Nu Taku, oder wie er jetzt allgemein genannt wird, Fo Bessóng, mit dessen Speeren als Beglaubigung ihrer Botschaft zu uns hernieder. Sie schleppten eine mächtige Kalebasse voll würzigen Palmweins mit Kolanüssen herbei. Wir rasteten also und tranken mit den Sendlingen den Willkomm des Landes. Nach 20 Minuten erreichten wir das erste Bergdorf, wo ein Vasall Fo Bessongs saß.

Leider verhinderten Nebel jede weitere Aussicht und wir leerten deshalb um so eifriger immer neue Palmweinkrüge. Nach einer halben Stunde weiteren Steigens wurde wieder Halt gemacht, theils um auf Nachzügler zu warten, theils um aufs Neue den Humpen zu schwingen.

In richtiger Würdigung der Lage trug ich bereits meine weiße emaillirte Theetasse am blauen Bande um den Hals. Zwei fette Ziegen von außerordentlicher Größe gab es hier ebenfalls zum Geschenk. Bald ging es weiter, immer steiler wird der Weg, immer tiefer die Schluchten zu beiden Seiten, oft muß die Hand den Fuß beim Klettern unterstützen. Alle fünf Minuten setzt man sich nieder, um bei der ungewohnten Arbeit eines solchen Bergsteigens bei Athem zu bleiben. Die Palmen haben wir nun hinter uns gelassen und von schwindelnden Abhängen schauen wir in der Tiefe tosende Wildbäche wie kleine weiße Streifen, während die dortigen Palmen an irgend eine Art seltsamer Blattpflanzen erinnern. Endlich, schon haben wir die ersten wahrhaftigen Grasbüschel des Hochlandes mit unseren Händen erfaßt, die ersten Blumen, bienenumsummte Blumen des Graslandes gesehen und gepflückt, und um 11 Uhr 40 Minuten stehen wir oben, 1400 Meter hoch!

Mit Hurrah begrüßen ich und meine wenigen Begleiter, die mit mir Schritt gehalten hatten, das heiß erstrebte Ziel.

Welch ein Anblick! Hinter uns in wallenden Nebeln, tief zu unseren Füßen, die Wälder und Thäler, vor uns im hellsten Sonnenglanze weit sich ausdehnendes Grasland!

Das *θάλαττα! θάλαττα!* der Xenophontischen Scharen kann nicht froher erklungen sein, als das „Grass! Grass! Massa!“ meiner Träger, die unter diesem Freudengeheul, alle Müdigkeit vergessend, die bequemen Pfade des Graslandes dahin eilten. Seit Monaten hatten sie die Vorbereitungen zur Erreichung dieses Zieles treffen gesehen, hatten sie mit ihren Lasten bei Regen und Sonnenschein die Wälder durchkeucht und hatten sie muthig sich mit den Banyang herumgeschlagen.

Nun sollten alle Leiden ein Ende haben und wir zu mächtigen befreundeten Häuptlingen gelangen. Aber noch war der sichere Hafen nicht erreicht, so nahe er auch schon winkte.

Weit und breit schweifte der Blick über ein welliges, im ersten frischen Grün der Gräser prangendes Land. Warm und hell schien die Sonne auf uns hernieder, und im Gegensatz zur feuchten, dumpfen Luft des Urwaldes sog die Brust mit Entzücken die frische, kräftige der Berge ein. In ferneren Mulden des Hochlandes erblickte man große Bananenhaine, woraus die spitzen Pyramidendächer der eingeborenen Dörfer hervorragten, deren Bewohner allenthalben an den Kreuzwegen standen, eigenartig aussehende Pfeifen rauchend und dabei sich auf ihre Speere stützend; Gewehre sah man fast keine. Viele der ernst, aber nicht unfreundlich dreinschauenden Eingeborenen schlossen sich dem ungewohnten Zuge an und trugen bereitwillig die Lasten der erschöpften Träger. So gelangten wir nach einstündigem Marsche zum Häuptlingssitz, dem Dorfe Bábessong.

Babessong ist ein durchaus schmutziger Ort, mit der schmutzigste, den ich in Afrika gesehen habe, sowohl was das Aeußere der alten, verräucherten Häuser mit ihren moosbewachsenen Dächern, als auch was die Straßen anbetrifft, die der Tummelplatz zahlreicher Schweine sind. Aber im Augenblick war dies Alles doch erfreulich und wohlthuend. Wir kletterten über eine mehr zum Abhalten der Schweine, wie sonst zur Vertheidigung bestimmte Umzäunung und machten auf dem runden, inmitten des Dorfes liegenden Marktplatz Halt. Es war kurz nach Mittag, und da vom Häuptling noch nichts zu sehen war, so setzte ich mich an der Seite, wo wir den Platz betreten hatten, auf einen meiner Koffer nieder. Hier oben herrschte eine ganz empfindliche Kälte. Ein feuchter Nebel wogte auf und ab und ein der Höhenlage des Landes entsprechender scharfer Wind ließ mich schnell eine Jacke anziehen sowie eine wollene Decke über die Schultern werfen. Auf der entgegengesetzten Seite des Marktplatzes hatten sich mehrere hundert speerbewaffnete Männer niedergelassen und zwar

in hockender Stellung, die Speere vor sich aufrecht zwischen den Schenkeln haltend.

Endlich kam aus einem seitlich tiefer gelegenen Gehöft der Häuptling. Um seine Hüften trug er ein langes, schürzenartiges Lendentuch, auf seinem Kopfe eine rothe, mit einer langen Hahnenfeder geschmückte Scharfrichtermütze mit Ohrenklappen. Es war eine hochgewachsene, elastisch einhergehende Gestalt und schon leicht ergrautes Haar an spärlichem Kinnbarte deutete darauf hin, daß er das erste Mannesalter überschritten hatte. Er war sehr schmutzig und machte inmitten der ebenfalls schmutzigen, zum Theil in Nebel gehüllten Umgebung einen abstoßenden Eindruck, der durch die eigenthümlich wilde Art, womit er mich anschaute, um nicht zu sagen anglotzte, vermehrt wurde.

Zögernd stand er eine Weile still; plötzlich sprang er auf mich zu und schloß mich in seine Arme, um im nächsten Augenblick wieder zurückzufahren und mich starr anzusehen. Dann winkte er meinem Dolmetscher sowie seinem immer ehrfurchtsvoll hinter ihm stehenden Leibsklaven, und alle drei stiegen vom Marktplatz hinunter, um sich in der Nähe einer Hütte mitten zwischen Schweinekoth, häufig beschnuppert von den vertraulichen Rüsselthieren, niederzukauern. Hier frug er nach dem Zweck meines Kommens. Darüber belehrt kam er wieder, faßte mich bei der Hand und führte mich zu einem der besseren Häuser, das dicht bei dem Marktplatze lag und hinter dem sich sein eigenes Gehöft inmitten einer Mattenumzäunung befand.

Die Träger wurden in die einzelnen Hütten einquartirt, wobei es viel Lärm gab; denn diese waren eng und nicht sehr zahlreich, der Unterzubringenden aber viele. Dabei nahm der Nebel immer mehr zu, so daß man kaum 20 Schritt weit sehen konnte, während die nach Hunderten zählenden Eingeborenen auf dem Marktplatz einen in dieser Umgebung sich phantastisch genug ausnehmenden Schwerttanz aufführten. Es sah seltsam aus, wenn sie wie schwarze Teufel im graulichen Dunste dahin stürmten,

bald einzeln, bald in Gruppen und beim Takte der großen Kriegstrommeln die Schwerter aneinander schlugen, dabei den Boden mit den Füßen stampfend. Die Erledigung der Verpflegungsfrage ließ lange auf sich warten. Dagegen traf in den Nachmittagstunden unendlich viel Palmwein ein, sowie auch einiges Essen für die Leute.

Im übrigen machten die Leute auf die Dauer keinen besonders günstigen Eindruck. Muyenga meinte allerhand gehört zu haben, dessen Sinn etwa der war, daß Fo Bessong nach Art Tok Difangs handeln und Verrath und Hinterlist zu üben beabsichtige. Das konnte man, mit der Gebärdensprache der Neger bekannt, schon aus ihren Unterhaltungen herausfinden, daß nicht alle mit unserm Durchzug einverstanden waren.

Nachmittag erschien einer der Unterhäuptlinge, dessen Dorf wir durchzogen hatten, und alsbald entstand ein heftiges Palaver im Dorfe. Nach seinem lebhaften Mienenspiel zu urtheilen, forderte er Fo Bessong auf, uns nicht weiter ins Innere zu lassen, und zeigte mit der Hand auf mich und meine Leute, dabei mit seinen Speeren rasselnd. Die Weijungen, die wohl noch besser wie ich den Gedankengang der erregten Verhandlung verstanden, bewachten mich aufs peinlichste, wie sie sich denn überhaupt in dieser Beziehung stets musterhaft benahmen.

Uebrigens war die Befürchtung, es könnte mir ein Leids von den Eingeborenen geschehen, insofern nicht ganz ungerechtfertigt, als mich jener Unterhäuptling am Abend vor das Dorf locken und anscheinend mit seinem Messer bekannt machen wollte. Im übrigen schien der Häuptling Fo Bessong selbst noch nicht mit sich darüber im Reinen zu sein, was mit mir geschehen sollte. Jedenfalls suchte ich ihn zunächst durch reiche Geschenke zu gewinnen. Ich gab ihm einen alten Interimsrock, der früher einmal bei der Artillerie gedient hatte, sowie drei Stück Zeug und einige Bündel Tabak; diese machten ihm besonderes Vergnügen, da er ein starker Schnupfer und stets damit beschäftigt war, vermittelst seines rechten Daumennagels den kostbaren

Staub in die Nase zu werfen. Außerdem hatte er, wo er ging und stand, ein vom vielen Gebrauch bereits blank polirtes Kuhhorn, mit Palmwein gefüllt, in der Hand, woraus er als besonderes Zeichen der Huld zuweilen diesem oder jenem seiner Vertrauten in dessen Trinkgefäß, gewöhnlich ein Büffelhorn, einzugießen pflegte. Wie es nicht anders zu erwarten war, fand ich die Nacht in diesem Hochlande sehr kühl, ja kalt, und fror trotz meiner wollenen Decke.

Am andern Morgen schenkte mir Fo Bessong ein großes Schwein, sowie auch Essen für die Leute, obschon es nicht sehr viel war. Diese aber meinten lachend, sie tränken so viel „flüssiges“ Essen, womit sie den Palmwein bezeichneten, daß sie für anderes keinen Platz mehr im Leibe hätten. In der That waren es viele Liter, in die Hunderte wohl und mehr, die Fo Bessong heran schleppen ließ. Den Vormittag leitete ein feierlicher Kriegstanz ein, der, zumal er im vollen Sonnenschein stattfand, einen großartigen und prächtigen Anblick gewährte.

Auffallend war der wohlklingende, rhythmische Gesang, womit die Eingeborenen den Tanz begleiteten, und die Gewandtheit und Leidenschaftlichkeit, womit sie die gegenseitigen Gruppenkämpfe ausführten. Das waren nicht mehr jene schlaffen Gesellen des warmen Waldlandes, das waren frische, kräftige Hochlandsburschen, und meine Träger fingen an, etwas bedenkliche Gesichter zu machen. Der Häuptling betheiligte sich zur großen Freude seines Volkes ebenfalls am Tanze, angethan mit dem blauen Interimsrock, der seiner Gestalt wie angegossen saß; ich selbst hatte ihn in das Geheimniß des Zuknöpfens eingeweiht. Er vertauschte ihn aber bald mit einem anderen, wirklich kunstvoll angefertigten Gewande, wie es die Haussa tragen, obschon es — so belehrte mich der Haussadolmetscher Benedict — in Einzelheiten doch wieder verschieden war. Auch drei jener schon mehrfach erwähnten Bāli sahen wir, doch verschwanden sie am Nachmittag wieder, angeblich um ihrem, eine

Tagereise weit entfernt wohnenden Häuptling über uns Bericht zu erstatten. An den Tanz schloß sich ein weidliches Palmweinzechen.

In diesem Lande ist alles auf Kommers und Rundgesang zugeschnitten. Jeder Mann führt in einem kleinen Basttäschchen ein Trinkgefäß, sei es ein Büffelhorn, sei es das obere Ende eines Flaschenkürbisses, mit sich. Wo der Häuptling sich niederließ, und es geschah dies zur Zeit immer auf einem kleinen Platz vor meinem Hause, erschien auch ein großer, anscheinend unversiegbarer Palmweinkrug. Vor jedem Schluck, den er aus seinem stets frisch gefüllten Horn that, und das geschah erstaunlich oft, goß er vorher einige Tropfen als Opfer zur Erde. Aus dem Verkehr der Eingeborenen mit ihrem Häuptling konnte ich ersehen, daß er doch ein gewisses Ansehen besaß, das sich schon äußerlich durch ehrfurchtsvolle Haltung und leise geführtes Gespräch in seiner Gegenwart kundgab. Er selbst gewann bei näherem Verkehr sehr, namentlich wenn er mit seinem Palmweinbaß eine freundliche Bemerkung machte oder sein biederes Lachen ertönen ließ. Ihm zur Seite hockte gewöhnlich auf der Erde, während er selbst sich eines kunstvoll geschnitzten Stuhles bediente, sein Bruder, sowie einer seiner Räthe. Dieses Mannes Aeußere ist mit dem Namen „Froschgesicht" erschöpfend beschrieben; er goß, pfiffig über das Horn hinweg schielend, ganz unglaubliche Mengen Palmwein in sich hinein und war übrigens auch der einzige, der mitunter schüchterne Bettelversuche machte.

Nachmittags hatten wir viel Besuch von umwohnenden Häuptlingen, die zum Theil Geschenke brachten, zum Theil aber auch in der löblichen Absicht kamen, um auf den unentschlossenen Fo Bessong dahin einzuwirken, mich zu tödten, meine Leute zu fangen und als Sklaven zu verkaufen. Abends erschien Fo Bessong bei mir zum Palaver, und seiner langen Rede kurzer Sinn war: Viele Leute sagen mir, ich soll Dich bekriegen; ich bin indessen ein vernünftiger Herr, und wenn Du mir Dinge schenkst, wie nie zuvor hier im Lande gesehen und gegeben wor=

den sind, so bin ich Dein Freund. Ich willfahrte seiner Bitte, und um ihm Dinge zu zeigen, die noch nie im Lande gesehen worden waren, ließ ich Feuer regnen, indem ich zum allgemeinen Entsetzen einige Raketen steigen ließ. Außerdem schenkte ich ihm eine Ziehharmonika, die ihm außerordentlich gefiel. Sofort wurde für dieses Instrument ein kleines Bambushaus gebaut, wo es „als sprechender Gott der Weißen“ untergebracht wurde. Kamen nun fremde Häuptlinge, so mußten sie erst ein Geschenk machen, bevor der Vorhang gelüftet und die Harmonika in Gang gesetzt wurde, was stets einen ungeheuren Eindruck hervorrief. Daß der neue Gott mit der Zeit sehr heiser wurde, ja einige Töne überhaupt nicht mehr aussprechen konnte, that ihm bei seinen gläubigen Zuhörern durchaus keinen Abbruch.

So kam der dritte Tag heran. Vier meiner Träger hatten auf der Jagd Glück gehabt und einen Büffel erlegt, dessen Fleisch ich unter meine Leute und die von Fo Bessong vertheilte. Nachmittags, ich saß gerade vor meiner Thür, in Gedanken darüber versunken, wie aus diesem Lande wohl herauszukommen wäre, marschirten unter unheimlicher Stille der Insassen an zweihundert Bewaffnete ins Dorf und ließen sich mir gegenüber nieder. Diese Leute stammten aus einem benachbarten Dorf, mit dem Fo Bessong auf feindlichem Fuße stand; das aber kümmerte diese offenbar sehr selbstbewußten und trotzigen Leute wenig, und sie saßen etwa eine Stunde da, sich vollständig ruhig verhaltend; Fo Bessong ließ schließlich Palmwein anfahren, um nach Landesbrauch Gastfreundschaft zu üben, und es entspann sich wieder eine großartige Palmweinkneiperei, der ich mich natürlich nicht entziehen durfte.

Auch der im Innern wohnende Balihäuptling schickte durch seine uns bereits flüchtig bekannt gewordenen Boten drei Elefantenfüße sowie Yams mit der Einladung, ihn zu besuchen. Infolgedessen fand Abends wieder ein Durchzugspalaver statt. Fo Bessong erklärte sich zu allem bereit, da er ein reichliches Geschenk erhielt und legte zum Schluß meine Hand in die seines Leib-

sklaven und seines froschartigen Ministers, zum Zeichen, daß diese Leute mich führen sollten. Erst aber müßte wieder von Bali Nachricht abgewartet werden, da es hieß, der Balihäuptling könne mich wegen Todesfalls in seiner Familie jetzt noch nicht sehen.

Ich machte Fo Bessong gegenüber kein Hehl daraus, daß ich verrätherische Absichten bei ihm vermuthete, was augenscheinlich nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, so daß er mir am nächsten Tage Blutsfreundschaft anbot. Obgleich ich dies damals noch für einen bloßen Vorwand zur Bettelei hielt und an eine besonders bindende Kraft dieser Feierlichkeit nicht glaubte, so ging ich doch nach Muyengas Rath darauf ein. Nach dessen Behauptung sollte nämlich thatsächlich die Blutsfreundschaft in diesen Ländern heilig gehalten werden.

Im Halbdunkel meines Hauses saßen Fo Bessong und ich auf geschnitzten runden Stühlen einander gegenüber, vor uns ein Palmweintopf, unsere beiden Dolmetscher zu unseren Füßen. Mit einem Rasirmesser ritzten wir dann gegenseitig am rechten Unterarm die Haut, so daß etwas Blut herausfloß. Dieses drückten wir in meine als Misch- und Trinkgefäß dienende Theetasse. Alsdann gab mir Fo Bessong Kubebenpfeffer zu kauen, während er zu gleicher Zeit eine Kolanuß in zwei Theile zerlegte und mir deren eine Hälfte reichte. Auch er nahm Pfeffer und Kola. Nachdem der Pfeffer und die Kola zu einem Brei gekaut waren, mußte jeder diesen Brei auf die frische Schnittwunde seines Armes legen, wodurch etwas Blut in dieses sonderbare Pflaster zog. Hierauf, und das kostete mich nicht wenig Ueberwindung, mußte ich nur mit dem Munde, ohne die Hände zu gebrauchen, von dem überaus schmierigen Arm des Fo Bessong dessen gekauten Brei wegnehmen und diese höchst seltsame Paste hinunterschlucken, während er bei mir ebenso that. Mit dem blutgefärbten Palmwein in der Theetasse spülten wir zum Schluß die Sache vollends hinunter, nachdem Fo Bessong diesen mit einem vor

Schmutz starrenden Fingernagel noch zuvor gehörig durcheinander gerührt hatte. Unsere beiden Dolmetscher bekamen ebenfalls etwas zu trinken und nunmehr wurde der Inhalt der Schwurformel verkündet: Zwischen Fo Bessong und mir soll nur ein Wort sein. Von seiner Seite soll mir kein Uebles drohen und was mich außerhalb seines Dorfes trifft, kann nicht auf ihn zurückfallen. Meinerseits muß ich Fo Bessong auch gegen seine Feinde schützen, wie er mir helfen wird. Wer von uns nicht wahr bei dieser Abmachung ist, „dessen Bauch soll in 9 Tagen anschwellen und er selbst eines schrecklichen Todes sterben“. Es wäre gegen allen Brauch des Landes gewesen, wenn wir diesen Bund nicht mit unzähligen Bechern Palmwein begossen hätten.

Mein Dolmetscher Muyenga, der natürlich auch unter dem Schwur stand, hatte einmal in Kamerun bei einem Missionar gearbeitet. Er belehrte mich nun während des Gelages, Blutsfreundschaft bei den Schwarzen sei so gut, als wenn ein Christ auf die Bibel schwöre. Die Blutsfreundschaft sei überhaupt das Abendmahl des schwarzen Mannes! Nun sei keine Gefahr mehr, und wir dürften vertrauen.

Und in der That, der nachfolgende Tag, der 16. Januar, entsprach diesen Ausführungen Muyengas.

Nachdem Fo Bessong noch einige Raketen, sowie eine bei Difang erbeutete alte Schiffsglocke zum Geschenk erhalten, konnten wir um 7 Uhr aufbrechen. Als Begleiter nach Bali gab er seinen Bruder, seinen ersten Minister, sowie seinen Leibsklaven mit. Er selbst entließ mich am Ausgange des Marktplatzes auf eine Weise, die bei uns daheim nun gerade nicht üblich ist.

Zunächst wiederholte er noch einmal, daß er nur Wahres spreche und daß von seiner Seite mir keine Gefahr drohe, daß er aber für nichts verantwortlich sei, was mir außerhalb seines Dorfes zustoßen würde. Dann aber faßte er meine beiden Hände und um alle bösen Geister von mir „wegzublasen“, spie er mir leicht auf die Hände sowohl wie ins Gesicht, so daß selbst

meine dabeistehenden Wei auf den „Buschnigger“ schimpften und ich sie beruhigen mußte. Wenn auch dieser Abschied etwas außergewöhnlich und namentlich die letzte Feierlichkeit nicht ganz salonmäßig erschien, so war es doch gut gemeint.

Jedenfalls hat sich Fo Bessong zu allen Zeiten als ein sehr zuverlässiger Freund und Bundesgenosse der Expedition bewiesen, was, da er mit seinen Bergdörfern den Zugang zu den Grasländern auf dieser Seite vollkommen beherrscht, von großer Wichtigkeit ist.

So zogen wir denn voller Erwartung ins eigentliche Grasland nach Bali. Der Morgen war herrlich, wie ihn eben nur die Grasländer zu bieten im Stande sind und die Schönheit des prächtigen Landes, das wir nun betraten, kam beim Marschiren erst recht zur Geltung. Da das hohe, braune Gras abgebrannt war und allenthalben junge, frische Triebe hervorsproßten, so konnte der Blick ungehindert in die Ferne schweifen. Den vor uns liegenden Weg sah man schon viele Kilometer weit, wie er sich schlangenartig durchs Gelände hinzog, bald einen Kamm entlang laufend, bald durch eine Senkung führend, um dann wieder die gegenüber liegende Seite hinaufzuklettern. Von den Fo Bessongs Dorf beherrschenden Höhen schaute ich zum letztenmal in das wallende Nebelmeer hinunter und auf die in Wolkenschleier gehüllten waldigen Bergkuppen und Spitzen. Dort in der Tiefe lag der Weg, den wir gekommen waren, durch jene Thäler hatten wir uns so manchen langen Tag mühsam hindurch gewunden.

Anfänglich stiegen wir noch etwas bergan, da unser Pfad den Krümmungen der Höhenzüge des vorwiegend hügeligen Landes folgte. Dann aber ging es sanft abwärts in einer ungefähren Neigung von 5 Grad auf Bali zu. Mit dem Verlassen der letzten Gehöfte Fo Bessongs hörten die Ansiedlungen auf, obschon wir in fernern Niederungen oder auf noch fernern Höhen grüne Flecke bemerkten, die unsere Führer für Ortschaften erklärten, und die mitunter recht bedeutend sein mußten.

Die Schluchten der zahlreichen kleinen Thäler waren hin und wieder mit Wald bedeckt. An Wasser war kein Mangel und allenthalben strömten muntere, klare Gebirgswässer, deren Ufer Büsche und Bäume malerisch umfaßten, über steinigem Grund dahin.

Auch Wild sah man zum erstenmal hier, einige flüchtige Antilopen sowie in weiterer Ferne ein halbes Dutzend grasender Büffel. In der feinen Asche des abgebrannten Grases am Wege verriethen zahlreiche Spuren das Vorhandensein großer Affen. Auffallend war hier ein Fischadler, der hoch in den Lüften kreisend ostwärts zu den Gewässern des Liba zog.

Nach zweistündigem Marsche rasteten wir in einem kleinen Thale, durch breitästiges Gebüsch den Strahlen der heißen Sonne entzogen; es war die Hälfte des Weges nach Bali. Sodann stiegen wir ein wenig bergan und trafen oben die ersten Boten des Balihäuptlings. Es waren etwa zwanzig flinten- und speerbewaffnete Krieger unter Führung von drei alten, in hemdartige Ueberwürfe gekleideten Männern, während ihre Begleiter bis auf ein schmales, schürzenartig getragenes Hüftentuch nackt gingen. Als Gesandter des Häuptlings führte ihr Sprecher einige Bündel von dessen Speeren, wobei die Spitzen als Zeichen des Friedens in einem mit rothen Lederbändern verzierten Futteral aus schwarzem Ziegenfell steckten.

Bei meinem Anblick — sie hatten unsern Hinaufstieg beobachtet — hockten alle in ehrfurchtsvollem Schweigen nieder, legten die Waffen bei Seite und klatschten nach Landesbrauch zum Gruß dreimal in die Hände. Sie hatten einen kunstvoll gearbeiteten Holzstuhl mitgebracht, worauf ich mich niederließ, sowie einen an schön geschnitztem Stiele befestigten kleinen Roßhaarschweif, den der Häuptling mir zur Abwehr lästiger Fliegen übersandte. Die von Fo Bessong mitgegebenen Begleiter kauerten gleichfalls neben mir am Boden nieder.

Der Sprecher der Bali wandte sich nunmehr zu dem Bruder Fo Bessongs und sagte etwa folgendes: Der Balihäuptling

schickt uns zur Begrüßung des Weißen, von dessen Kommen er hörte. Von jetzt an wolle sich der Weiße als unter unseren Schutz stehend betrachten und sich unserer Führung bis Bali anvertrauen. Auch möge es ihm gefallen, Trank und Speise, die ihm unser Oberhaupt entgegenschickt, zur Stärkung anzunehmen. Dabei nahmen sie aus weiten, feinen Basttaschen eine kunstvoll mit eingebrannten Figuren gezeichnete Kalebasse voll Palmwein, sowie eine in gedörrte Bananenblätter sauber eingewickelte, Essuga genannte, Speise. Diese besteht aus einem süßen Gemisch von Grundnüssen und jungem Maiskorn, das unter Zusatz von etwas Negerpfeffer zu einem Brei gestampft und dann zu kleinen Bällen geformt und gedämpft wird, um als leckere Zukost zum Palmwein genossen zu werden; außerdem gab es noch reichlich Kolanüsse. Meine Aufseher setzten sich ebenfalls um mich herum, und so frühstückten wir, während einer der älteren Bali den Mundschenk machte.

Diese langen, dunklen Gestalten, deren Blick sich meinem Antlitz frei und offen zuwandte, waren andere Neger, wie die, welche ich bisher zu Gesicht bekommen hatte. Obschon selbstbewußt und stolz im Auftreten, waren sie doch wieder bescheiden und ehrerbietig, und ich empfand für sie schon damals eine gewisse Zuneigung.

Nach einer Viertelstunde waren die Kalebasse Palmwein geleert, die Zuthaten verzehrt, und wir brachen auf. Der älteste der Bali übernahm die Führung, während drei junge behende Burschen gleichsam als Spitze voranliefen; die anderen folgten. Je näher wir Bali kamen — schon stundenweit sah man auf einem Bergrücken den die Lage des Dorfes andeutenden, grünen Bananenfleck —, desto häufiger bemerkte ich, wie sorgfältig die Leute den Befehl ihres Häuptlings, mich sicher zu ihm zu geleiten, befolgten. Stieß mein Fuß einmal etwas lauter an einen Stein des mitunter stark mit Quarzgeröll bedeckten Bodens, so gaben sie durch halbunterdrückte Ausrufe und entsprechende Schnalzlaute ihrem Bedauern Ausdruck. Lagen irgendwo Zweige oder

Grashalme quer über den Weg, so entfernten sie diese ebenso sorgfältig wie jeden größeren Stein, dessen sie beim raschen Vorwärtsschreiten im Bücken habhaft werden konnten. Dabei sprachen sie selten oder nur mit leiser Stimme miteinander. Beim Ueberschreiten der häufigen kleinen Wasserläufe, die von Baumstämmen überbrückt waren, achteten sie sorgfältig auf meinen Schritt und reichten mir ihre Hände, um mich im Gleichgewicht zu halten; über sumpfige Stellen trugen sie mich hinüber. Die alten Männer rauchten unaufhörlich während des Marsches aus kunstvollen Pfeifen, und mit Vergnügen fing meine Nase den Duft des angenehm riechenden Tabaks auf. Uebrigens rauchten auch die drei Babessongmänner, wie alte deutsche Spießbürger, beständig aus langen Pfeifen, nicht ohne daß sie sich mitunter mit schmunzelndem Blick nach mir umschauten und damit ein freundliches Lächeln meiner Zufriedenheit über ihre gute Führung zu erhalten suchten. Namentlich Froschgesicht pflegte sein Grinsen mit verständnißvollem Augenzwickern nach der Richtung auf Bali zu begleiten.

Von einer Höhe aus, eine Stunde vor Bali sahen wir eine große, angebaute Thalmulde vor uns liegen, die ersten Pflanzungen der Bali. Einzelne, dunkle Felsenmassen im Vordergrunde, sowie dahinter ein silberglänzender Wasserfall verliehen in Verbindung mit den ausgedehnten Feldern, den grünen Bananenhainen, und den daraus hervorlugenden Häusern dem ganzen Bilde einen ausgesprochen friedlichen Charakter; obschon fremdartig, war es doch anheimelnd. Bevor wir in die Mulde hinabstiegen, mußten wir erst wieder eine neue Gesandtschaft des Häuplings zu Worte kommen lassen, womit ein abermaliger Palmweintrunk verbunden war. Unten angelangt gab mir der Anblick der überall angebauten Negerhirse die erneute Gewißheit, die Grenzen Süd-Adamauas erreicht zu haben.

Wie beim Betreten des Graslandes auf dem Marsche nach Babessong, so standen auch hier an den Kreuzwegen die Ein-

geborenen in Gruppen, Männer, Frauen und Kinder, den Gruß der Fremdlinge achtungsvoll erwidernd. Ein klarer, verhältnißmäßig tiefer Bach, den wir bereits als Wasserfall von weitem gesehen und etwa in der Mitte der augenscheinlich sehr fruchtbaren Niederung auf einer aus zusammengebundenen Knüppeln hergestellten Brücke zu überschreiten hatten, durchströmte die Mulde.

Den jenseitigen Hang wieder in steilem Anstieg nehmend, trafen wir abermals auf eine uns Palmwein kredenzende, hülfsbereite Schar, eine Gastfreundschaft in der That und ein Entgegenkommen, wie ich es noch nirgend vorher angetroffen hatte. Außer diesen besondern Boten des Häuptlings aber ließen sich nur wenige Eingeborne sehen. Noch eine letzte, sanfte Steigung und nachdem auch diese überwunden, lag plötzlich das Ziel meiner Wünsche, Bali vor unsern Augen! Es zog sich in ansehnlicher Ausdehnung dahin und die röthlichen Lehmhäuser mit den spitzen, hellbraunen Grasdächern winkten freundlich aus dem sie umgebenden Grün der Bananen hervor, deren breite Blätter von dem dunkleren Laub stattlicher Bäume überschattet wurden.

Frohen Muthes betraten wir das eigentliche Dorf. Die Hofanlage war vorherrschend, und sorgfältig geflochtene Mattenzäune faßten die oft aus einem Dutzend und mehr Häusern bestehenden Höfe ein. Ein richtiges Thor mit Giebeldach führt durch die dichte Umzäunung, in deren Flucht sich schattenspendende Bäume in engen Zwischenräumen erheben, um so die einzelnen Wohnungen neugierigen Blicken zu entziehen. Heut war allerdings erst recht nicht in das Innere der Höfe zu schauen. Denn zahlreiche Männer, Frauen und Kinder füllten die Eingänge und die auf den Hauptweg mündenden Seitenstraßen und boten uns freundliche Begrüßung. Nach einer 10 Minuten langen Wanderung im kühlen Schatten dieser 1½ Meter breiten Wege, wobei wir an einigen kleinen Marktplätzen mit Waaren aller Art, wie Zeugstoffen, Perlen, Pfeifen, Matten rc., vorbeikamen, traten wir, um eine Ecke biegend, plötzlich

auf den Hauptmarktplatz, wo sich uns ein ganz unerwarteter Anblick bot.

Vor uns lag in sanftem Anstiege ein großer, freier Platz, der, mit Ausnahme seines oberen Randes, auf beiden Seiten mit Häusern eingefaßt war und auf den aus verschiedenen Richtungen Straßen mündeten. Uns gerade gegenüber erhob sich das ansehnliche Gehöft des Häuptlings, ebenfalls hinter kunstvoll geflochtenen Matten geborgen und von schattigen Bäumen überragt. Dicht davor, unfern des Thores zur Rechten, stand auf dem Marktplatze selbst ein mächtiges, auf zwei Seiten offenes Versammlungshaus. Dieses alles aber nahm unsere Aufmerksamkeit nur einen Augenblick in Anspruch, die sich vielmehr alsbald der in dichten Scharen den oberen Marktrand besetzt haltenden Menschenmenge zuwandte. In tiefem Schweigen hockten hier etwa 2000 Krieger auf der Erde, ihre Flinten und Speere aufrecht zwischen den Knieen haltend, so daß es im Glanze der gerade untergehenden Sonne allenthalben von blitzenden Läufen und blinkenden Speerspitzen starrte und flimmerte. In der Mitte des Platzes befand sich eine aus Felsblöcken aufgethürmte Erhöhung, aus deren Mitte sich ein Pfahl mit drei Aststumpfen erhob und hier ließ ich mich auf einem diensteifrig herbeigebrachten Stuhl nieder. Meine infolge der sieben Palmweinstationen mittlerweile ziemlich angewachsene Balibegleitung lagerte sich auf beiden Seiten, während mein Dolmetscher, die Babessongleute, sowie die ersten Boten des Häuptlings, die drei alten Männer, vor mir niederkauerten. Allgemach kamen meine Träger an, deren bis dahin laute Unterhaltung beim Anblick dieser, in unheimlicher Stille verharrenden Menge Bewaffneter plötzlich verstummte, und still verkrochen sie sich hinter mich und meine eingeborene Umgebung.

So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, und wir hatten genügend Zeit gehabt, uns gegenseitig zu betrachten, als einige Sklaven aus dem Eingange des Häuptlingshauses herausgesprungen kamen, eine große Rindshaut dicht vor mir ausbreiteten und noch einen Stuhl darauf setzten.

Der gefürchtete Häuptling der Bali, Garēga Fo N'Yóng, sollte jetzt erscheinen, und gespannt blickten wir Alle auf den Eingang des Gehöftes, an dessen linker Seite sein Thron aus Felsblöcken errichtet war. Endlich kam er, langsam, mit gemessenem Schritt über die hohe Thorschwelle des Eingangs tretend.

Eine mächtige, wohlbeleibte Gestalt, im dunkelroth gefärbten Burnus nach Art der mohammedanischen Tracht, dessen faltenreicher Wurf das Massige seiner Gestalt nur noch mehr hervortreten ließ, so stand er aufgerichtet vor seinem Steinsitz, einen Augenblick scharf nach mir hinsehend. Dann ließ er sich nieder, während die versammelten Krieger dreimal im Takt laut in die Hände klatschten, welcher Begrüßung er jedoch kaum Beachtung zu schenken schien. Indem er alsdann einige Worte zu seinem Leibsklaven sprach, erhob er sich und kam mit elastischem Gang, aber voll Würde, sich etwas auf den Fußballen wiegend, auf mich zu. Ich stand gleichfalls auf und schaute ihm fest ins Gesicht, das verhältnißmäßig wenig negerhafte Züge trug. Eine Zeitlang sah auch er auf mich, ein wenig mit den Augen blinzelnd; dann rasch mein rechtes Handgelenk umfassend und meinen Arm in die Höhe hebend, gab er seinem Gefolge, etwa einem halben Hundert alter Männer, gegenüber seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Haut des Weißen nicht brenne, wie man ihm immer erzählt habe; der könne auch auf keinen Fall aus dem Wasser stammen. Dann besah er sich meine Hand und Finger ganz genau, zählte letztere sogar und schien nach sorgfältiger Prüfung endlich beruhigt und befriedigt. Nun setzte er sich auf seinen neben mir gestellten Stuhl nieder, ein Leibsklave kam mit gewärmtem Palmwein und eigenhändig eine Kola theilend, gab er mir die eine Hälfte, während er die andere verzehrte. Darauf ließ er meine Theetasse mit Palmwein füllen und vorher ein wenig von dem Inhalt auf den Boden gießend, trank er sie halb aus und reichte mir den Rest. Alsdann folgte ich und that das Gleiche. Auch die alten Männer und

die Babessongleute, die unterdessen die Grüße ihres Häuptlings bestellt, sowie meine Absichten Garega mitgetheilt hatten, erhielten ihren Antheil. Eine feierliche Zecherei begann sich nun zu entwickeln, während der Garega sich unaufhörlich von unserer Reise erzählen ließ und bald mich, bald meine Leute ansehend, seinem ungeheuchelten Erstaunen über unser Kommen Ausdruck gab.

Die übrigen Bali saßen in stiller Beschaulichkeit Pfeifen rauchend auf ihren Plätzen. Zum Glück erlitt der Empfangsschoppen durch einen heftigen Platzregen, dessen erste Tropfen uns ins Gehöft trieben, eine baldige Unterbrechung, während die Träger in dem großen Versammlungshause, sowie in zwei Häusern innerhalb des Gehöfts Garegas untergebracht und reichlich mit Palmwein, Lebensmitteln und Feuerholz versorgt wurden.

Ich selbst erhielt dicht neben dem Hause Garegas ein geräumiges, sehr sorgfältig und sauber gearbeitetes Haus, eigentlich ein kleines Palmweinhaus für Privatzwecke des Häuptlings und seiner Freunde. Es hatte auf zwei Seiten je eine Thür mit sehr hoher Schwelle über dem Erdboden, die durch eine Schiebethür geschlossen werden konnten. In der Mitte des genau im Viereck angelegten Raumes von etwa 16 Quadratmetern Bodenfläche loderte ein helles Feuer, dessen Wärme und Helligkeit bei dem draußen tobenden Unwetter doppelt wohlthat. Die Höhe des Raumes betrug 4 Meter bis zu der sorgfältig aus dicht aneinander befestigten Bambus hergestellten und durch Rauch glänzend braun gebeizten Decke. Die beiden ältesten Söhne des Häuptlings, Tita N'Yi und M'Bo, leisteten mir noch eine Zeitlang Gesellschaft, bescheiden vor einem Thürgange sitzend und neugierig den Dienern zuschauend, wie sie das Feldbett aufschlugen, oder wie in einer anderen Ecke sich der Koch mit seinem Gehilfen einrichtete. Reichlich Schafe und Ziegen wurden herbeigebracht, desgleichen Hühner, Yams, Koko, Mais u. s. w.

Ernste Gedanken waren es, unter denen ich einschlief. Garega, der bei großer Macht ein Ansehen über seine Leute

besaß, wie ich es vorher noch nirgends gesehen hatte und mit dem verglichen die Häuptlinge in Kamerun, wie Bell, Akwa und Genossen als ärmliche Dorfschulzen erschienen, war augenscheinlich ein Mann, der hoch über den Negern der Küste stand. Dasselbe schien auch von seinen Leuten zu gelten, eine Beobachtung, die ich schon auf dem gemeinsamen Marsche mit ihnen gemacht hatte. Die veränderte Stimmung meiner Schwarzen verrieth ähnliche Gefühle auch bei ihnen, und alles schien darauf hinzudeuten, daß hier ein neuer Abschnitt in unserem afrikanischen Reiseleben beginnen würde.

Capitel VI.

Die Gründung der Station Baliburg. Januar bis April 1889.

Eindruck des Landes. Schwierige Lage. Garegas Hartnäckigkeit. Beschluß des Stationsbaues. Freude im Volk und Festtanz. Der Bau der Station Baliburg. Blutsfreundschaft. Besuche fremder Stämme. Charakteristik Garegas und seiner Bali.

Nie werde ich den nächsten Morgen vergessen, der mich schon mit Sonnenaufgang auf dem Marktplatze sah. Es war ja der erste Monat der Trockenzeit, als wir nach Bali gekommen waren, und infolgedessen bot das Land den denkbar schönsten Anblick dar. Auf dem einen ungehinderten Ausblick nach Ost und West gewährenden oberen Kamm des Marktplatzes stehend, schaute ich gerade in die mit ewig junger Pracht über den Wādyobergen aufgehende Sonne. Während die mir zugekehrte, also westliche Seite dieser etwa 8 Kilometer entfernten Bergkette noch im dunklen Schatten ruhte und sich kaum einige waldbewachsene Stellen unterscheiden ließen, glitzerte und funkelte um mich her alles im ersten Lichte des jungen Morgens.

Die unteren Teile des Balidorfes lagen noch in beschaulicher Ruhe inmitten der Bananen, deren bethaute Blätter die frische Morgenluft kaum bewegte, nur aus den spitzen Strohdächern stieg hin und wieder ein leichter, bläulicher Rauch zum Himmel empor. Jenseits des Dorfes schweifte der Blick hinaus über das saftige Grün eines welligen Graslandes, durch das hin und wieder, röthlichen Bändern gleich, sich die Pfade der Eingeborenen schlängelten, indeß die Wasserläufe durch das



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Garega, Häuptling der Bali.

üppige, ihre Ufer umfassende Gebüsch weithin verfolgbar waren. Geradeaus und zur Rechten war die Fernsicht durch die Wadyo-berge und ihre südwestlichen Ausläufer begrenzt. Aber in öst-licher Richtung drang der Blick ungehindert über eine offene, fruchtbare Landschaft bis zu einem fernen, in nördlichem Bogen dem Balidorfe sich wieder nähernden Bergzuge, dessen Kuppen in den mannigfachsten Farben des Frühroths erglänzten. Ein nicht minder lieblicher Anblick bot sich dem rückwärts Schauenden; Gruppen einzelner Hütten, alle noch zum Balidorfe gehörig, wechselten mit ausgedehnten, wohlgepflegten Gärten und Feldern in einer weiten Mulde, während den Hintergrund Palmenhaine und Bergzüge abschlossen.

Während ich so diesen herrlichen Morgen genoß, untersuchte mein Auge bereits die verschiedenen zwischen Osten und Norden ins Land führenden Pfade. Welcher war der mir bestimmte, und wann sollte die Stunde schlagen, da ich ihn ziehen durfte? Die Be-antwortung dieser Frage hatte jetzt mein nächstes Ziel zu sein, dem ich auch gleich noch an diesem Morgen näher zu kommen trachtete.

Garega besuchte mich schon früh, um den Zweck meiner Anwesenheit zu erfahren. Ich sei gekommen, das Land zu sehen und alle Häuptlinge im Lande zu besuchen, um meinem Kaiser zu berichten, welche von ihnen gut und welche böse seien. Ich wolle einige Tage bei ihm, dem großen Häuptlinge bleiben, dann aber jenes Land aufsuchen, woselbst andere ebenfalls mächtige Häuptlinge wohnten, deren Leute auf Pferden reiten und die bereits Freunde unseres Kaisers seien.

Das leuchtete aber dem Häuptling Garega zunächst garnicht ein, und zahlreich waren seine Einwendungen, worunter nament-lich der immer wiederkehrte, meine Leute seien doch Sklaven, und ich wolle sicher in jenen Ländern Sklaven und Pferde kaufen. Beides aber wolle er mir besorgen, deshalb solle ich mir weiter keine Mühe machen, sondern ruhig bei ihm bleiben. Natürlich wurde bei dieser in aller Höflichkeit und Freundschaft geführten Unterhaltung fleißig dem Palmwein zugesprochen.

Abends fand sich Garega wiederum in meinem Hause ein, gefolgt von seinem Leibsklaven mit dem Stuhle sowie der Palmweinkalebasse und seiner Lieblingsfrau Fe, die den Palmwein kredenzen mußte. Diesmal, und er pflegte des Abends, wenn ihn kein Unberufener sehen konnte, dieses immer zu thun, trug er nur den landesüblichen Lendenschurz und war sonst vollkommen nackt, während eine Kette dicker, aus europäischem Messing von einheimischen Schmieden angefertigter Perlen seinen Hals umspannte. Da hatte ich Gelegenheit, seinen Körper aus nächster Nähe zu betrachten und die trotz ihrer etwa 60 Jahre noch ungebeugte, mächtige und wohl gewachsene Gestalt zu bewundern. Diese Abendsitzung dauerte mehrere Stunden, und gleich zum Beginne ließ ich ihm ein Geschenk als vorläufige Anerkennung der bei ihm gefundenen freundlichen Aufnahme überreichen. Indessen bemerkte er beim Abschiede nach diesem für mich wieder erfolglosen Gespräche, daß er auf das eigentliche Gastgeschenk immer noch warte.

Wenn es nur auf Geschenke ankam, so war ich schließlich bei meinem Reichthum an Stoffen aller Art wohl in der Lage, ihn zu befriedigen, denn einmal mußte doch selbst auch seine Habgier ihre Grenzen erreichen. Er meinte nämlich, auf meinem Wege müsse ich sechs Häuptlinge besuchen; es sei gut, wenn er für mich von ihnen „den Weg kaufe,“ das heißt, die Erlaubniß zum Durchzuge erwürbe. Auffallend war mir damals die Bemerkung, sein Vater sei aus eben diesen Gegenden gekommen, wohin ich selbst gehen wolle.

Am nächsten Abend hatten wir die vierte Sitzung, und ich beschenkte ihn wegen der angeblichen sechs Häuptlinge sehr reichlich. Ich finde in meinem Tagebuche noch die ihm überreichten Sachen angeführt: 6 Meter Sammt, 140 Meter rothes, ebensoviel dunkelblaues, 40 Meter glanzblaues, 30 Meter weißes Zeug, 1 größeren Spiegel, 6 kleine Spiegel, 4 Rasirmesser, 4 Scheren und einen leeren Blechkoffer. Augenscheinlich befriedigt zog er ab, ohne jedoch irgend ein Wort vom etwaigen Abmarsch zu sagen.

Zehn Tage dauerten auf diese Weise die Verhandlungen. Ueberredungskünste und Geschenke vermochten ihn nicht, Führer oder auch nur die Erlaubniß zu geben, ohne solche zu gehen. Der hartnäckige Häuptling wollte vorerst uns auf längere Zeit bei sich behalten, sowohl des eigenen Vortheils halber, als auch um nach außen hin bei den Nachbarn mit unserm Besuche zu glänzen. Auch mochte von seinem Standpunkte aus die Sorge nicht unberechtigt sein, die von den Bali so gefürchteten Haussa könnten durch uns den Weg nach seinem Lande erfahren. Denn Garegas Vater hatte sich aus Süd-Adamaua, vor den Haussa in diese Gegenden, wohin sie ihm des bergigen Geländes wegen mit ihren Pferden nicht folgen konnten, zurückgezogen.

Die Zuversicht meiner Schwarzen war mit der Zeit dahingeschwunden und hatte einer, sich bei den meisten auch äußerlich bemerkbar machenden Niedergeschlagenheit Platz gemacht. Namentlich waren es die langen Gestalten der Lagosleute, die mit kummervollem Antlitze umherschlichen, so daß Garega ihnen eines Tages sagen ließ, sie sollten doch wie Männer gehen. Der gesunkene Muth meiner Leute aber war ein Umstand, womit sehr zu rechnen war, und es kam vor allem darauf an, sie sich erst an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen und ihnen das Vertrauen zu weiteren Erfolgen wiederzugeben.

Bei Difang hatte ich, wie man sich entsinnen wird, beinahe einen Monat gesessen, um auf einen Umschlag in seiner Gesinnung zu warten. Hier konnte ich voraussichtlich noch längere Zeit festliegen müssen, ohne das anscheinend so nahe Ziel — nur drei bis vier Tagereisen sollten es bis Adamaua sein — zu erreichen.

Da war Geduld und Ausharren zunächst das einzig Richtige und der Gedanke an Gründung einer Station gewann festere Gestalt in mir.

Ich befand mich unter einer zahlreichen und aufgeweckten Bevölkerung mit einem ebenso klugen, wie zäh seine Pläne ver-

folgenden Häuptling an der Spitze, der sich einer fast schrankenlosen Gewalt über seine Unterthanen erfreute. Dabei waren Volk und Herrscher sonst alle von einem tadellosen Verhalten mir und meinen Leuten gegenüber, nur daß sie uns zunächst nicht fortlassen wollten. Das Land selbst, an 1300 Meter hoch gelegen, schien gesund, fruchtbar und schön, auch sollten in seiner Nähe die eigentlichen Elfenbeingegenden sein. Wenn also eine Station in diesen Gegenden angelegt wurde — und daß dies eines Tages der Fall sein mußte, unterlag keinem Zweifel —, so war Bali der geeignetste Ort.

Eine auch nur wenige Tagereisen weiter ins Innere vorgeschobene Station würde immer mit dem Neid der übersprungenen Stämme zu rechnen, jedenfalls im Anfange mit diesen zu kämpfen gehabt haben. Wohl aber war Aussicht vorhanden, wenn man dieses kriegerische Volk der Bali zu Freunden zu gewinnen und ihre Interessen fest und dauernd an die unserigen zu binden verstand, mit den ferner wohnenden Stämmen ebenfalls freundschaftliche Beziehungen anknüpfen zu können.

Dies waren die durch das Schwierige meiner Lage noch annehmbarer gemachten Gründe, die mich auf den Vorschlag Garegas, erst nach längerem Aufenthalte bei ihm weiter ins Innere vorzudringen, einzugehen bestimmten, und damit war die Anlage einer Station beschlossene Sache.

Selbstverständlich fand diese Absicht den allergrößten Beifall bei Garega, und er sicherte mir fest und bestimmt zu, sein Wort wegen des späteren Weitermarsches zu halten. Am folgenden Tage sollte zunächst ein großer Tanz sein, um dem Volke bei dieser Gelegenheit das neue Ereigniß von der bevorstehenden Niederlassung des Weißen zu verkündigen. Alsdann sollten die Bali für mich die Station bauen und ich keine Hand dazu rühren.

Garega beschwor diese Abmachung in landesüblicher Weise auch noch einmal mit meinen Aufsehern, indem sie sich nach Tödtung einer Ziege gegenseitig mit Rothholz einrieben.

Die Kunde von unserm Dableiben und dem Bau eines „Dorfes“ rief im ganzen Stamm nicht geringe Begeisterung hervor, und alles rüstete sich eifrig zum Tanze, zu welchem Zwecke ungezählte Kalebassen von Palmwein in der Umgegend aufgekauft und durch Sklaven herangeschleppt wurden.

Den nächsten Morgen in aller Frühe tönten die großen Elfenbeinhörner Garegas, welche, verschieden gestimmt, von zwei am Eingange von Garegas Gehöft stehenden Männern unaufhörlich mit vieler Kunstfertigkeit und in einer nicht unangenehm klingenden Weise geblasen wurden. Diese großen Elfenbeintrompeten rufen hier zu Lande das Volk, sei es zu Tanz und Spiel, sei es zu Ernst und Kampf, stets zusammen. In der Mitte des Marktplatzes spielte ferner ein zwanzig Mann starkes Orchester auf Trommeln und Flöten sowie eisernen Glocken.

Von allen Seiten strömten alsbald die Männer, festlich geschmückt, herbei. In kaum einer Stunde war der große Marktplatz dicht mit Menschen besetzt, die sich im großen Halbkreise, die Mitte des Platzes frei lassend, links und rechts vom Gehöft Garegas ausbreiteten. Welch’ ein farbenprächtiges, buntes Bild! Vor seinem Gehöfte thront Garega auf einem Felsblocke, ein Ehrenplatz, der ihm allein und ausschließlich zukommt; unmittelbar neben Garega sitze ich; links von ihm stehen die beiden Bläser, die ihren Elfenbeinhörnern weithin schmetternde Töne entlocken. Dicht neben ihnen befindet sich das aus einheimischer Baumwolle gewebte und an langer Lanze befestigte weiße Banner des Balihäuptlings, daneben eine schwarz-weiß-rothe Flagge, die ich ihm als Zeichen seiner Zugehörigkeit zu uns geschenkt hatte. Eine Ehrenwache sorgt dafür, daß dieser für heilig gehaltene Platz von niemand betreten wird. Auf dieser Seite schneidet das große Versammlungs- und Palmweinhaus zur linken die Aussicht ab; dagegen breitet sich gerade vor uns ein buntbewegtes Treiben aus.

Die durch die Heerhörner herbeigerufenen Krieger haben sich mit ihren Anführern an den äußersten Rändern des Markt-

platzes, links und rechts vom Häuptlingssitze, aufgestellt; dicht zu unserer Linken, nur den Eingang zum Gehöft und die Fahnen freilassend, stehen die Mannen Garegas. An diese schließen sich die Scharen seines ältesten Sohnes, des reckenhaften Tita N'Yi, während rechts von uns auf dem höchstgelegenen Punkte des Marktplatzes die Leute des redegewandten, zweitältesten Sohnes, M'Bo, versammelt sind. Der vordere, abschüssige Theil des Marktplatzes ist für die Kriegsspiele freigelassen.

Unter den Klängen der Elfenbeinhörner und dem Gedröhne der Kriegstrommeln erhebt sich der Häuptling, diesmal ausnahmsweise mit nacktem Oberkörper, das Schlachtmesser an der linken Seite und in der Rechten die mit Messingnägeln und Kriegsfetischen verzierte Flinte, an seiner Seite die vertrauten Leibsklaven. Ihm stürzen zuerst seine eigenen Krieger entgegen, angeführt von dem ältesten Würdenträger. Kurz vor ihm machen sie Halt, während gleichzeitig die Leibsklaven vorspringen und sich vor ihren Herrn stellen. Gegenseitig werden Gewehre und Speere geschwungen, Flintenkolben und Speerenden sich zum Gruß entgegen gehalten. Die Ankömmlinge preisen, sich auf die Brust schlagend, ihre Tapferkeit. In Gegenrede antworten die zum Schutze vor Garega stehenden Leibwächter unter kräftigem Schütteln ihrer mit Federkronen geschmückten Häupter. So stürmen sie dreimal hin und her. Beim letztenmal nehmen sie den Fürsten zwischen sich und marschiren mit ihm in langen, kriegerischen Schritten bis etwa in die Mitte des Marktplatzes, wo Halt gemacht wird.

Der bis dahin regellose Haufe dehnt sich jetzt in zwei langen Reihen aus. Mit dem linken Beine die Kniebeuge machend, das rechte straff nach vorn gestreckt, halten sich die Krieger, mit angeschlagener Flinte, fertig zum Sprunge. Einige stürzen vor die kauernde Front, bald in der eben beschriebenen Stellung sich deckend, bald in weiten Sätzen dem eingebildeten Feind sich entgegenwerfend. Hier und dort knallt ein Schuß; das Schlachtmesser wird gezogen und nachdem dem erlegten Feinde pantomimisch der Kopf abgeschnitten ist, geht es in

langen Sätzen wieder auf die Reihen zurück, aus denen nun neue Krieger nach Abgabe eines alles in Rauch einhüllenden Schnellfeuers zum Angriff hervorstürmen. Bald kommen die Sieger mit geschwungenem Gewehr, den Häuptling an der Spitze, unter den Klängen der Hörner zurück, um nunmehr mich, den Führer der Expedition, zu begrüßen, dabei wieder stolz auf ihre Brust schlagend und sich gleichsam zu neuem Kampfe erbietend.

Während diese sich ausruhen, und Garega den Platz auf seinem Felsblock wieder einnimmt, sehen wir die Riesengestalt des Tita N'Yi vor der langen Front seiner Schar in mächtigen Sätzen auf und ab springen, das Gewehr schwingend und die Seinen zum Kampfe ermunternd. Im Chor singen Hunderte von rauhen Kehlen die Antwort, bis auch sie wie von plötzlicher Kriegslust ergriffen über den Marktplatz dahinstürmen, wo „das Ganze" vor Garega Halt macht. So geht es in wechselnden Bildern stundenlang fort, um dann mit einem allgemeinen Volkstanz zu enden.

Garega hat sich mittlerweile umgezogen und prangt in blauseidenen Gewändern, meinen neuesten Geschenken, die in geschmackvollem Faltenwurf die stattliche Gestalt umwallen. Sein Haupt schmückt eine aus einheimischer Baumwolle kunstvoll gestrickte Mütze, und eine Halskette aus dicken, goldenen Glasperlen fällt ihm auf die Brust. Rechts, etwas seitlich zu unseren Füßen, hocken etwa 50—70 alte Bali, die nächste Umgebung des Häuptlings; in würdevollem Schweigen rauchen sie die nie ausgehenden Pfeifen und schauen mit den klugen Augen zufrieden auf uns und das Gewühl der Tanzenden.

In der Mitte des Marktplatzes, bei dem heiligen Steinhaufen, sitzen die unermüdlich ihre Instrumente bearbeitenden Musiker. Jetzt schlägt auch des Häuptlings ältester Sohn — denn es schämen sich die Großen nicht, dem Volke zum Tanz aufzuspielen —, Tita N'Yi, gar eifrig mit den Händen eine große Trommel, dort hämmern einige auf trockene Holzstämme los, während andere wieder Hörner blasen und ein Dritter auf der wohltönenden Marimba, dem be-

kannten mittelafrikanischen Flaschenkürbis-Klavier, spielt. Seitlich stehen etwa 20 alte Weiber Garegas, die hohle, mit eisernen Kugeln gefüllte Eisenringe an den Fußgelenken tragen, diese klirrend zusammenschlagen und dabei uns befremdlich klingende Weisen singen.

Um dieses, mitunter einen betäubenden Lärm verursachende Orchester, dessen Leistungen nur der durchdringende Klang der Elfenbeinhörner zu übertönen vermag, bewegen sich im Kreise Hunderte und Aberhunderte von geschmückten Männern und Weibern im Tanze, Groß und Klein, Alt und Jung.

Die Tänze sind Gehtänze, wobei bald halbrechts, bald halblinks einige Schritte im Takte gemacht werden, während der Oberkörper sich anmuthig in den Hüften wiegt und die Arme hin und her bewegt werden.

In dem der Musik zunächst befindlichen Kreise pflegen die alten Würdenträger zu tanzen, um diese winden sich wieder zwei bis drei ausgedehnte Kreise anderer Tänzer. Den äußersten Kreis bilden jene, die ihren Reichthum vor aller Augen zur Schau tragen wollen. Nicht nur daß prächtige, lange Obergewänder oder buntfarbige, kurze Kriegshemden ihre Körper bedecken, lassen sie auch noch 5—6 Meter, ja noch länger, einen Lendenschurz hinter sich im Staube nachschleppen und achten sorgsam darauf, daß ihnen nicht etwa der Mittänzer die Schleppe abtritt oder sie selbst über die eines anderen zu Falle kommen. Auffallend ist es, daß niemand beim Tanze die Waffen ablegt oder auch nur die Pfeife ausgehen läßt.

Freudigen Auges schaut der alte Garega auf das bunte Gewühl, bis er plötzlich aufspringt, um sich nun auch selbst am Tanze zu betheiligen. Alsbald erhebt sich auch die nächste Umgebung, nimmt den Häuptling in die Mitte und unter dem vermehrten Getöse der Trommeln, dem gellenden Gekreisch der rasselnden Weiber, dem Jubel des Volkes, begleitet von den ihm mächtig ins Ohr blasenden Elfenbeintrompetern wandelt er majestätisch auf die Mitte des Tanzplatzes zu. Nun tanzt er einige

Male mit maßvollem Neigen des Oberkörpers huldvoll inmitten seiner Bali umher, stets ein seliges Lächeln auf den Lippen. Und zum Zeichen, wie sehr er sich bewußt ist, daß ein großer Theil dieser Festesfreude dem weißen Manne zuzuschreiben ist, ergreift er selbst die Trommel, und in seiner Dankbarkeit trommelt er, der Häuptling, jetzt vor dem Spender alles Guten, dem Weißen.

Mitten während des Tanzens ließ Garega eine Pause machen, nahm mich an der Hand, und gefolgt von seinem Sprecher und den alten Männern, trat er an den Steinhaufen, hob meine Hand in die Höhe und ließ alsdann dem lautlos dasitzenden Volke etwa folgendes verkünden: „Seht, dieser Weiße ist in unser Land gekommen; denkt nicht, weil er klein ist, er sei nicht zu fürchten. Auch der Leopard ist klein, und doch schreckt er euch bei Tag und bei Nacht. Der Weiße aber hat Gutes und Böses, wie es auch gute und böse Monde giebt. Er will jetzt bei uns bleiben, und wir wollen ihm Häuser bauen, auf daß es ihm wohlgefalle in Bali. Wer ihm oder seinen Leuten Böses zufügt, den werde ich tödten!" Und wie bei uns die officiellen Reden mit einem Tusch zu endigen pflegen, so erhob sich auch hier ein wildes Getöse des Beifalls und mit verdoppelten Kräften wurden Pauken und Hörner bearbeitet und mit den Waffen gerasselt. Eine gewaltige Palmweinzecherei, die schon vorher ihren Anfang genommen, schloß diesen denkwürdigen Tag.

Mit dem Bau der Station ging es nun aber nicht so schnell vorwärts, wie ich mir dachte. Garega hatte erklärt, den Bau selbst in die Hand nehmen zu wollen, und in der That konnte ich persönlich auch gar nichts in der Sache thun. Hätte man, wie drunten im Waldlande, den erforderlichen Baustoff zur Hand gehabt, so wäre bald ein Anfang mit regelmäßiger Thätigkeit gemacht gewesen. Aber hier oben lagen die Verhältnisse anders. Die Wälder waren stundenweit entfernt, und überdies war die Bauart hier ganz verschieden von der im Waldlande.

Einfache Mattenhäuser genügten nicht, da die Temperatur erheblich niedriger, ja Nachts geradezu kalt war; betrug doch

die Durchschnittstemperatur 18° Celsius! Die landesübliche Baukunst hat sich demgemäß auf den Bau warmhaltender Lehmhäuser geworfen, deren Fachwerk, Decke und Dachgerüst aus Bambus gefertigt wird. Diese Bambus aber müssen aus Beständen geholt werden, die entweder Eigenthum verschiedener Unterhäuptlinge sind oder zu benachbarten Dörfern gehören. In letzterem Falle pflegen Hunderte von Bewaffneten auszuziehen, da das Hauen der Bambus an jenen Orten mehr eine Art Raub ist. Für mich lag also hierin schon die Unmöglichkeit, das nöthige Holz zu beschaffen. Außerdem aber verstand ich die Behandlung des Bambus nicht, worin die Bali wirkliche Künstler sind. Es hieß also geduldig warten, bis Garega selbst anfing.

Den Platz für die zu errichtende Station hatte ich allerdings ausgesucht, und zwar war es ein sich nach Norden abflachender sehr breiter Hügelrücken, von allen Seiten von frischem Wasser umflossen, der durch ein kleines Thal von Balidorf getrennt diesem ungefähr fünf Minuten ostwärts gegenüber lag. Etwa anderthalb Monate aber mußte ich warten, ehe ich aus Balidorf nach der Station, der ich den Namen Baliburg gab, übersiedeln konnte. Soweit es auf den eigentlichen Hausbau ankam, fand ich, wie oben bemerkt, nur selten Gelegenheit, mit meinen Leuten Hand anzulegen, und war hier ganz auf Garega angewiesen. Aber je mehr Bauten auf den von mir angegebenen Stellen entstanden, desto mehr konnte auch ich mich durch Anlage von Gemüsegärten, Wegen, Bepflanzung des Stationsplatzes mit Bananen und dergleichen einer entsprechenden Arbeit hingeben. Abgesehen nun davon, daß es mir immer zu langsam ging, denn die Leute Garegas feierten manchen Tag ohne Grund bei Gesang und Tanz oder waren mit der Hirseernte beschäftigt, führten wir alle ein herrliches Leben, und selten ward wohl auf eine so vergnügte Art gebaut, wie es hier der Fall war.

Morgens gegen sieben zog Garega mit etwa 80—100 Mann auf den Stationsplatz und setzte sich, dort angelangt, auf seinen Stuhl, der ihm ebenso wie eine dickbauchige Palmweinkalebasse und Kolanüsse nachgetragen wurde. Von hier aus leitete und

beaufsichtigte er den Bau der einzelnen Häuser, deren im Laufe von sechs Wochen ungefähr vierzig entstanden, darunter mein Wohnhaus mit vier Zimmern, Veranda, Thüren, Fenster u. s. w., was alles Garega auf meine bloßen Angaben hin tadellos aufführte. Der Bau war insgesammt 20 Meter lang, 7 Meter breit, die Höhe der Zimmer betrug 4 Meter, die des Dachfirstes 8 Meter über dem Boden. Ich mußte mich, namentlich im Anfange, stets neben ihn setzen, während meine Träger alle hinter uns hockten, da Garega nicht wollte, daß sie den Bali halfen. Hatten wir uns nun 2—3 Stunden mit Zusehen abgequält, gehörig Palmwein dazu getrunken und ich geraucht, dann pflegten 30—40 ältere Weiber des Häuptlings im Gänsemarsch zu erscheinen, die für meine Leute eine Unmenge Brode aus gekochter Hirse oder Maismehl herbeibrachten, sowie zahllose Kalebassen eines ausgezeichneten, heimischen Bieres; die Baliarbeiter erhielten natürlich auch ihren Theil davon. Gegen 12 Uhr dann ging die ganze Gesellschaft unter Führung des Häuptlings wieder ins Dorf, woselbst der Rest dieses „achtstündigen Arbeitstages" mit verschiedenen Beschäftigungen hingebracht wurde, gelegentlich durch einen längeren Palmweinumtrunk unterbrochen.

An den Tagen, wo die Bali nicht auf dem Stationsplatze arbeiteten, gingen sie, vorausgesetzt, daß keine Tänze oder Ernten dazwischen kamen, in die Bambuspflanzungen fremder Dörfer, um für den Stationsbau das nöthige Holz zu „requiriren", was, wie bereits erwähnt, mitunter mehr oder weniger einem Raubzuge glich. Die immer nach Hunderten zählenden Bambus wurden zunächst auf dem Marktplatze zum Austrocknen hingelegt und erst nach sechs bis acht Tagen in Arbeit genommen. Dann kamen Garegas alte Rathgeber sowie ein halbes Hundert Bali auf dem Marktplatze zusammen, um die Bambuswände u. s. w. für die Häuser herzurichten, die sie später in fertigem Zustande zum Aufstellen auf die Station hinüberbrachten. Auf diese Weise wurden oft sämmtliche Theile von 3—4 Häusern erst im Dorfe fix und fertig gemacht, von zahlreichen behenden Burschen er=

griffen, im Laufschritt unter Halloh durch das tiefer liegende Balidorf auf den Stationshügel geschleppt und dort zusammengesetzt und aufgestellt. Zu diesem Zwecke war ein Platz gereinigt, geebnet und darauf der Grundriß des zu errichtenden Hauses abgesteckt, der bei den gewöhnlichen Häusern immer genau ein Geviert war. Zunächst nun wurden die aus vier Bambus verfertigten Seitenwände aufgestellt, mit ihren Enden sorgfältig aneinander gepaßt und durch die weiche, schmiegsame Rinde junger Bambus fest zusammengeschnürt. Alsdann wurden in gewissen Abständen dicke Pfosten von der Höhe der Wand dicht neben diese in die Erde gerammt und ebenfalls eng mit der Wand verschnürt, so daß das Ganze nunmehr einen sehr starken Halt hatte. Schließlich wurde auf die vier Wände eine 20 Centimeter überstehende Decke, gleichfalls aus Bambus, gelegt und auf diese wieder vier große Bambusdreiecke der Art befestigt, daß ihre Spitzen oben zusammenliefen und auf diese Weise die Form einer Pyramide bildeten. Nunmehr wurden die Bambuswände des Hauses mit Lehm beworfen und möglichst glatt abgestrichen und nachdem noch das Dachgerüst recht dick mit langem, trockenen Grase besteckt und dieses an den überstehenden Enden sauber abgeschnitten war, konnte der Rohbau als vollendet gelten. Die Thüröffnung, die mitunter kaum einem Manne Eingang gestattete, wurde geschmackvoll durch Bambusbrettchen verkleidet und inwendig eine Schiebethür angebracht; sonstige Oeffnungen, wie Fenster und dergleichen, kennt der Bali nicht. Nach etwa acht Tagen kann ein solches Haus bezogen werden, da das Trocknen des Lehmbewurfes durchschnittlich nicht mehr Zeit erfordert. Der Lehm zum Bewerfen der Häuser befand sich nahe bei der Station, ebenso das zu Garben bereits zusammengebundene Gras zum Decken, während das Wasser zum Anmachen des Lehmes etwa zehn Minuten weit geholt werden mußte. Diese Arbeiten, Grasdeckung und Lehmbewurf, wurden immer erst verrichtet, wenn mehrere Häuser im Gerüst fertig dastanden. Alsdann herrschte eine fabelhafte Em=

sigkeit. Zahllose, wassertragende und singende Weiber gingen hin und her, Dutzende von kräftigen Männern stampften unter Gesängen den Lehmbrei mit ihren Füßen. Die Grasträger, die Lehmstreicher und die Dachdecker vermehrten durch Johlen und Schreien den allgemeinen Lärm. Inmitten dieses Getriebes pflegte dann der alte Garega zu sitzen, den unvermeidlichen Palmweinbecher in der Hand und seine Zufriedenheit durch häufiges Lachen und Zurufe äußernd. Solche Augenblicke ameisenartiger Emsigkeit entschädigten mich denn wieder für manche langweilige Stunde, wo die Arbeit nur so zu schleichen schien.

Während dieser Zeit sah ich manche Gesandtschaft, die von ferner liegenden Gegenden mit Geschenken kam, um mich zu besuchen und ihren Häuptlingen über mich Bericht zu erstatten. Garega pflegte mich dann wie ein Wunderthier stolz aus meinem Hause holen zu lassen und den höchlichst erstaunten Gästen einen Augenblick, etwa auf ein oder zwei Palmweinschoppen-Längen — denn ohne diesen ging es einmal nicht — vorzustellen. Er meinte, solchen Buschmännern, Sklaven u. s. w. dürfe sich ein so „mächtiger" Mann, wie ich sei, nicht zu lange zeigen, ein Grundsatz, der allgemein bei großen afrikanischen Häuptlingen, und zwar nicht ohne tieferen Grund, vertreten wird. Beständige Furcht und sklavische Unterwürfigkeit hält allein die Negerstämme im Zaum. Die Persönlichkeit des Herrschers würde aber ihren Nimbus verlieren, wenn sie allzu sehr sich den Blicken des Volkes preisgeben oder gar mit ihm, äußerlich wenigstens, menschliches Fühlen an den Tag legen würde. Dürfen doch manche Häuptlinge sich überhaupt nicht vor ihren Unterthanen sehen lassen. Ein weiterer Grund dieser Abgeschlossenheit mag auch darin liegen, sich die Zudringlichkeit und die unaufhörlichen Betteleien der lieben Unterthanen vom Halse zu halten; denn unter dieser Untugend hat der eingeborene Häuptling nicht minder zu leiden, als der durchreisende Europäer.

Mit dem am Rande des Graslandes sitzenden Häuptlinge und meinem Blutsfreunde Fo Bessong, der zugleich ein Handels-

freund Garegas war, unterhielten wir regen Verkehr. Da er eines Tages Nachricht sandte, daß mitunter Leute aus Banyang auf Märkten getroffen würden, die auch er beschickte, so beschloß ich den Versuch zu machen, an Zeuner einen Brief abzuschicken und ihm mitzutheilen, wo ich zur Zeit war.

Denn für die Außenwelt mußte ich verschollen bleiben, so lange es mir nicht gelang, die Verbindung mit Barombi wieder herzustellen. In der That hatte man in Kamerun und auch in Deutschland nicht ganz unberechtigte Besorgnisse über den Verbleib der Expedition. Eingeborene hatten in Kamerun erzählt, die ganze Expedition sei durch die Banyang vernichtet, und ich selbst getödtet worden. Man habe meine Leute in die Sklaverei verkauft, während mit meinen Gebeinen die Kriegstrommel geschlagen würde. Ein Körnchen Wahrheit war ja an diesem Gerücht insofern, als von den vier, auf dem bewußten Nachtmarsche verloren gegangenen Lagosleuten drei getödtet und einer als Sklave verkauft war.

Der an Lieutenant Zeuner abgesandte Brief kam nach drei Wochen als „unbestellbar“ zurück, weil die Banyang ihn nicht durchlassen wollten. Zwar erklärten sie ihre Bereitwilligkeit, Frieden zu schließen, allein als ich als Beweis für ihre wirklich ehrliche Absicht die Rückgabe der bei N'Gang geraubten Sachen verlangte, da blieb alles nach wie vor still. Nur einer der vermißten Lagosleute erschien wieder und zwar als Geschenk Fo Bessongs, der ihn für mich losgekauft hatte.

Durch Fo Bessong hörten wir auch von den großen Verlusten, die die Banyang namentlich bei N'Gang erlitten, sowie von ihrem Erstaunen, als sie plötzlich N'Gang verlassen gefunden hatten. Am folgenden Morgen nach unserem Abzuge hatte nämlich die gesammte Macht der Banyang vor N'Gang gelegen, das sie, irregeleitet durch das schreiende Kind und den krähenden Hahn, noch besetzt glaubten. Als die List zu Tage kam, waren sie uns alsbald gefolgt, aber jedesmal zum Abschneiden des Weges etwas zu spät gekommen. Der Zauber des Weißen, den ich

auf dem Bauche trüge — sie meinten damit den vor meinen Leib geschnallten, großen Fluidkompaß, — habe allein dies bewerkstelligen können.

Aber auch noch andere Nachrichten hörten wir im Laufe der Zeit. Als wir den Weg von Babessong nach Bali machten, hätten etwa 300 Bewaffnete eines Nachbardorfes, die uns damals in Babessong besuchten, zum Ueberfall im Hinterhalt gelegen. Allein die Stärke der damals mit den Gefangenen über 200 Mann zählenden Karawane habe die Leute abgeschreckt, etwas gegen uns zu unternehmen.

Das Merkwürdigste aber bei der Geschichte war, daß der alte Fo Bessong dies vorher gewußt hatte. Sein Eid lautete ja, wie er selbst mehrfach betont hatte, nur dahin, ich solle in seinem Dorfe kein Uebeles erdulden, dagegen könne er keine Bürgschaft für das übernehmen, was auf der Landstraße mir begegnen würde. Nun hätte er mich ja nur warnen dürfen und das um so eher, als er selbst mit eben diesen Wegelagerern in Fehde lag, die sich allerdings nur auf das gelegentliche Wegfangen und Tödten eines Ochsen oder Sklaven beschränkte. Dann aber würde er erst recht die Rache seiner Gegner herausgefordert haben, die aus unserer kriegsbereiten Haltung jedenfalls Verdacht gegen Fo Bessong geschöpft hätten. Es war unter diesen Umständen alles Mögliche, wenn Fo Bessong trotzdem seinen eigenen Bruder und ersten Minister als Führer nach Bali mitschickte, sowie den wohlmeinenden, eines tieferen Sinnes unter diesen Umständen nicht entbehrenden Rath gab, auf etwa am Wege lauernde Leoparden ein wachsames Auge zu haben.

Sodann kam uns damals häufiger ein Gerücht zu Ohren, ein Weißer mit wenig Leuten sei unten im Waldlande in Krieg verwickelt. Er habe schon vier Stämme durchzogen, könne aber jetzt nicht weiter und habe viele Dörfer verbrannt. Möglich, daß irgend wo auf englischem Gebiete eine kleine Expedition ins Innere wollte und von den Eingeborenen zurückgeworfen wurde. Jedenfalls machte Garega mir den Vorschlag, wir

wollten, wenn der Weiße käme und nicht mein Bruder sei, ihn überfallen und uns den Raub theilen! Daraus ließen sich leicht Schlüsse auch auf unsere eigene Sicherheit ziehen, und in der That waren unter der Expedition immer Leute, die meinten, wir würden doch noch in Bali dran glauben müssen. Indessen bot mir eines Tages Garega, den ich wegen solcher Redereien seitens einiger seiner Leute gestellt hatte, Blutsfreundschaft an, deren Abschluß jedoch weit appetitlicher war, als die mit Fo Bessong. Auch hier wurden die Einschnitte in den Unterarm, und zwar in den rechten gemacht, Kolanüsse und Kubebenpfeffer gegessen und die Schwurformel des Inhalts gesprochen, „daß dessen Bauch anschwellen und daß derjenige in neun Tagen eines unnatürlichen Todes sterben solle, der nach diesem Schwur nicht wahrhaftig und treu zum andern stünde!" Alsdann wurde der blutgefärbte Palmwein getrunken, wobei auch die beiderseitigen Dolmetscher ihren Theil bekamen.

Bezeichnend aber waren die Worte, womit Garega die Feierlichkeit begleitete. „Du bist wie ein Küchlein in mein Haus gekommen, Weißer, und ich hätte Dich mit Leichtigkeit tödten sowie Deine Schätze nehmen können. Allein seitdem Du bei mir weilst, habe ich die Art des Weißen gesehen und kennen gelernt. Zwar sind noch manche Leute in meiner Umgebung, die mir rathen, Dich zu tödten. Allein fürchte nichts, ich werde Dir kein Leids zufügen, noch dulden, daß irgend ein Anderer es thue, denn es ist besser, den Verstand der Weißen zu erwerben und sie zum beständigen Segen als Freunde zu haben, anstatt durch einen gelegentlichen Raub kurzwährenden Vortheil davon zu tragen!"

Solche Worte klangen ja recht einleuchtend, denn sie waren offen und die dargelegten Gründe verständlich genug. Zu gleicher Zeit aber sprach der Häuptling beständig davon, er würde nie dulden, daß ich ostwärts in das Land Bamúm ginge. Denn dort wohne ein mächtiger Fürst, dessen Stadt so groß sei, daß man einen Kampf in dem einen Ende am andern nicht hören

könne. Wenn ich einmal erst dort sei, würde ich ihn vergessen und nie wiederkommen. Dieses war eine weniger angenehme Botschaft, denn sie schob meine Pläne immer weiter ins Ungewisse. Und dies war um so schwerer zu ertragen, als ich anfing, für die Bali und ihren Häuptling wirkliche Freundschaft zu empfinden.

Seinem Aeußeren nach war Garega ein stattlicher, wohlbeleibter Herr. Der Eindruck seiner massigen Gestalt wurde durch das weite, fast bis auf die Füße hinabreichende, mantelartige Haussagewand von meist dunkelrother Farbe noch gehoben. Sein Kopfschmuck war für gewöhnlich ein kleines, landesübliches Bastmützchen und um den Hals hing eine dicke Kette aus Messingperlen, wie sie aus europäischem Messingdraht im Lande selbst angefertigt werden. Seine Gesichtszüge waren nicht die des gewöhnlichen Negers; eher erinnerte seine togaumwallte Gestalt an einen feisten Senator der römischen Kaiserzeit, eine Vorstellung, mit der das Gemessene und Würdevolle seines ganzen Auftretens im Einklang stand. Nach Baliart pflegte er Haupthaar und Bart sorgfältig abrasieren zu lassen und der Hautfarbe durch häufiges Einreiben mit Rothholz eine nicht unschön aussehende, bordeauxrothe Färbung zu geben. Sein Alter richtig zu bestimmen war beim Fehlen jeglichen Haarschmuckes nicht leicht. Einzelne Stoppeln verriethen indessen mitunter den Schnee auf seinem Haupte und ähnliche Spuren am Kinn seines ältesten Sohnes, Tita N'Yi, ließen mich zu dem Schlusse kommen, daß er, wenngleich noch immer ein sturm- und wetterfester Mann, wohl seine 60 Regenzeiten hinter sich haben mochte.

Wie sein Alter, so war auch sein Charakter mit Bestimmtheit schwer zu erkennen; während die Einen in ihm nur den biedern, alten Herrn sahen, erklärten ihn Andere für den geriebensten Hallunken. Nach meiner persönlichen, jahrelangen Erfahrung haben wohl beide Ansichten ihre Berechtigung. Heute ein fröhlicher Zechkumpan, harmlos, gutmüthig, ja beinahe kindlich, morgen ein selbstbewußter, mißtrauischer, sich über Treu und Glauben hinweg setzender, echt afrikanischer Despot, immer

aber klug, zurückhaltend und scharfbeobachtend ist er für den Europäer jedenfalls eine schwer zu leitende, nur mit Vorsicht zu behandelnde Persönlichkeit.

Mir gegenüber waren sicherlich Ehrgeiz und Habgier die Haupttriebfedern seines Handelns. Es muß daher unsere Sache sein, aus diesen Leidenschaften nach Möglichkeit Nutzen zu ziehen.

Im Verkehre mit Europäern zeichneten sich die Bali und ihnen mit gutem Beispiele vorangehend, Garega durch außerordentlich angenehme Formen aus. Da fand man nichts von jener verkommen und bettelhaften Zudringlichkeit der verzogenen „Küstenkönige". Ruhig und bescheiden, unter peinlicher Beobachtung der geschuldeten, äußeren Ehrerbietung, naht der gemeine Mann sich seinem Häuptling und ebenso auch dem Europäer. Ebenso pflegen die Häuptlinge selbst niemals die vor der Ueberlegenheit des Weißen instinktiv gefühlte Achtung und Ehrfurcht bei Seite zu setzen, ohne sich deshalb etwas an ihrer eigenen Würde zu vergeben.

Die Macht Garegas ist seinem Volke gegenüber eine unumschränkte. Offenen Widerspruch gegen seine Befehle giebt es nicht und mehr wie einmal sah ich den Alten in grimmer Wuth auf den gekrümmten Rücken seiner säumigen Unterhäuptlinge den Speer entzweischlagen. Aber der Häuptling weiß sehr klug die Wünsche der Volksseele zu erlauschen, worüber ihn überdies noch eine Art Senat von 50—60 älteren Männern auf dem Laufenden erhält. Nichts wird unternommen, nichts als Gesetz verkündet ohne die Sicherheit, daß es auch durchgesetzt werden kann, dann aber heißt es: Sic volo — sic jubeo!

Kommt es jedoch vor, daß seine vorausschauenden Pläne auf passiven Widerstand bei seiner weniger einsichtsvollen Umgebung stoßen, dann pflegt er mitunter zu einem, uns allerdings sonderbar erscheinenden Auskunftsmittel seine Zuflucht zu nehmen, nämlich: zur zeitweiligen Abdankung und zu einem vorübergehenden „Ausstand". Der Last der Regierung anscheinend müde, zieht er sich ganz allein auf eine abgelegene Pflanzung zurück, setzt sich dort an einem verborgenen Plätzchen nieder und ver-

weilt hier stundenlang, in tiefen Groll versunken. Oft bedarf es vieler Bitten seiner ihn allenthalben suchenden Umgebung und selbstverständlich der Zusage unbedingten, künftigen Gehorsams, bis er sich erweichen läßt, sein Herrscheramt wieder aufzunehmen. Seine Rückkehr gleicht alsdann einem wahren Triumphzuge.

Mitunter habe ich selbst in besonders schwierigen Fällen den alten Schlaukopf, wenn er gar zu halsstarrig schien, auf dringende Bitten seiner vertrautesten Rathgeber aufgefordert, doch wieder auf seinen Thron zurückzukehren, was er dann auch, wenngleich nur nach längerem Zögern und Widerstreben, niemals abschlug. Konnte doch sein Ansehen beim eigenen Volke wie bei den Nachbarn nur dadurch steigen, daß selbst ein weißer Mann nach ihm und seiner Rückkehr verlangte. Laut über die Lasten des Amtes klagend wandelte er dann, verschmitzt und zufrieden vor sich hin lächelnd, unter den Schmeicheleien und Lobpreisungen seiner Umgebung, ins Dorf zurück, woselbst ein gemeinschaftlicher Versöhnungstrunk der ganzen Komödie ein Ende machte.

Dem Häuptlinge steht das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen zu. Hinrichtungen ließ der Alte früher häufiger vollziehen, nunmehr hat er das Recht über Leib und Leben der Bali dem jeweiligen Führer der Expedition übertragen.

Garega ist für einen Negerfürsten recht wohlhabend zu nennen. Er hat etwa 200, in einem besonderen, kleinen Dorfe innerhalb des großen Balidorfes wohnende Weiber. Indessen sind nur einige wenige Lieblingsfrauen in seiner nächsten Umgebung. Sobald eine sich Mutter fühlt, tritt sie zurück und macht einer jungen Nachfolgerin Platz. Daß Garega Vater zahlreicher Kinder ist, kann somit nicht Wunder nehmen, und er hört es nicht ungern, wenn man ihn beim gelegentlichen Tode dieses oder jenes seiner Sprößlinge damit tröstet, für ihn sei das ja nicht so schlimm, da er so viele Kinder habe und noch mehr zu erwarten seien.

Bei uns in Deutschland würde der Unterhalt eines solchen

kleinen Heeres von Weibern, Kindern und Dienern, d. h. Sklaven, dem Hausherrn wohl das größte Kopfzerbrechen machen, schon allein wegen der Beschaffung der allergewöhnlichsten Lebensmittel. Aber während die jugendlichen Weiber dem Herrn und Gebieter die Zeit vertreiben, arbeiten die dienstfreien und älteren auf den Feldern, bereiten Mehl oder richten die Mahlzeiten her für Herren und Knechte, Weiber und Kinder. Und nun die Toilettenfrage der Damen — noch nie hat der alte Garega sich darüber eine trübe Stunde gemacht! In nacktester Einfachheit wandeln, wie alle Baliweiber, so auch die Damen vom Hofe Garegas dahin, kaum daß sie als junge Frauen nach der Geburt des ersten Kindes anfangen, das aus feinen Gräsern und Kräutern angefertigte, handbreite kleine Schürzchen, das sogenannte Guássi, zu tragen; dieses Kleidungsstückes Beschaffung und Erneuerung ist aber ebenso einfach wie kostenlos.

Die Feldgüter Garegas sind sehr ausgedehnt, und oft sieht man Hunderte von Menschen darin arbeiten. Dann spaziert der hohe Gutsherr umher, spornt die Säumigen an, beurtheilt die Arbeit und spricht fleißig dem, wie überall, so auch hier ihn begleitenden Palmweinkruge zu.

Garega giebt sehr viel auf reichliches Essen und auf ein dementsprechendes Aeußere. Wohlbeleibtheit wird allgemein bei den Schwarzen als besonderes Zeichen von Wohlhabenheit und Würde angesehen, und für eine Karlsbader Kur fehlt dem Neger jegliches Verständniß. Dick sein ist ihm gleichbedeutend, wie Viel haben, und Viel, Viel oder eigentlich Mehr, Mehr ist das „Suum cuique“ des Afrikaners. „Halte, was du hast, und nimm, was du kriegen kannst“, zu diesem Grundsatz bekennt sich auch Garega, ohne dabei aber so selbstsüchtig zu sein, um nicht auch über die Wohlhabenheit anderer, namentlich seiner Freunde, sich aufrichtig freuen zu können. Seine Sorge um meinen wohlgerundeten Leib ging so weit, daß er sich manchmal mit prüfendem Griff überzeugte, ob die treffliche Kost im Balilande und der Palmwein auch bei mir gut anschlüge. Er selbst hatte

eine sonderbare, aber sehr richtige Lebensregel, die er mir fast tagtäglich predigte, und zwar lautete sie: „Man muß bei der Unsicherheit und Unbeständigkeit der menschlichen Dinge bereits in aller Herrgottsfrüh' so viel Speise und Trank zu sich nehmen, daß, mag dann im Laufe des Tages kommen, was da wolle, es einem jedenfalls den Appetit nicht mehr verderben kann. Ein zwar etwas materieller, aber für Menschen, die vermöge ihres Berufes stets auf dem Qui-vive stehen müssen, nicht ganz zu verachtender Grundsatz. Im Laufe meiner Erzählung werde ich Gelegenheit haben, noch mannigfache andere Aussprüche Garegas anzuführen, aus denen sich am besten die natürliche Klugheit und eigenartige Lebensanschauung dieses merkwürdigen Mannes entnehmen läßt.

In der zahlreichen Familie Garegas spielten nur dessen älteste Söhne Tita N'Yi und M'Bo eine hervorragende Rolle. Nach Balirecht war Tita N'Yi als der ältere Nachfolger seines Vaters, während dieser den tüchtigeren jüngeren M'Bo hierzu ausersehen hatte. Darum herrschte bis zu meinem Eintreffen zwischen beiden Brüdern ein geradezu feindliches Verhältniß, und es mag dies für Garega mit ein Grund gewesen sein, mich, wie später erzählt werden wird, zum Oberhaupt aller Bali und damit zu seinem Nachfolger auszurufen, indem er hierdurch die Möglichkeit einer blutigen Auseinandersetzung der Beiden nach seinem Tode zu vermeiden hoffte.

Der ganze Stamm zerfällt in die eigentlichen Bali, an 6000 Köpfe stark mit etwa 1500 Kriegern, und die in den Vordörfern wohnenden sogenannten „Bakonguan“, etwa 15000 Köpfe mit 3500 Kriegern, unter denen wieder die Báminyi die zahlreichsten sind. Soldat ist man in diesen Ländern vom 14. Jahre bis zum 60. ohne Ausnahme. Die in nördlichen Bogen von Bali wohnenden Bakonguan sind die ursprünglichen Herren des Landes und von den Bali, die etwa vor 75 Jahren aus den südlichen Gebieten von Deutsch-Adamaua zu ihren jetzigen Wohnsitzen sich einen Weg bahnten, unterworfen worden.

Indem aber den Besiegten eine gewisse Selbständigkeit belassen wurde, fanden sie sich leicht in die neuen Verhältnisse, so daß man sie zur Zeit als mit den Bali ziemlich verwachsen ansehen kann. Unter dem gemeinsamen Namen „Bali“ ist dieser Stamm mit dem Häuptling Garega an der Spitze unter den Binnenstämmen der gefürchtetste.

Außer diesem Balistamme giebt es übrigens noch andere Bali im Hinterlande, die mit den unsrigen nur den Ursprung gemeinsam haben. Zur Zeit der Einwanderung splitterten diese Bali vom Hauptstamme ab und gründeten eigene Gemeinwesen, worunter die zwei Tagereisen ostnordöstlich von Bali auf hohen Bergen wohnenden „Bali-Kumbát“ (kū = Schenkel, bát = Klettern = Schenkelkletterer) die mächtigsten sind, und im Gegensatz zu diesen nennen sich unsere Bali auch Bali N'yóng (n'yong = Stamm), was so viel als die „echten“ besagt.

Wie bei allen Graslandstämmen, so bestehen auch bei den Bali die ausgedehnten Dörfer aus zahlreichen, dicht bei einander liegenden Gehöften, deren jedes bis zu einem Dutzend Häuser und mehr enthält. Die einzelnen Anwesen sind durch lebende Hecken oder durch Mattenzäune, zwischen denen schmale Pfade hindurchführen, von einander getrennt. Bananenhaine und kleinere Baumpflanzungen entziehen die Wohnungen thunlichst den forschenden Blicken der Vorübergehenden. Die Häuser sind, wie schon früher geschildert, viereckig, aus Lehm aufgeführt, etwa drei Meter hoch und mit einem sehr steilen, dick mit Gras belegten Pyramidendach bedeckt.

Die Häuser haben gewöhnlich nur eine kleine, verschließbare Thür, die knapp einem erwachsenen Menschen den Eintritt gestattet. Natürlich giebt es auch größere Gebäude, wie z. B. das Haus des Hofbesitzers, die Palmweinhäuser, wo man in der Regenzeit oder sonst bei kühlem Wetter seinen Schoppen trinkt, sowie die Versammlungshallen. Gewöhnlich lagern sich um das Haus des Hofbesitzers die Häuser der Frauen, von denen je eine oder auch zwei mit ihren Kindern ein Haus gemeinsam bewohnen.

Was die äußere Erscheinung und das Auftreten der Bali anlangt, so kann man auch hier wieder die Beobachtung machen, wie die Natur eines Landes sich in seinen Bewohnern wiederspiegelt. Denn im Gegensatz zu der in den dumpfen Urwäldern der Küstengebiete wohnenden schlaffen Bevölkerung sind die Bali, die Söhne der freien Hochebene, körperlich entwickelter und geistig geweckter. Ihr Wuchs ist weit über Mittelgröße, und riesenhafte Gestalten sind durchaus keine Seltenheit, ihr Bau ist sehnig und muskelstark; jene fleischigen Körperformen, wie man solche an der Küste, bei den Duala z. B. zu beobachten Gelegenheit hat, sind kaum zu finden, obgleich gerade Garega und seine Brüder sich ausnahmsweise durch Wohlbeleibtheit auszeichnen. Auffallend sind die langen Schenkel der Bali, die sie in den Stand setzen, große Strecken ohne Ermüdung zurückzulegen; überhaupt liebt es der Bali, seine Kraft zu zeigen und sich im elastischen Laufschritt oder Sprunge von höher stehenden Personen zu entfernen. Wie bei den meisten Naturvölkern, so ist auch die Haltung der Bali sehr gerade, ihr Gang aufgerichtet und stolz, eines gewissen würdevollen Anstandes nicht entbehrend.

Eigenthümlich ist ihre Schädelform. Sie haben die Gewohnheit, bald nach der Geburt den kleinen Kindern durch wiederholtes sanftes Drücken mit der flachen Hand auf die obere Stirn dem Schädel nach hinten zu eine möglichst eiförmige Gestalt zu geben, was namentlich bei abgeschnittenen Köpfen in die Augen fällt. Dieser Brauch scheint den meisten Grenzstämmen Süd-Adamauas eigen zu sein, der übrigens keinen nachtheiligen Einfluß auf die geistigen Fähigkeiten der Bali hat, die im Gegentheil recht gut entwickelt sind.

Die Schneidezähne pflegen die Männer vorn spitz zu schlagen, während beim weiblichen Geschlecht etwa mit dem siebenten Jahre die beiden oberen Schneidezähne ausgebrochen und nur die beiden unteren zugespitzt werden.

Das Haupthaar rasiren beide Geschlechter mit kleinen dreieckigen Messern entweder ganz ab, oder sie lassen den Kopf ent-

lang von der Stirn nach dem Hinterhaupte einen elliptischen, an die Kopftracht der Hamburger Dienstmädchen erinnernden Haarkamm stehen. Diese, sowie noch einige andere, weniger häufige Haartrachten, z. B. das Scheren einer den halben Vorderkopf umfassenden, künstlichen Glatze, sind beiden Geschlechtern eigen, desgleichen die Gewohnheit, die Augenbrauen abzurasiren, während die Männer sich hin und wieder auch noch die Augenwimpern ausreißen. Eine ausschließlich männliche Haartracht ist ein kleiner, buckelartiger Schopf auf dem Wirbel. Er wird durch Zusammenflechten der Wirbelhaare hergestellt und dieser Haarkegel alsdann durch kleine, daran befestigte Metallplättchen, Kaurimuscheln, Antilopenhörnchen, kleine Klingeln und dergleichen Zierrath verschönt. Dieser Schopf soll den Feinden in der Schlacht eine bequeme Handhabe bieten, um dem gefallenen Bali nach Siegerbrauch den Kopf abzuschneiden und ihn alsdann vermittelst dieses Schopfes wie an einem Henkel im Triumph nach Hause zu tragen. Denn es gilt für eine Schande, wenn dem Erschlagenen behufs besserer Beförderung des Kopfes Lippen oder Ohren zum Durchstechen eines Speerschaftes aufgeschlitzt werden. Wie bei den Indianern die Skalplocke, so ist bei den Bali dieser Schopf das Zeichen eines kriegerischen Mannes.

Die Hautfarbe der Bali ist sehr dunkel und nähert sich bei vielen dem Schwarzblau. Es ist jedoch schwer, ihre richtige Hautfarbe auf dem ersten Blick festzustellen, da sie den Körper mit einem Brei aus Rothholz einzureiben pflegen, der, sobald er auf der Haut eingetrocknet und ein wenig verrieben ist, dieser beständig eine nicht unschöne, bordeauxrothe Färbung giebt. Das weibliche Geschlecht huldigt in ganz hervorragender Weise dieser Gewohnheit, den Körper zu schmücken, bildet doch die Einreibung mit Rothholz fast seine ausschließliche Bekleidung. Während nämlich die Männer stets in einem togaartigem Gewande der tögṓ — oder wenigstens im Kriegshemde — dem n'tchi m'búm — gehen, wandeln selbst junge Frauen völlig unbekleidet oder tragen höchstens das bereits oben erwähnte

naturwüchsige Kleidungsstück, das Guássi. Es ist der volksthümliche Schmuck der Balifrauen, und besteht lediglich in einem etwa handgroßen Schürzchen, das vorn und hinten getragen wird. Es wird gewöhnlich aus frischen, weißen Bananenfibern oder auch aus wohlriechenden Kräuterbüscheln gefertigt. Hinten liebt man es, einen bis fast in die Mitte des Rückens fächerartig sich ausbreitenden, ebenfalls aus zarten Grashalmen geflochtenen Schweif, dessen unterer Theil mit roth-weiß-schwarzgefärbten Gräsern umwickelt wird, anzubringen. Wenn dieses Pfauenrad beim Gehen sich so recht anmuthig hin und her bewegt, ist die eitel danach umschauende Balischöne glücklich und ihres Eindrucks auf die Herren der Schöpfung sicher.

Außer diesen aus Gras hergestellten Guassi, deren Anfertigung, da die Frauen die feinen Gräser und weichen Kräuter mühsam zusammen suchen und verarbeiten müssen, geraume Zeit, etwa einen ganzen Vormittag in Anspruch nimmt, giebt es auch noch sehr schöne aus Perlenschnüren mit Messingzierrath angefertigte, die jedoch nur gelegentlich bei großen Tänzen getragen werden.

Die durch die Expedition hinausgetragene Kultur hat aber bereits mit diesen Sachen aufzuräumen begonnen. Schon sieht man anstatt der frischen Gras- und Kräuter-Guassi handbreite Zeuglappen, so daß bald auch die Bekleidung der Weiber mit europäischen Stoffen allgemein und damit die Sorge um die Toilette der Damen für die Männerwelt in Bali eine bei weitem drückendere und beständige werden wird.

Während die Weiber stets ohne Kopfbedeckung sind, hat der Bali beständig eine kleine, aus feinem Palmenbast geflochtene Mütze auf, kaum größer als der Umfang des Wirbels; auf beiden Seiten werden gerne einige lustig wehende Hahnenschwanzfedern hineingesteckt. Bei großen Tänzen jedoch, wie im Kriege, schmücken sich die meisten mit einer Federkrone, die geschickt am oben erwähnten Haarschopf befestigt wird. Diese Federkronen sind meist aus Hahnen- und Hühnerfedern, hauptsächlich weißen

und schwarzen, seltener braunen, gefertigt und besitzen mitunter einen großen Durchmesser. Wenn der Bali kampfesfroh durch das Blachfeld dahinstürmt oder im Tanze nach Kriegerart wild das Haupt schüttelt, erinnert diese kriegerische Zier an die wallenden Helmbüsche unserer Soldaten.

Die Bali sind ein Kriegerstamm, und ganz unbewaffnet sieht man nie einen. Immer trägt er an der rechten Hüfte an ledernem Wehrgehänge meist zwei, mitunter drei zweischneidige Dolchmesser. Unter der linken Achsel hängt das kurze, breite Schlachtschwert, und in der Hand hält er Flinte und Speer, damit, wenn die Flinte versagt, der Speer an deren Stelle treten kann. Sie lieben die Waffen so sehr, daß sie selbst beim Tanze sie nicht ablegen und die Messerklingen und Speerspitzen sowie der Eisen- und Messingbeschlag der Gewehre sind immer tadellos blank geputzt. Uebrigens pflegen auch die Hauptweiber der angesehenen Leute bei ihrem Gange zu den oft stundenweit entfernten Feldern eine große Lanze mit langem Blatt und Messingbeschlag zum Schutz und als Zeichen ihrer Würde zu tragen. Trotz dieser großen Liebe für Waffen ist es verboten, sich bewaffnet den Häuptlingen zu nahen, vielmehr legt der Ankömmling seine Waffen ab, ehe er dem Häuptlinge den geschuldeten Gruß bietet. Garega allerdings hielt nicht sehr strenge auf diese allgemeine Sitte des Graslandes. Ihm ist unter den Waffen wohl, und er hat keine Sorge, von einem seiner Unterthanen angefallen zu werden, denn Furcht vor Meuchelmord ist der eigentliche Ursprung dieser Sitte. Unzertrennlich von dem Bali ist ferner die an der linken Seite hängende Basttasche oder der in der Hand oder am Arme getragene kleine Beutel, der sehr geschickt aus dem Fell der verschiedensten Thiere, wie Zibethkatzen, Antilopen, kleiner Leoparden u. s. w. angefertigt ist, indem der ganze Balg sammt den Füßen abgezogen und bis auf eine Oeffnung hinten zum Hineinfassen zugenäht wird. Dieser Rucksack enthält Feuerzeug, Eisen, Stein und Zunder, Tabak sowie das unentbehrliche Trink-

gefäß, während die oft künstlerisch verzierte Thonpfeife, ein dem Bali ganz unentbehrliches Bedürfniß, zumeist in der Hand getragen, und daraus selbst mitten im Gefecht geraucht wird. Die Trinkgefäße sind theils Büffel- oder Kuhhörner, theils schönverzierte Kürbisschalen, bei den Vornehmen auch gegossene, messingene Trinkbecher von ansehnlichem Gewicht; leider werden diese höchst eigenartigen Gegenstände schon durch europäische Blechbüchsen, Sardinendosen u. s. w. verdrängt.

Die Trinkgefäße können bei den Bali als das Wahrzeichen einer gewissen Gastfreiheit angesehen werden, jener so äußerst seltenen Tugend im dunkeln Welttheil. Gern bieten sie dem Fremdling, der sich durstig ihrer Hütte naht, einen Trunk Palmweins, — n'dú — oder Maisbieres — n'káng — an, und erklärlicherweise sind es vor allem die Palmweinhäuser der Häuptlinge und Vornehmen, wo sich gern allerlei durstiges Volk zum gemeinschaftlichen Umtrunk und geselliger Rede zusammenfindet.

Beim Häuptling Garega wurden, wie schon mehrfach erwähnt, oft gewaltige Trinkgelage abgehalten, und es ist kein Tanz, kein Kriegsrath, ja kein einfacher Besuch denkbar, der nicht mit einem Trunk eingeleitet würde.

Diese Gelage nehmen meist immer denselben Verlauf. In den letzten Nachmittagsstunden versammeln sich die Gäste und hocken in Gruppen vor dem Häuptlingsgehöfte auf dem weithin sichtbaren Marktplatz, die nimmer ausgehenden Pfeifen im Munde. Jetzt erscheint Garega in Person, gemessenen Ganges. Nachdem er sich ernst und schweigend und ohne die Anwesenden besonders zu beachten, auf dem Felsblock vor dem Eingange seines Gehöftes niedergelassen, klatschen die Anwesenden dreimal laut in die Hände, und wenn der Alte gut gelaunt ist, erwidert er diesen Gruß mit einem kurzen, heisern Lachen. Noch aber findet keine Unterhaltung statt. Die Sklaven des Häuptlings sowie seine Lieblingsweiber erscheinen und schleppen 8 bis 10 Liter fassende Kalebassen mit Palmwein herbei. Kleine Trinkkalebassen und Kolanüsse, welche mit dem Palmwein unzertrennlich

sind, werden vertheilt. Dargereichte Büffel- sowie Kuhhörner, durch langen Gebrauch glänzend polirt, werden gefüllt, und nachdem der erste Durst gelöscht ist, beginnt die nur leise und murmelnd geführte Unterhaltung unter den hockenden Trinkern, während Garega selbst im Rathe der Alten lebhaft das Wort führt, die jede Bemerkung ihres Fürsten mit ehrerbietigem Ausrufen des Beifalles, wie „m'bēre! t'ebāwo fōn!" — gut, prächtig, mein Fürst — begleiten. Die Bali haben einen Tag in der Woche, den sogenannten tebu n'tān, d. h. alle fünf Tage, wo sie sich in dem Gehöfte ihrer Unterhäuplinge oder bei Garega schon morgens um 6 Uhr zum Umtrunk zusammenfinden. Alsdann wird aus gewaltigen, 20—30 Liter fassenden Thontöpfen, auf hell lodernden Feuern angewärmter Palmwein unter die unermüdlichen Zecher vertheilt. Bei diesen Gelagen, die zugleich eine religiöse Bedeutung haben, wird manches besprochen und ausgeheckt, was oft zum Schaden anderer nachher zur That wird.

Fast niemals kommen Ausschreitungen bei solchen Gelagen vor, obgleich auch hier die Waffen natürlich nicht fehlen, und die Unterhaltung mitunter einen sehr erregten Ton annimmt; diese Erscheinung verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Bei den Naturvölkern läßt sich oft genug die Beobachtung machen, daß gerade sie bei solchen Gelegenheiten äußerst zurückhaltend und selbst in der Trunkenheit bestrebt sind, eine ruhige Haltung zu bewahren.

Der Bali verläßt gewöhnlich mit Tagesgrauen sein Haus, worin die ganze Nacht wegen der kühlen Witterung ein Feuer brennt. Bald nachdem die nöthigsten häuslichen Verrichtungen besorgt sind, sieht man die Baliweiber, oft 10—20 beisammen, mit Feldgeräthen und Körben sich auf die mitunter weit gelegenen Felder begeben, begleitet von ein bis zwei Bewaffneten. Die Männer selbst, sofern sie nicht in größeren Haufen auf die benachbarten Märkte ziehen oder in die Bambushaine zur Bereitung des Palmweins wandern, schlendern müßig im Dorfe umher oder sitzen, behaglich ihre Pfeifen rauchend,

auf den freien Plätzen innerhalb ihrer Gehöfte. Sind größere, den ganzen Stamm betreffende Verhandlungen zu führen, so strömen sie auf dem großen Marktplatz vor dem Hause Garegas zusammen. Hier sieht man einen großen Theil des Tages die mächtige Gestalt des Balifürsten auf seinem Felsblock thronen, während in verschiedenen Gruppen theils seine eigenen Leute, theils Vertreter fremder Stämme vor ihm auf dem Boden hocken, um Streitigkeiten vorzutragen oder sonstige Geschäfte zu verhandeln.

In den Nachmittagsstunden pflegen die Weiber vom Felde zurückzukehren und große Lasten von Maiskorn aus den dortigen Vorrathsschuppen sowie Feuerholz und andere Lebensmittel herbeizuschleppen. Hin und wieder eilen behenden Schritts von den Märkten heimkehrende Sklaven durch das Dorf, die geschickt an kurzer Stange über der Schulter zwei mit Palmwein gefüllte Kalebassen tragen. Das Geräusch, das tagsüber in dem Balidorfe herrscht, verstummt gegen Sonnenuntergang allmählich; aus den Hütten steigt der Rauch des Herdfeuers empor, ein Zeichen, daß die Menschen ihre Abendmahlzeit bereiten. Um 8 Uhr, nachdem die Dunkelheit schon längst hereingebrochen, herrscht überall Ruhe, wenn nicht gerade Tänze oder Todtenklagen die feierliche Stille der Nacht unterbrechen.

Die Pflanzungen der Bali sind sehr ausgedehnt. Vorwiegend werden Negerhirse und Mais gezogen, deren Anbau große Felder und viel Arbeit erfordert, die, wie es z. B. auf den Besitzungen Garegas oder anderer Großen der Fall ist, von Hunderten von Männern verrichtet wird. Der Ackerbau wird in sehr einfacher Weise betrieben. Mit den im Lande angefertigten Hacken lockern sie die obere Bodenkrume und häufeln geschwind viele Meter lange schmale Beete auf. Hier hinein wird das Saatkorn geworfen und leicht mit der Ferse in den Boden gedrückt. Die natürliche Fruchtbarkeit in Verbindung mit Regen und Sonne thun dann das Uebrige. Wenn die Saat etwa zwei bis drei Handbreit aufgegangen ist, wird das Feld

vom Unkraut gereinigt und bleibt ohne weitere Bearbeitung bis zur Ernte liegen. Diese wird durch das Aufgebot vieler Hände, Weiber und Männer, schnell bewältigt, wobei die Aehren gleich auf dem Felde von den Halmen abgebrochen und in großen, besonders zu diesem Zwecke errichteten Speichern geborgen werden. Die später mit den Wurzeln ausgerissenen Halme bleiben auf dem Felde liegen und werden, nachdem sie ein wenig ausgedörrt sind, sorgsam zwischen die einzelnen Furchen hingelegt, um als Dung bei der Neubestellung verwandt zu werden. Sonst kennen die Bali, wenn man das Niederbrennen des Grases nicht dafür gelten lassen will, keine Düngung in unserem Sinne, und Brachäcker sind häufig. Sie wechseln im Anbau mit den verschiedenen Fruchtarten; wo in einem Jahre Hirse stand, pflanzen sie im nächsten Mais und umgekehrt.

Mais und Hirse sind Hauptnahrungsmittel. Sie werden aber auch zur Bereitung eines ganz vorzüglichen Bieres benutzt. Nachdem die Körner zum Keimen gebracht sind, wird dieses Malz zwei Tage und zwei Nächte lang gekocht und gehörig durchgeseiht, und abermals zwei bis drei Tage zum Gähren stehen gelassen, um dann als dickflüssiges Braunbier genossen zu werden. Es ist dies das Getränk des gemeinen Mannes und nur in den Jahren, wo wegen Schonung der Palmen kein Wein gemacht werden darf, trinken es alle.

Neben dem Mais und der Hirse werden in den Dörfern Pisang gezogen, die den dritten Hauptbestandtheil der Volksnahrung bilden; daneben kommen aber noch mannigfache andere Nahrungsmittel vor, so zwei bis drei verschiedene Arten Yams (Dioscorea), ebenso viele Arten von Koko (Colocasia), Bohnen und dergleichen mehr, so daß der Bali durchschnittlich unter 25 verschiedenen, pflanzlichen Nahrungsstoffen die Wahl hat. Auch haben sie bereits angefangen, aus den von mir erhaltenen Sämereien, Radieschen, Rettige, Tomaten, Schneidebohnen, Kohl und Kartoffeln zu ziehen, und Garega liebt es, zum Palmwein einen stark gesalzenen Rettich zu verzehren.

In den meisten Dörfern halten die Bali Ziegen, Schafe und in besonders dazu bestimmten Ortschaften auch Schweine. Daß Hühner vorhanden sind, ist selbstverständlich, doch auch Kapaunen werden gezogen, Rindvieh dagegen findet sich im allgemeinen nicht in den Balidörfern, wiewohl es im Graslande einige Orte giebt, wo eine kleine Rasse gezüchtet wird, die ein ganz vorzügliches Fleisch liefert. Hunde benutzen die Bali zu Jagdzwecken, doch mästet man sie auch des Fleisches halber, um sie namentlich an die Stämme des Waldlandes zu verhandeln, wo, wie ja auch an der Küste selbst, die Hunde, hauptsächlich in verschnittenem Zustande, ein sehr beliebter Braten sind, den übrigens auch der Bali nicht unbedingt verschmäht. Jagd wird verhältnißmäßig wenig betrieben. Die Hauptzeit dafür ist die der Grasbrände, wo das Wild, durch das Feuer aufgescheucht, seine verborgenen Schlupfwinkel verläßt und den allenthalben auf sein Hervorbrechen lauernden Jägern zum Opfer fällt. Elefanten werden in Fallgruben gefangen, desgleichen Leoparden, deren Fleisch nur vom Häuptling und seinen Großen genossen werden darf, und die Unterschlagung dieses Bratens wird selbst an den Vasallenhäuptlingen streng bestraft.

Die Hauptbeschäftigung der Bali ist Handel, daneben auch etwas Wegelagerei, um Leute von anderen Dörfern abzufangen und als Sklaven zu verkaufen.

Die Industrie der Bali steht verhältnißmäßig auf nicht sehr hoher Stufe. Da sie vermöge ihrer hervorragenden Unternehmungslust mehr Tauschwaaren besitzen, als die anderen Graslandstämme, so kaufen sie ihre Werkzeuge, Speere, Messer u. s. w. von den eingeborenen Hintersassen, indessen giebt es bei ihnen Schmiede, die aus einheimischem Eisen ebenfalls sehr gute Messer, Lanzen, Hacken und eiserne Kugeln zu schmieden, sowie aus dem von den Kalabargegenden kommenden, europäischen Messing Lanzenspitzen oder Kugeln zu verfertigen wissen. Außerdem ist die Herstellung von Tabakspfeifen eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Bali, und man muß über die Mannigfaltigkeit der Formen,

sowie über die Schönheit der Ausführung einzelner Pfeifenköpfe und Pfeifenrohre wirklich erstaunen.

Wie aber bei allen Stämmen im Innern Afrikas, die von der Kultur berührt werden, so vollzieht sich auch hier eine allmähliche Umwandlung der einheimischen Gebräuche und Kunstfertigkeiten. Bereits fangen die Bali an, von ihren alten Mustern abzugehen und europäische nachzuahmen, und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo ein aus einheimischem Eisen geschmiedetes Schwert eine Seltenheit sein wird, da sie bessere und ebenso billige Sachen auf dem Wege des Handels von der Küste erhalten. Die Waffen der Haussa und Mandingo in Westafrika, sowie in Ostafrika die Speere der Massai werden zum Theil schon jetzt in Europa nachgemacht und an unerfahrene Sammler als echte verkauft. Außer Eisen birgt ihr Land übrigens noch Kupfer in den östlichen, Zinn in den westlichen Gegenden. Die Gewinnung des Eisens ist die in Mittelafrika allgemein übliche.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß in den Baliländern im alltäglichen Verkehr eine Art Münze gebräuchlich ist. Das ist das sogenannte „tchang“, ein Messingdraht, armlang und von Bleistiftdicke, der in einen mehrfach gewundenen Ring fest zusammengedreht ist. Der Werth dieses Tchang entspricht einer Armlänge Zeug oder etwa 25 Pfennig nach unserm Geld. Der Tchang vermittelt im gewöhnlichen Leben, sowie auf den Märkten den Handelsverkehr, sofern nicht Waare gegen Waare umgetauscht wird. Man kauft, wenn man nicht in Zeugstoffen, Pulver oder Salz bezahlt, jederzeit Sklaven, Ziegen, Schafe, Hühner, Waffen u. s. w. für Tchang. Gewöhnlich wird der Tchang vor den neugierigen Augen des Nächsten mit berechtigtem Mißtrauen verborgen und vergraben.

Auf den Marktplätzen werden, mit Ausnahme des Elfenbeins und der Sklaven, Sachen aller Art gehandelt, so wie sie der Bali zum täglichen Leben gebraucht: einheimische Körbe, Matten, Hacken, Töpfe, Schafe, Schweine, Ziegen, Rothholz, Pfeifen, Tabak, Basttaschen, Kriegsmützen, Messer, Dolche,

Speere u. s. w. Elfenbein ist wie Sklaven ein Gegenstand, der bei seinem großen Werthe und weil man die Schätze, die man dafür zu erlegen hat, nicht gerne öffentlich zur Schau trägt, meist nur nachts oder tagsüber doch nur an abgelegenen Orten oder bei verschlossenen Thüren gehandelt wird.

Die Bali sind meistentheils helle und aufgeweckte Köpfe. Das englische Kauderwelsch der Träger, ja selbst deren eigene Sprache hatten sie bald erfaßt. Unsere Balisoldaten mußten später, um dies schon hier anzuführen, die deutschen Kommando lernen und waren nach der Ansicht der sie ausbildenden Offiziere mindestens ebenso anstellig, wie unsere deutschen Rekruten.

Die, dem Exerziren zusehenden Balikinder faßten schnell die ihnen doch ganz fremden und unverständlichen Kommandoworte auf, und wenn man in den Nachmittagsstunden im Dorfe spazieren ging, konnte man die kleinen Burschen die Kommando: Stillgestanden! Rechts um! Links um! Marsch! rufen hören, und außerdem auch noch manche andere militärischen „Kosenamen". Auch die jungen Baliweiber, die, wie bei uns daheim die Dienstmädchen, mit Vorliebe dem Exerziren zusahen, sahen in diesen Bezeichnungen eine willkommene Bereicherung ihres erotischen Wörterschatzes und brachten sie mit mehr oder weniger Geschick an den Mann. Bei den Waldlandstämmen, die unmittelbare Küstenbevölkerung nicht ausgenommen, findet man derartige, immerhin ein gutes Auffassungsvermögen verrathende Eigenschaften weniger, obwohl oder vielleicht gerade weil die Weißen dort seit vielen Jahren bekannt sind.

Dieser Intelligenz entspricht ein für afrikanische Verhältnisse geringer oder doch jedenfalls ein im Verhältniß zu anderen Gegenden harmloser und unblutiger Aberglaube. In die religiösen Vorstellungen dieser Leute einen Einblick zu thun, ist äußerst schwierig, da sie sehr zurückhaltend und wenig geneigt sind, gesprächsweise auf diesen Gegenstand einzugehen. Bestimmte Gottesvorstellungen und ein darauf sich gründender Kultus sind unbekannt, vielmehr huldigen sie einer Art Dä-

monismus, der in den verschiedenen Lebenslagen seinen Ausdruck findet und wobei die bösen Geister und deren Versöhnung die Hauptrolle spielen. So bezweckt beispielsweise das Besprengen einzelner Körpertheile mit Wasser, sowie das Waschen des ganzen Körpers bei gewissen Anlässen, wie z. B. bei Rückgängigmachung der Blutsfreundschaft, eine Reinigung von bösen Einflüssen. Das Bestreichen der Füße, sowie des Magens mit weißer Tonfarbe, das bei den wie schon erwähnt zugleich einen religiösen Charakter tragenden, großen Trinkgelagen am Tchu n'tan vorgenommen wird, soll die Theilnehmer hieb- und stichfest machen. Bei Krankheiten wird an abgelegenen Orten in dem davon betroffenen Gehöft eine Schale mit Wasser und eine andere mit Nahrung hingestellt, um den das Haus heimsuchenden Geist zu versöhnen. Zur Zeit der Ernte laufen die Vertrauensmänner des Häuptlings, an langer Schnur ein Stück Holz, das Schwirrholz, durch die Luft sausen lassend, von Gehöft zu Gehöft, von Pflanzung zu Pflanzung, um bösen Geistern den Eintritt zu verwehren. Diese Männer dürfen von keinem Weibe gesehen werden. Ebenfalls zur Abwehr feindlicher Einflüsse befinden sich an den meisten Thoreingängen der Gehöfte herabhängende Palmwedel, sowie über oder vor der Schwelle kleine, mit einem Zaubermittel angefüllte Rinnen, gewöhnlich ein Gemisch von Mehl, Rothholz, Wasser u. s. w. Rothholz gilt als besonders heilig bei allen wichtigeren Handlungen, aber auch bei allen größeren Tänzen und Kriegszügen ist vorheriges und nachheriges Einreiben mit Rothholz beliebt.

Zwar giebt es einen Ausdruck für Gott, „nikṓb", mit welchem Worte man übrigens auch den Weißen, als ein für sie höheres und räthselhaftes Wesen, bezeichnet; dieser Gott scheint ein böser, gefürchteter Walddämon zu sein, da „kób" schlechthin „Wald" oder „Busch" besagt. Ein guter Gott wird überhaupt nicht verehrt, da der Bali, solange es ihm gut geht, ganz und gar nicht nach Gott fragt, wie dies auch anderwärts vorkommen

soll; sobald aber ein Unglück droht, werden „Nikob“, „dem Waldteufel“ Opfer gebracht, um seinen Zorn abzuwenden.

Die eben kurz erwähnten äußeren Zeichen des Aberglaubens bemerkt man im alltäglichen Leben aber nur wenig, und während z. B. der untere Kongo voll von Götzenbildern ist, sieht man bei den Bali, abgesehen von kleinen, bei besonderen Gelegenheiten hervorgebrachten Amuletten, niemals solche. Namentlich auf Reisen über Land, gleichviel ob zu fernem Markte oder zum Kriege, tragen sie am linken Oberarm kleine Täschchen, aus Ziegen- oder Leopardenfell gefertigt, oft ein halbes Dutzend oder mehr, um etwa drohendes Unheil auf dem Wege abzuwehren. Diese erinnern an ähnliche, Koransprüche enthaltenden Amulette der Mohammedaner, die, theilweise wenigstens, auch am Oberarm befestigt sind. Aber, wie gesagt, im großen und ganzen sind die Bali realistisch und nicht zu beschaulicher Betrachtung und religiöser Grübelei veranlagt.

Häufiger sprach ich mit Garega über das Christenthum; aber er meinte, nur was man sehe, wisse man, und das Wissen sei der rechte Glauben, alles andere nutzloses Kopfzerbrechen. Er würde aber, falls Missionäre kämen, weil es zum Vortheil diene, sich gerne taufen lassen, und zunächst in meinem, seines Blutsfreundes, Glauben. Aber auch jeden anderen Glauben würde er annehmen, da der Mensch nur gut sei, wenn es auf einen besonderen Glauben nicht ankäme. Er wolle der Freund aller Weißen sein, und das Gute nehmen, wo er es finde. Der geneigte Leser wird hieraus ersehen, daß religiöse Vorurtheile nicht zu den schwachen Seiten Garegas gehörten; übrigens denken, beiläufig bemerkt, so ziemlich alle aufgeklärten, schwarzen Häuptlinge, Könige, Sultane gerade so wie Garega, nur ohne es immer so offen auszuplaudern.

Die Verehrung der Todten und der Verkehr mit den Vorfahren über das Grab hinaus lassen immerhin auf einen Glauben an Unsterblichkeit schließen, der aber dem Volke weder zu vollem Bewußtsein gekommen noch auch zu einer eigentlichen Lehre ausgebildet ist.

Muth und Ausdauer, Klugheit und Stolz sind die besten Eigenschaften der Bali, die allerdings häufig genug in ihren Kehrseiten als Raublust und Eigensinn, Verschlagenheit und Eitelkeit zu Tage treten. Nie ist der Fremdling in den Baliländern auf der Landstraße vor Ueberfall und Plünderung sicher, und der alte Garega stellt das Musterbild eines echten schwarzen Raubritters dar. In diesen Gegenden herrscht ein beständiger Kriegszustand, der sich weniger in entscheidenden Gefechten — obgleich auch diese vorkommen — als in gelegentlichen Ueberfällen und Plünderungszügen kundgiebt. Die beständige Unsicherheit der Verhältnisse hat jedoch ein gewisses Nationalgefühl insofern zu Stande gebracht, als verschiedene Dorfbezirke sich durch Abschließung von Verträgen, die durch Blutsfreundschaft geheiligt werden, miteinander zu größeren Verbänden geeinigt haben. Hierdurch wollen sie sich gegen mächtigere Nachbarn schützen, zugleich aber auch einen ungehinderten, sichern Verkehr der verschiedenen Dorfgemeinden auf einem größeren Gebiete zum Besuch der Märkte u. s. w. gewährleisten.

So unzuverlässig und hinterlistig aber auch die Balistämme untereinander sind, so wenig sie dem von Fremden gegebenen Worte trauen oder das eigene zu halten gesonnen sind, so peinlich achten sie die einmal geschlossene Blutsfreundschaft, die bei vielen anderen Negerstämmen mehr oder weniger eine leere Form und lediglich darauf berechnet ist, dem abschließenden Häuptling ein Geschenk oder sonst einen Vortheil zu verschaffen. Hier im Graslande aber hat sie sich zu einer Art religiöser Einrichtung ausgebildet, wodurch, soweit dies überhaupt unter menschlichen Verhältnissen möglich ist, die Heiligkeit der einmal abgeschlossenen Bündnisse und Verträge unbedingt gesichert wird.

Die Form ihrer Schließung ist nicht immer die gleiche. Selbst an einem und demselben Orte unterliegt sie mehr oder weniger größeren Abweichungen. Aber das gegenseitige Trinken des Blutes der vertragschließenden Theile, die „Vermischung der beiden Körper“ und die damit sinnbildlich ausgedrückte Leibes-

und Willenseinigung ist überall das wesentliche Merkmal. Garega pflegte deshalb in seiner drastischen Weise von der Blutsfreundschaft zu sagen: Wir haben zwar zwei Bäuche, aber einen Kopf.

Aus der großen Vorsicht, womit die verschiedenen Punkte des Vertrages besprochen und immer wieder besprochen werden, aus den mannigfachen Erwägungen und Ueberlegungen, daß keine Partei von der andern übervortheilt werden könne, kann man schon ersehen, wie ernst die Eingeborenen es mit der Blutsfreundschaft nehmen. Wenn sie nicht die Absicht haben, einen Vertrag zu halten, sind sie auch nicht zur Blutsfreundschaft zu bewegen.

Die vorstehend geschilderten Einblicke in das Leben und Treiben der Bali und ihres Fürsten gewann ich während der ersten Monate meines Aufenthaltes im tagtäglichen Verkehr mit ihnen. Es waren Eindrücke, wohl geeignet, mich mitunter nachdenklich zu stimmen. Denn ich mußte mir sagen, daß ich diese Leute nicht durch Waffengewalt, sondern nur allmählich auf friedlichem Wege, durch Ueberredung und Eingehen auf ihre Wünsche und Pläne, mir dienstbar machen konnte.

Capitel VII.

Von Baliburg zum Benue. Mai bis Juni 1889.

Zum Benue. Afrikanische Diplomatie. Angst der Träger. Garegas letzter Versuch. Endlich los. Abschied. Bandeng. Bafut. Empfang daselbst. Gualem. Palmweingelage. Krieg in der Luft. Kinder abfüttern. Bange machen gilt nicht. Soll gehen. Weigerung der Blutsfreundschaft. Schlechte Führung. Verrath nahe. Im Eilmarsch durch die Lappen. Wegefreuden. Erstes Nachtlager. Bifa und seine nackten Wilden. Die Gesandten von Babeumeka. Ins Biyathal. Auf nackten Füßen. Der Hunger und seine Folgen. Intermezzos. Im Kessellager bei kalten Bratäpfeln. Ein gefundener Stock. Im Hoffnungsthal. Die Rauchsäule. Gerettet. Der erste Haussa. Zehn Tage festgehalten. Die Haussadörfer. Die Flegel-Berge. Takum und sein Häuptling. Yakubu. Ein Pferd für eine Pistole. In Donga. Ich bin der Bruder Flegels. Mohammedanisches Beiramfest. Ueberraschung in Okari. Am Benue in Ibi.

Die auf der Station dem Grasfeld abgerungenen Pflanzungen gediehen und grünten, aber sie mahnten mich auch täglich an das noch unerreichte Ziel. Obschon Garega mir mehrfach zugesichert hatte, ich solle nach Verlauf eines gewissen Zeitraumes weiter ziehen, so suchte er meine Abreise doch möglichst hinauszuschieben und mich durch Einwände aller Art hinzuhalten, in deren Bekämpfung und Widerlegung ich mich allerdings ebenso zäh und hartnäckig zeigte, wie er in ihrer Erfindung. So kam er allmählich wohl selbst zur Ueberzeugung, daß er mich auf die Dauer nicht halten könne; Gewalt aber gegen mich anzuzuwenden, verbot ihm die geschlossene Blutsfreundschaft. Dagegen trachtete er mir meine Träger abspenstig zu machen und für sich zu gewinnen, und zwar als schlauer Menschenkenner und Diplomat durch zwei verschiedene, aber auf schwarze Seelen gleich wirksame Mittel, Furcht und Sinnenlust.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Mein erstes Haus auf Baliburg.

Erbaut Februar – März 1889.

Zahlreiche feindliche Stämme sollten auf dem Wege nach Adamaua wohnen und unter ihnen der Häuptling von Bafut sich durch ganz besondere Heimtücke und Habgier auszeichnen. Diese sei so groß, daß er schon beim bloßen Anblick von fremdem Gut vor Neid und Gier zu zittern anfange. Bereits einmal habe er vor Jahren weiße Leute, d. h. Fullāni, die fünf Jahre lang zum Zwecke des Handels bei ihm ansässig gewesen seien, auf ihrer Rückkehr nach Adamaua überfallen, abgeschlachtet und beraubt. So würde es auch uns dort ergehen, und man würde uns tödten wie die Antilopen zur Zeit der Grasbrände. Und wenn es uns auch gelänge, durch die Bafut hindurch zu kommen, so stände uns hinterher ein gefährlicher Marsch durch wüstes, unbewohntes Land bevor, wo wir unfehlbar Hungers sterben müßten. Auch böse Buschmänner träfen wir noch vorher, die ganz nackt gingen und keine Gewehre kennten, sondern nur Pfeil und Bogen.

Solcherlei Reden führte der Alte nicht nur mir gegenüber, der ich darüber lachte, sondern auch vor meinen Leuten, die anfingen, Furcht zu bekommen. Oft lud Garega meine Aufseher in seinen Hof zu sich und inter pocula fiel dann so ganz zufällig bald hier, bald dort ein einschüchterndes Wort. Und langsam fing es an zu wirken, und je häufiger mich die Leute von der Spitze eines dicht bei der Station liegenden Hügels, woselbst ich mir eine Art Pavillon errichtet hatte, nach Norden ausschauen sahen, desto verständnißvoller blickten sie sich an, ernst und schweigend, für mich aber beredt genug. Im übrigen verrichteten sie ihre Arbeit zur Zufriedenheit.

Erschien ihnen somit die Zukunft in immer dunkleren Farben, so lachte die Gegenwart um so heller. Schon gleich im Anfange hatte Garega meinen sämmtlichen Aufsehern nicht nur Weiber geschenkt, sondern auch sonst den Trägern den Verkehr mit Balimädchen in der ausgedehntesten Weise gestattet, ja geradezu befohlen, indem ältere Haremsbesitzer ihre jungen Sklavinnen scharenweise gegen Abend mit Essen und Palmwein auf

die Station schicken mußten. Was Wunder, daß sich die Leute, zumal ihr Arbeitsdienst nicht zu anstrengend und die Beaufsichtigung der Natur der Verhältnisse nach beschränkt war, sich überaus wohl unter diesen Verhältnissen fühlten und dieses auch allabendlich durch beständiges Tanzen und Singen zum Ausdruck brachten!

Baliburg fing an ein förmliches Capua zu werden, und als drei Monate auf diese Weise ins Land gegangen waren, stand ich vor der Wahl, entweder in ganz entschiedener Weise Garega gegenüber auftreten zu müssen oder aber die Gewalt über meine Leute zu verlieren.

So begab ich mich denn, nachdem schon einige Tage vorher durch die Dolmetscher hin und her verhandelt war, am 24. April selbst zu ihm hin und erklärte kurz und bündig, nunmehr sei die Zeit gekommen, wo er sein mir gegebenes Versprechen halten und mich ziehen lassen müsse. Zu klug, um eine ablehnende Antwort zu geben, erklärte sich Garega einverstanden und sicherte mir meine Abreise in drei Tagen zu, unterließ es aber nicht, vor den mir unterwegs drohenden Gefahren nochmals eindringlich zu warnen.

Befriedigt kehrte ich nach Hause zurück und rief meine sechs Aufseher zusammen. Das Arbeiten auf der Station wurde für beendet erklärt und den Trägern befohlen, sich für den Morgen des dritten Tages fertig zu machen, um dann den Marsch zum Bénue anzutreten. Bestürzten Antlitzes entfernten sie sich. Kurz vor Sonnenuntergang aber kamen sie wieder, und ein Lagosmann bat mich Namens der Träger, doch daran zu denken, wie gefährlich der bevorstehende Weg sei. Lieber sollten wir auf Bali bleiben und warten, bis Zeuner käme. Wenn es sein müsse, würden sie gerne gegen die Banyang ziehen, um den Weg für ihn offen zu halten. Während der Worte des Aufsehers wagte mich keiner von dessen Begleitern anzublicken, auch dieser selbst wich meinem Blick aus und sah nach Beendigung seiner sonst sehr geschickten und ruhigen Rede scheu zu Boden. Was der Mann sagte, war von seinem Standpunkte aus ja gewiß recht

einleuchtend. Aber die einmal übernommene Aufgabe legte mir denn doch höhere, weitergehende Verpflichtungen auf; zudem war es an der Zeit, den Leuten einmal zu zeigen, daß ich nicht von ihrem guten Willen abhängig sei. So ließ ich denn die Alarmtrommel rühren und hielt, nach berühmtem Muster auf meine Büchse gelehnt, vor versammeltem Volke etwa die folgende Ansprache: „Ihr wißt, daß ihr euch in Kamerun verpflichtet habt, mir im Busch überall hin zu folgen, wohin ich gehe und habt mir auch alle versichert, ihr kenntet den Busch und seine Gefahren. Alles haben wir bisher glücklich überwunden. Wir sind von Barombi nach Batom gezogen, wir haben in Batom Ochsen gegessen, weil uns die Leute fürchten, wir haben die Dörfer der bösen Banyang niedergebrannt, die Männer getödtet, die Weiber des Königs gefangen. Wir haben dann allein den Weg durch die Wälder gefunden und sind ohne Palaver durch Babessong zu den Bali gekommen. Anfangs waren auch die Bali nicht gut, und es gab viel Palaver, aber der König der Bali hat mit dem Weißen Blut gemischt, und nun sind wir alle Freunde. Die Bali lieben uns jetzt so, daß sie uns nicht fort lassen wollen. Lügner aber sind sie doch; sie sagen, der Weg sei weit und schlecht, die Bafut böse und zahlreich. Sind es aber der Leute, die von Kamerun bis Bali und in Bali selbst wohnen, nicht viel mehr, als die Bafut zusammen und hat euch der Massa nicht durch alle glücklich hindurchgeführt? Ist der Weg zum Benue aber nicht näher wie der nach Kamerun, und sind nicht auch auf dem Benue Dampfer? Wenn ihr euch aber fürchtet und ihr allein nach Kamerun zurückfinden könnt, so geht nur. Aber ohne mich werdet ihr von den Banyang getödtet und so sicher eure Mütter nicht wiedersehen, als dort drüben die Sonne untergeht", und indem ich bei diesen Schlußworten auf den letzten Rand der eben hinter Bali verschwindenden Sonne zeigte, fingen die Weileute plötzlich an ihre Trommel zu rühren.

Im Nu führten wir, da auch die Aengstlichen mitgerissen wurden, gemeinsam unter Flintenknallen einen wilden Kriegstanz

auf und nach Norden zeigend, schrie alles, meinem Beispiel folgend: Benue! Benue! Mit Staunen sahen die auf den Klang unserer Trommeln zahlreich herbeigeeilten Bali dieser Scene zu, anfänglich schweigend, bis plötzlich auch einer von ihnen die Trommel ergriff und nunmehr ein allgemeiner Verbrüderungstanz entstand, nach dessen Anschluß ich zur Krönung des Festes und meines rednerischen Erfolges noch ,mehrere 100 Liter Palmwein für alles Volk zum Besten gab.

Nun galt es aber auch das Eisen schmieden. Noch in der Nacht packte ich mit meinen Vertrauten und schon der frühste Morgen sah uns wieder bei der Arbeit. Vormittags erschien ein Dutzend von Garegas ältesten Rathgebern, um mich zu begrüßen und mir Glück auf den Weg zu wünschen. Nur um eins aber möchten sie mich bitten: ich solle Garega, der mein Freund sei, nicht im Lande lächerlich machen, indem ich nicht wiederkehre, und anderswo ein Haus baue! Dieses schwor ich ihnen zu und zur Bekräftigung des Schwures rieben wir uns gegenseitig mit Rothholz ein.

Kaum aber waren wir damit fertig, als der zweitälteste Sohn Garegas erschien und mir 4 Stäbchen Holz überreichte mit der Erklärung, vier Häuptlinge einschließlich Bafut hätten soeben das Holz geschickt und drohten mit Krieg, wenn ich in ihr Land käme. Das war augenscheinlich ein letzter Versuch Garegas, mich einzuschüchtern. Mit lauter Stimme rief ich daher M'Bo und den alten Männern zu: „Garega baba, Bali baba", zu deutsch: „Garega und die Bali sind verrückt", wandte ihnen den Rücken, ging ins Haus und ließ mit erneutem Eifer weiter packen.

Und siehe da, Abends spät noch kam mein Dolmetscher mit einer großen Palmweinkalebasse von Garega, der mir wörtlich folgende Botschaft sandte: „Weißer, Du bist wahrhaftig Gott, denn was ich heute morgen Dir sagen ließ, that ich um Dich einzuschüchtern. Aber Du hast ein starkes Herz, ziehe hin und komme wieder, wie Du versprochen hast."

Früh schon am anderen Morgen war alles in Leben und Bewegung. Zunächst wurde die Station einem Aufseher der Lagosleute übergeben, der mit dreißig Mann — Kranken und Schwachen — sowie den gefangenen Banyangweibern zurückbleiben sollte. Dem zweiten Häuptlingssohn M'Bo, dessen großes Gehöft unten im Thale zu Füßen der Station, jenseits des Baches, lag, wurde die Sorge für diese und ihrer Besatzung anvertraut.

Um 8 Uhr marschirte ich, 155 Mann mit kleinen, leichten Lasten bepackt hinter mir, zum Thore hinaus, nicht ohne Wehmuth einen letzten Blick auf die mir bereits lieb gewordene Ansiedlung werfend. Zunächst ging es durchs Dorf zum Marktplatze, um Abschied von Garega zu nehmen. Einige Hundert Leute und nicht wenig junge Weiber darunter, standen in Gruppen auf dem weiten Platz zerstreut umher; bald hier, bald dort steckte eine verschämte Balischöne ihrem bisherigen Galan ein gewichtiges Päckchen mit Mundvorrath zu, das übrigens ohne besondere Rührung entgegengenommen wurde, denn auch bei den Negern gilt der Grundsatz: andere Städtchen, andere Mädchen!

Garega geleitete mich mit den Aufsehern ins Privatpalmweinhaus, und beim Kreisen der Becher und dem Genuß von Kola mußte ich dem sehr ernst aussehenden Häuptling noch einmal versprechen, wieder zu kommen. Dann gab er selbst das Zeichen zum Aufbruch, brachte mich zum Ausgange seines Gehöftes und hieß mich warten. Einige alte Männer erschienen, überreichten Garega einen seltsam geformten Zauberstock, während der Leibsklave ihm ehrfurchtsvoll eine Kalebasse mit klarem Wasser, sowie einen frischen Zweig darbot. Diesen tauchte Garega in das Wasser, murmelte einige geheimnißvolle Worte und besprengte die steinerne Thorschwelle, sowie mein Gesicht und meinen Nacken; dann schloß er mich in seine Arme und mir noch einmal fest ins Auge blickend, hieß er mich gehen, mit ausgestrecktem Arm selbst den Weg weisend.

Auf dem Markte war es todtenstill; grüßend schritt ich an

den rechts vom Thoreingange sitzenden, alten Männern vorbei, schrieb die Abmarschzeit auf und übernahm die Führung der Karawane, die sich alsbald mit weniger Lärm als sonst üblich in Marsch setzte. Wir verließen das Dorf am Nordostausgange, überschritten den bekannten Bach mit einem letzten Blick auf die sich stattlich genug ausnehmende Station, an deren Flaggenmast lustig die deutschen Farben wehten. Steil ging es den kurzen Anstieg hinauf und oben stand M'Bo, der mich den Führern nach Bafut übergab. So waren wir denn endlich flott geworden und nach einem letzten Händedruck mit M'Bo, dem geriebensten, aber auch dem höflichsten und hülfsbereitesten aller Bali, zogen wir dem neuen Ziele entgegen.

Bis Bafut ist der Weg ziemlich eben und nur selten eine größere Steigung zu überwinden. Während nordwestwärts das Land sich um etwa 5 Grad senkte, auch die Bergzüge mehr zurücktraten, waren diese nach Osten und Nordosten nur wenige Kilometer entfernt und in den höher gelegenen Thälern einzelne schmale Urwaldstreifen deutlich sichtbar. Hin und wieder verriethen starke Rauchsäulen, daß Eingeborene in jenen Gegenden mit dem Schmelzen von Eisen oder der Herstellung von Holzkohlen beschäftigt waren. Denn bald hinter Bali kommt man durch eine Zone, die man als die Industriebezirke der Grasländer bezeichnen kann. Hier gewinnt man ein gutes Eisen und schmiedet vorzügliche Eisengeräthe, wozu ich auch die bohnendicken, eisernen Flintenkugeln rechne, die halbdutzendweise die Ladung der großmündigen Steinschloßflinten bilden.

Am ersten Tage, es war der 26. April 1889, kamen wir nur bis Bandéng, etwa 25 Kilometer nördlich von Bali. In der Mitte zwischen Bandeng und Bali zieht sich ein Kranz von kleineren Dörfern um Bali herum, die mehr oder weniger Bali tributpflichtig sind. In deren einem, Bắfutchu, das später noch eine gewisse Berühmtheit erhalten sollte, frühstückten wir auf freundliches Einladen des Häuptlings.

Dicht vor Bandeng selbst überschritten wir einen größeren

Bach, der, westwärts strömend, seine klaren Gewässer bereits dem Flußgebiete des Benue zusendet. Eine hoch über dem Wasserspiegel führende, sehr schlechte Holzbrücke wurde von den wenigsten benutzt, vielmehr der sichere Weg durch das bis an den Bauch reichende, kühle Bergwasser vorgezogen. Drei Minuten später hatten wir einen drei Meter breiten und 5 Meter tiefen, sich auf dieser Seite um Bandeng ziehenden Graben zu überklettern, eine schwierige Aufgabe, besonders in Stiefeln, da nur ein schmaler Baumstamm als geländerlose Brücke diente. Ich zog es vor, rittlings hinüberzurutschen, zur allgemeinen Verwunderung der Schwarzen, deren dünne Bekleidung aus naheliegenden Gründen turnerische Leistungen dieser Art nicht wohl möglich machte.

Bandeng ist etwa zweieinhalbmal so groß wie Bali und augenscheinlich sehr viel älter, da die von den Eingeborenen angepflanzten Gummibäume eine bedeutende Stärke zeigen, in Bali aber ein Stamm von dem Umfange eines Menschen nicht gerade häufig ist. Der Häuptling von Bandeng kam den Pflichten afrikanischer Gastfreundschaft zwar anständig, aber doch in sehr einsilbiger Weise nach. Seine Zurückhaltung hatte ihren Grund theils in seiner Furcht vor den Bali, obschon er mit dem ältesten Sohne Garegas Handelsbeziehungen hatte, theils in dem gespannten Verhältnisse, worin er zu Bafut stand und infolgedessen er uns mit Mißtrauen beachtete. Früh am anderen Morgen ging es gleich weiter und zwar mit den beiden Baliführern, die von Bandeng brachten uns nur über den tiefen nördlichen Wallgraben. Auffallend waren auf dem heutigen Wege schöne Basaltbildungen; theils ragten sie wie Orgelpfeifen aus dem Erdboden hervor, theils konnten wir darüber hinweg schreiten, und daß sie stellenweise durch den menschlichen Fuß schon abgeschliffen waren, sprach für das Alter der Straße.

Nach $1^{1}/_{2}$stündigem, flotten Marsche kam das so verrufene Bafut in Sicht, und laute Rufe des Staunens über seine Größe entfuhren den Trägern, die sich bedeutsam und mich fragend

ansahen. In der That, wie eine Siebenhügelstadt, im Kranze alter, gewaltiger Ficusbäume, lag es vor uns, Balidorf an Ausdehnung wohl vier oder fünf Mal übertreffend. Auf einer etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Anhöhe machte die Expedition Halt und lagerte sich zwischen Felsblöcken. Eine Botschaft wurde mit der Anfrage an den Häuptling geschickt, ob wir einziehen dürften. Zwei Stunden dauerte es, ehe die bejahende Antwort zurückkam. Vorwärts ging es nun in die vor uns liegende, sumpfige Niederung und dann die Höhen hinauf, welche Bafut krönte.

In der ersten Vorstadt wurden wir von einem der Unterhäuptlinge aufgehalten, der als solcher ziemlich selbstherrlich auftrat, allerdings Ziege und Palmwein brachte, dafür aber reichliche Geschenke verlangte. Ueber eine Stunde mußten wir hier wieder auf die Boten des Häuptlings warten, die uns abholen sollten. Endlich erschienen sie, vier behende, durchtrieben aussehende Gesellen im Kriegsschmuck, die Schwertscheiden mit Klingeln behangen, die bei jeder Bewegung wie das Schellengeläute eines Schlittens ertönten. Von jetzt an übernahmen sie die Führung; das Amt der Bali war zu Ende. Volle zwei Stunden wurden wir auf und ab in Schlangenwindungen durch den sehr weitläufig angelegten Ort geschleppt und erst um 4 Uhr standen wir auf einem weiten Marktplatze im Schatten riesiger Gummibäume, auf der einen Seite ich mit meinen Leuten, auf der anderen zahlreiche, bewaffnete Eingeborene; so warteten wir eine geraume Zeit, uns gegenseitig beobachtend. Dann stürmten auf einmal die Eingeborenen vor, schossen ihre Flinten in die Luft und hielten mir die Kolben zum Gruß entgegen, den ich meinerseits von den Baliführern und meinen Aufsehern dadurch erwidern ließ, daß diese vor mich hintreten und ihrerseits die Kolben der Gewehre den Bafuts entgegenhalten mußten. Alsdann kurzes Hin- und Herfragen und Antworten: Wer seid Ihr? woher kommt und wohin wollt Ihr? worauf die Schar der Eingeborenen wieder in die ursprüngliche Stellung zurückeilte

und nun offenbar den Gegengruß der Expedition erwartete. Nach Ablegen des Gepäcks ließ ich meine Leute vorstürmen und eine dreifache Salve abgeben, deren Genauigkeit nicht ohne Eindruck blieb. Einige Zeit noch dauerte es, bis wir in den durch Baulichkeiten aller Art etwas eingeengten, aber immerhin noch geräumigen Hof des Häuptlings gerufen wurden. Zahlreiche Menschen standen schon drinnen, so daß wir nur mit Mühe gegenüber einer Art von Veranda Platz fanden, wo der Häuptling uns empfangen wollte.

Noch eine Stunde ließ der Herrscher von Bafut mich hier antichambriren, kaum daß er mir einen landesüblichen Stuhl schickte von solcher Schmalheit, daß ich darauf halb in der Luft hing. Meine Ungeduld hatte allmählich ihren Höhepunkt erreicht, als endlich zehn Sklaven aus einer Seitenthür sprangen, ebensoviele große Leopardenfelle ausbreiteten, darauf drei sehr kunstvoll gearbeitete Stühle setzten und alsbald wieder verschwanden. Endlich erschien der Häuptling selbst, Guālem mit Namen.

Eine mittelgroße, feiste Gestalt, bekleidet mit einem anliegenden Panzerhemd aus blauen Perlen, einem rothen Lendenschurz von etwa 4 Meter Länge, den er, um nicht zu stolpern, mit den Füßen nach hinten stieß, in der einen Hand ein palmweingefülltes Büffelhorn, mit der anderen den Schurz gegen den Unterleib drückend, die Nase hoch in der Luft, so stand er da in der Mitte zweier demüthig dreinblickenden Unterhäuptlinge, das Bild eines aufgeblasenen, afrikanischen Despoten, wie ich es weder vorher gesehen hatte noch auch später je wieder zu sehen bekam. Das Volk empfing seinen Herrscher nach Baliart mit dreimaligem Händeklatschen.

Ich erhob mich und ging auf den Häuptling zu, um ihm die Hand zu reichen. Sei es, daß er diese Bewegung falsch verstand, sei es, daß er mir wirklich sein Horn zum Trinken reichen wollte, genug, er bot es mir dar. Im selben Augenblick erhob sich aber auch der zur Rechten des Häuptlings

sitzende Unterhäuptling, um das Horn an sich zu reißen; selten sah ich ein so von Leidenschaften durchwühltes Gesicht, wie bei diesem Manne. Das Trinkhorn, das ich schon gefaßt hatte, ließ ich nicht los, fragte vielmehr in barschem Tone, wer hier Häuptling sei, worauf Gualem dem Manne befahl, das Horn fahren zu lassen, was dieser denn auch that, nicht ohne einen giftgeschwollenen Blick auf mich zu werfen, den ich meinerseits mit Lachen erwiderte, zugleich mit einem fröhlichen „Prosit" allen beiden zutrinkend. Alsdann begab ich mich auf meinen Sitz zurück und ließ durch den Dolmetscher den Zweck meiner Reise verkünden. Inzwischen trank Gualem fleißig aus seinem Büffelhorn, während vier ältere Weiber mit vorgeneigtem Oberkörper, die aneinandergelegten Hände vor den Mund haltend, seitlich von ihm, etwaiger Befehle gewärtig, dastanden. Ein Topf mit Essen für die Träger, übrigens kaum für 40 Mann reichend, sowie ein halbes Dutzend Kalebassen Palmwein wurden allmählich herangeschleppt, und wir endlich in ein etwas zurückliegendes Gehöft geleitet, wo wir uns so gut wie möglich bei einbrechender Dunkelheit einrichteten.

Diese Aufnahme entsprach einigermaßen der Beschreibung, die uns Garega von dem Häuptling gemacht und wurde von uns nach der reichlichen und großartigen Bewirthung, woran wir im Balilande gewöhnt worden waren, doppelt unangenehm empfunden.

Am andern Morgen bekam ich weder den Häuptling zu sehen noch schickte er trotz mehrfachen Bittens Lebensmittel. Auch seine Leute brachten fast nichts zum Verkauf, so daß ich einige Säcke Bohnen, die ich für die angeblich zu überwindende Hungerstrecke mitgenommen hatte, für den knurrenden Magen der Meinigen hergeben mußte. Endlich Nachmittags, gegen 4 Uhr, nachdem Gualem sich meine weiße Theetasse leihweise erbeten hatte, — ich sah sie nie wieder — wurde ich zu ihm gerufen. Er empfing mich in einer Halle gegenüber seinem Haupthause, einem mächtigen, sehr schön aus Bambus und Holzsäulen auf-

geführten Bau mit basaltenen Treppenstufen. Die Halle selbst war ein länglicher Raum, nach vorne offen, der Boden geschmackvoll mit Kaurimuscheln ausgelegt, ein Beweis, daß Adamaua nicht mehr allzufern sein konnte. Die eine Seitenwand der Halle nahm eine sophaartige Bank aus Bambus ein, die mit Leopardenfellen bedeckt war; auf dieser lag der Häuptling, das Trinkhorn in der Hand. Ich erhielt wieder ein Plätzchen auf einem schmalen, obschon sehr hübsch gearbeiteten Stuhle in der Ecke, da, wo die kürzere Seitenwand mit der langen Rückwand zusammenstieß und nahe beim Lager Gualems. Mitten in der Halle glühten einige dicke Baumstämme, und etwa zwei Dutzend Eingeborene hockten eherbietig vor dem Häuptling auf der Erde; meine Dolmetscher saßen halb draußen auf der freien Seite der Halle.

Vergeblich suchte ich etwas über den Durchzug zu hören. Dagegen reichte mir Gualem ein Büffelhorn und hieß mich trinken. Ich trank, auch er leerte sein Horn und machte die Nagelprobe, ich that desgleichen und unter gleichgültigen Gesprächen verwickelte mich der Häuptling allmählich in ein Wetttrinken, das mir, zumal der Palmwein sehr gut war, mehr Spaß wie Beschwerden machte, und wobei mir die bei Fo Bessong und Garega, den alten Palmweinzechern, durchgemachte gute Schule sehr zu Statten kam. Die Leute in der Halle bekamen hin und wieder auch einen Schluck ab. So oft Gualem nieste oder rülpste, verfehlten die Unterthanen nicht, diese Aeußerung eines fürstlichen Wohlbefindens zu beklatschen. Einmal stimmte auch der Häuptling zu meiner Verwunderung ein Lied an, das nach der Erklärung eines Lagosaufsehers sich genau wie ein Sang von Niger anhören sollte, und alles sang den im Tone eines Marschliedes gehaltenen Rundreim im Chorus mit, ich natürlich nicht ausgeschlossen, wenngleich ich mich aufs Mitbrummen beschränken mußte. Als der Abend kam, waren ein halbes Dutzend Palmweinkrüge leer, der Häuptling betrunken und ich wenigstens guter Dinge. Die auf deutschen Hochschulen theuer genug erkaufte

germanische Trinkbarkeit kam selbst hier zu siegreicher Geltung. Das erkannte auch Gualem an, der übrigens „bierehrlich“ Bescheid that; denn als ich schließlich beim Trinken die Führung übernahm, wiederholte er, auf den Ellenbogen gestützt daliegend und mich tiefsinnig anschauend, auf Bali immerzu nur die Worte: e nu n'du! e nu n'du! was so viel heißen sollte als: Kann der s . . . . n!

Einen gewissen Erfolg hatte ich also immerhin erzielt, wenn er mich auch etwas nachdenklich stimmte, als ich endlich mein Ruhebett, eine Bambuspritsche, aufgesucht hatte. Sehr vertrauenerweckend war die Lage gerade nicht; besonders die karge Bewirthung machte mir Sorgen, denn wie ich nach meinen Trägern gesehen hatte, klagten sie laut über Hunger und schon wieder mußten die Bohnen dran glauben. Was half es, daß ich den Dolmetschern Gualems beständig wegen Lieferung von Essen in den Ohren lag, ja dem Häuptling selbst in der Balisprache, die er verstand, mein Begehren vortrug, immer und immer hieß es māti, māti! Warte! Warte. Das war jedenfalls Absicht, und es war nicht genau festzustellen, ob man uns durch Hunger mürbe machen oder die Leute zu Diebstählen verleiten wollte, um einen Grund zu Gewaltthätigkeiten gegen uns zu finden.

Gleich am folgenden Morgen hatte ich wegen der Weiterreise mit Gualem erneute Verhandlungen. Er schien aber wenig geneigt zu sein, darauf einzugehen; der Nachmittag aber sah mich schon wieder beim Palmweingelage.

Gualem erfreute sich augenscheinlich eines großen Kindersegens, wie ich bei dieser Gelegenheit beobachten konnte. Es erschien nämlich auf einmal ein Sklave, der einen dickbauchigen, bis an den Rand mit gekochten Bohnen gefüllten Topf im Arm trug und in der linken Hand einen hölzernen Löffel schwang. Auf seinen Ruf eilten aus allen Winkeln kleine, nackte Kinder beiderlei Geschlechtes herbei, die in dichtem Gewimmel und mit ausgestreckten Händen den vor der Halle stehenden Sklaven umdrängten. Dieser fuhr alsbald mit seinem Löffel in die Bohnen-

schüssel und vertheilte den Inhalt sehr summarisch in die ihm entgegen gestreckten, offenen Händchen. Dabei wies er bald einen sich allzusehr vordrängenden Bengel zurecht, bald tröstete er ein im Gedränge zu Boden geworfenes, weinendes Mädchen. Sowie die schwarzen Kobolde ihre beiden Fäuste voll Bohnen hatten, eilten sie, eifrig kauend, von dannen, und bewunderungswerth war die Sicherheit des Blickes, womit der Speisemeister diejenigen herausfand, die sich eine zweite Portion zu erschwindeln suchten. Dann heuchelte er einen schrecklichen Zorn, drohte und jagte die kleinen Uebelthäter hinaus, die lachend das Weite suchten. Dies war aber auch das einzig liebliche Bild, das ich in Gualems Hause zu sehen bekam, sowie der einzige Anlaß, wobei sein Gesicht von innerlicher Freude und Befriedigung strahlte.

Als ich in meine Wohnung zurückkam, klagten mir die Träger abermals ihr Leid, und würde nicht die Habsucht verschiedene Eingeborene, trotz des ausdrücklichen Verbotes ihres Häuptlings, verlockt haben, gegen hohes Entgeld einige Lebensmittel zu verkaufen, so hätte ich noch tiefer in meine Bohnensäcke greifen müssen. Zugleich wurde mir berichtet, daß mitunter verdächtig aussehende Buschhäuptlinge kämen und in Gualems Haus gingen. You no smell war, Massa? Riechst du nicht Krieg, Massa? so frug zum Schluß der mir berichtende Aufseher Bai Tabe, und ich konnte ihm mit Recht antworten: Yes, I smell him! Ja, ich rieche ihn!

Gualem führte etwas im Schilde. Vielleicht konnte man ihn durch Befriedigung seiner Habgier gewinnen. Deshalb beschenkte ich ihn am folgenden Morgen überaus reichlich, und ging ihn gleichzeitig um Führer an; auch stellte ich mehr Geschenke in Aussicht, wenn ich mit seiner Hülfe glücklich wieder zurückkäme. Nach einigem Zögern und nachdem er sich längere Zeit mit seinem verschlagen aussehenden Leibsklaven in einer uns unbekannten Sprache — wie dies bei ähnlichen Anlässen auch in Bali der Brauch ist — unterhalten hatte, versprach er auf den nächsten Morgen die Führer.

Erfreut ging ich nach Hause und hieß meine Leute alles zum Aufbruch herrichten, indeß ich selbst wieder den ganzen Nachmittag bei Gualem verbringen mußte, der mich zum Palmwein befohlen hatte.

Bei dieser Gelegenheit spielte er mir einen Streich, worin ich nur einen neuen Beweis seiner boshaften Sinnesart sehen konnte. Es mochte gegen 5 Uhr sein; außer etwa zwanzig, in der Halle vor dem Häuptlinge hockenden Eingeborenen waren noch drei meiner Aufseher zugegen, die am Eingange saßen.

Da erschien, wie von ungefähr, ein Mann mit einer Schüssel gekochter Bohnen, und forderte meine Leute Namens des Häuptlings auf, ihm nach einem, von der Halle aus nicht sichtbaren Hause zu folgen und dort die Bohnen zu essen. Dies geschah denn auch, so daß ich nunmehr mit dem Häuptlinge und den Eingeborenen allein in der Halle saß, und zwar in der bewußten Ecke. Kaum aber waren meine Leute fort, als auf einmal sechs riesenhafte, bis auf den zwischen die Schenkel durchgezogenen Lendenschurz vollkommen nackte Neger hereinstürzten und ihre breiten Schlachtmesser schwingend, schnurstracks auf mich loskamen und mich vollkommen in meiner Ecke einschlossen. Da ich eins jener weiten, burnusartigen Gewänder, die auch die Arme unter ihren Falten bergen, und nach meiner Gewohnheit keinerlei Waffe bei mir trug, war ich vollständig wehr- und hülflos, während die sechs Kerle mit blutig unterlaufenen Augen hoch über meinem Kopf ihre Messer schwangen und zum Hieb ausholten. Dieser Vorgang dauerte lange genug, um mir sowohl das Gefahrvolle meiner Lage, als auch die Unmöglichkeit jeglicher Gegenwehr klar zu machen, denn das lange, bis auf die Erde reichende Gewand behinderte mich in jeder Bewegung. So hieß es denn gute Miene zum bösen Spiele machen und wenigstens mit Anstand und Würde sterben. Beinahe gleichzeitig aber durchzuckte mich auch die Erinnerung aus meiner Gymnasialzeit an den Streich, den einst König Pyrrhus dem Gesandten Fabricius gespielt hatte, und Willens, es dem Römer in

stoischer Gelassenheit gleich zu thun, sah ich Gualem, der mit untergeschlagenen Beinen auf dem Bambusbette saß und mich mit tückisch funkelnden Augen beobachtete, mit spöttischem, aber festen Blicke an. Er hielt ihm nicht lange Stand, sondern rief den unheimlichen Gesellen einige mir nicht verständliche Worte zu, worauf sie aus der Halle ebenso rasch verschwanden, wie sie gekommen waren. Daß ich erleichtert aufathmete und fühlte, wie mir das erstarrte Blut wieder rascher durch die Adern rann, wird mir jedermann gerne glauben. Wenige Minuten darauf erschienen meine Leute. Gualem, der augenscheinlich ein schlechtes Gewissen hatte, nahm Anlaß, sich durch den Dolmetscher wegen des Vorfalles zu entschuldigen; das habe nichts weiter zu bedeuten, sondern sei nur die landesübliche Art, einem Häuptlinge seine Ehrerbietung zu bezeugen. Ich ließ Herrn Gualem versichern, so und nicht anders hätte auch ich bis dahin den Vorgang aufgefaßt. Wenn er sich jetzt deshalb entschuldigen zu müssen glaube, so scheine er bei mir Furcht vorausgesetzt zu haben; er sei ein Thor, wenn er glaube, einen Weißen auf solche Art einschüchtern zu können, und damit ihm kein Zweifel über den Sinn meiner Worte bleibe, rief ich ihm selbst in der Balisprache zu: Guālem bāba ē bim bóbo fōn! Gualem ist ein Narr! er will dem Weißen Furcht einjagen! Trotzdem reichte er mir darauf sein gefülltes Horn und meinte, nichts derartiges habe ihm im Sinne gelegen, und wir zechten weiter, bis es dunkelte.

Am andern Morgen schon um 6 Uhr stand die Expedition marschfertig da. Die Gewehre waren seit langer Zeit wieder geladen, aus Vorsicht und den Bräuchen eines Landes entsprechend, wo alles in Waffen starrte. Den Häuptling traf ich wieder in einem geheimen Hofe, wo er ohne weitere Förmlichkeiten mich vier Führern übergab, geschmeidigen Burschen mit verschmitzten Gesichtern, deren runde Augäpfel in unaufhörlicher Unruhe umherirrten. Der Weg sei offen, sagte er, und ich solle nur gehen; das nächste Nachtquartier sei Babeúmeka, ein

noch größerer Ort wie der seinige; zu befürchten aber habe ich nichts. Ich verlangte von dem Häuptlinge zur Bestätigung dieser seiner Worte mit mir Blut zu mischen. Dies schlug er ab, theilte aber mit mir als Zeichen seiner Aufrichtigkeit eine Kolanuß nebst etwas Kubebenpfeffer. Ich nahm, aß und dachte mein Theil dabei; wären seine Gesinnungen wahrhaftig gewesen, so hätte er mit mir Blutsfreundschaft geschlossen. Alsdann verabschiedete ich meinen Baliführer, und nun ging es vorwärts.

So viel schien sicher, die Vorbereitungen zum Ueberfall der Expedition waren noch nicht fertig, und man suchte uns durch äußerliche Freundlichkeit hinzuhalten und einzuschläfern. Aber man vergaß, daß wir bei den Banyang eine gute Schule durchgemacht und eine feine Nase dafür hatten, wenn „Kriegsgeruch“ in der Luft lag.

Bald nach dem Verlassen Bafuts, dessen Westseite nach ³/₄ Stunden in einer Thalmulde noch einmal sichtbar wurde, führt der Weg durch ein recht hügeliges Gelände bergauf, bergab. Nach Norden und Nordwesten sieht man das Land sich senken, kein Zweifel, daß es die Abdachungen zum Becken des Benue und Niger sind. Auffallend ist hier die Vorliebe der Eingeborenen, ihre Dörfer auf Bergkuppen anzulegen; wir wanderten um einen dieser Hügel herum, der wie eine Wagennabe aus einer weiten Mulde emporstieg und dessen Spitze mit einem solchen Dörfchen gekrönt war.

Nach dreistündigem, anstrengenden Marsche stiegen wir in ein Thal hinunter, das wir sich weit nach Nordnordost erstrecken sahen und in jener Richtung, so sagten die Führer, solle Bali Mudi liegen, das Land, wo die Pferde seien, also Süd-Adamaua. Wich auch diese Richtung etwas von der von mir erstrebten ab, so war es doch klar, daß jener in der Tiefe rauschende Bach mit seinem Lauf nach Norden dem Gebiete des Benue zu eilen mußte. Dieses Wasser nannten die Leute Biya und bemerkten gleichzeitig, daß es später als großer Fluß das Pferdeland durchfließe.

An der Stelle, wo wir den Bach überschritten — sie lag

bereits um 100 Meter tiefer als Bafut und etwa 250 Meter tiefer als Bali, — zwängte das Wasser sich unter gewaltigen Felsblöcken durch, und der Lauf des Flusses wurde beinahe unterirdisch. Augenscheinlich waren diese mächtigen Felsstücke vor Zeiten in das scharf eingeschnittene Thal gestürzt und hatten es stellenweise gleichsam überbrückt. Nach Ersteigung der jenseitigen Lehne wurde in einem der kleinen Bergdörfer Mittagsrast gemacht.

Die Führer der Bafut vergewaltigten hier die Eingeborenen trotz meines Dazwischentretens, indem sie Ziegen beschlagnahmten und die dem Häuptling von mir dafür angebotenen Geschenke für Gualem in Anspruch nahmen. Ja, ein Bafut ging in seiner Frechheit sogar so weit, auf einen alten Mann, der sich nicht gutwillig ausplündern lassen wollte, das Gewehr anzulegen. Dieses Dörfchen hieß Banti, und man hatte hier oben, da es schon wieder 100 Meter höher als Bafut lag, einen wundervollen Rundblick über das ganze Hügelland, aus dem einzelne, seltsam geformte Zacken und Kuppen als weithin sichtbare Landmarken hervortauchten. Steil ging es von hier wieder in ermüdender Arbeit bergab, und es war nunmehr zweifellos, daß man uns absichtlich einen schlechten Weg führte. Denn unten in der schmalen Thalebene auf der rechten Seite des Biga wurde mitunter ein allem Anschein nach viel besserer und breiterer Pfad sichtbar, der gelblich durch die grüne Grassteppe schimmerte. Etwa 400 Meter stiegen wir so wieder in die Tiefe hinab an kleinen armseligen Hütten vorbei, aus denen die Bafut Hühner stahlen. Dann kletterten wir wieder 100 Meter aufwärts und langten gegen 5 Uhr in einem kleinen Bergdorfe, Babeká an, wo ich wegen der erschöpften Leute das Nachtlager aufschlug. Bafuts Höhen lagen immer noch trotz achtstündigem Marsche in beinahe handgreiflicher Nähe, kaum 5 Kilometer in der Luftlinie vor uns entfernt. Zu essen gab es sehr wenig. Weshalb man uns inmitten dieser sonst fruchtbaren und volkreichen Gegend an diesen einsamen Ort gebracht hatte, konnte nicht mehr verborgen bleiben, namentlich als gegen Abend die drei Führer auf einmal

verschwunden waren, während ganz unvermuthet ein älterer Mann erschien und sich als Führer ausgab, der augenscheinlich in viel kürzerer Zeit auf jenen vorhin erwähnten Weg von Bafut aus nachgekommen war.

Die Eingeborenen unseres Dörfchens waren scheu und mißtrauisch geworden. Nahrungsmittel wagten sie nicht zu verkaufen, obschon sie deren genug besaßen; erst nachdem die Bafutführer es dem Häuptling gestattet hatten, brachte er 5 Bund Bananen und eine Ziege, allerdings ein Tropfen auf einem heißen Stein. Die Stimmung der Träger fing an sehr niedergeschlagen zu werden. Der knurrende Magen gedachte der Fleischtöpfe Balis, ohne dadurch befriedigt zu werden, und der gedrückte Geist jener Zeiten behaglicher Sicherheit, ohne daraus Trost für die Gegenwart schöpfen zu können.

Der nächste Morgen war trübe und kalt. Fast mit Gewalt zwang ich den neuen Bafutführer den Weg nordwestwärts aus dem Dorfe zu nehmen, und nun ging es durch Regen triefende Gräser gleich wieder 500 Meter hinunter, wo wir, dicht am Biya angelangt, zunächst Halt machten.

Vor uns lag ein ebenes, langgestrecktes Thal. Hier erklärte der Führer jetzt plötzlich, auf keinen Fall weiter gehen zu wollen, ehe nicht die drei anderen von gestern da seien. Das scheue Wesen des Mannes und sein unsicheres Umherspähen ließ vermuthen, daß das Kommen der drei Führer mit irgend einer beabsichtigten Teufelei der Bafut zusammenhängen müsse, welche Vermuthung sich denn später auch als richtig herausstellte. Schon riethen meine Aufseher den unsere Berathung mit argwöhnischen Blicken verfolgenden Kerl festzunehmen, als er auch schon rasch wie der Blitz ins hohe Gras gesprungen und auf Nimmerwiedersehen verschwunden war.

Nun galt es allein den richtigen Weg zu finden. Wenn etwas uns aus dieser mißlichen Lage heraushelfen konnte, so war es Schnelligkeit. Anscheinend waren noch nicht alle Punkte für die beabsichtigte große Treibjagd besetzt. Denn wenig hätte

gefehlt und das Wort des Garega, man würde uns in Bafut wie die Antilopen zur Zeit der Grasbrände tödten, wäre zur Wahrheit geworden.

So ging es denn, zunächst dem linken Biya-Ufer entlang, im Eilmarsch vorwärts. Zum Glück war der Marsch der ersten vier Stunden, in denen wir 20 Kilometer zurück legten, verhältnißmäßig leicht, da der Weg eben war. Dann ließ ich zum Abkochen Halt machen und einige der wenigen, nunmehr nicht mehr mit Gold aufzuwägenden Bohnensäcke mußten preisgegeben werden. Nach zwei Stunden waren die Mägen gehörig gefüllt, der Humor kam wieder zurück und damit die Zuversicht, für diesmal noch den Schlingen der Bafut entgangen zu sein.

Auch jetzt blieb der Weg im Anfange noch ziemlich gut; sei es nun aber, daß wir im Bestreben, nicht zu weit vom Biya abzukommen, den rechten Weg verloren hatten, sei es, daß er sich hier überhaupt im hohen Grase verlief, kurz und gut, jedenfalls mußten wir später unter außerordentlichen Mühseligkeiten durch verfilztes Gras hindurch uns einen eigenen Weg bahnen, eine der ermüdendsten Arbeiten, die man sich in Afrika denken kann. Voran gingen einige das Gras umknickende und die Büschel zu Boden stampfende Träger, dann ich selbst mit dem Kompaß, die Richtung überwachend, dann langsam, Schritt für Schritt, die Karawane. Hin und wieder stieß man auf einen Büffelpfad, der einige Erleichterung gewährte, aber doch nur auf kurze Strecken. Um $^1/_2$4 Uhr Nachmittags überraschte uns zu allem hier noch ein furchtbares Unwetter, das uns bis auf die Haut durchnäßte. Gegen $^1/_2$5 kamen wir endlich in eine Gegend, wo der Graswuchs niedriger und somit das Fortkommen leichter war, ja sogar ein Weg fand sich mit der Zeit wieder. Der Biya floß dicht zu unserer Rechten, und mitunter mußten wir durch die seine Ufer begleitenden Schilfniederungen uns durchwinden. Gegen 6 Uhr stiegen wir in ein mit Wald bestandenes Seitenthal des Biya hinab. Da sich hier Wildfallen vorfanden, konnten Eingeborene nicht allzu weit sein und da wir überdies

bald oben auf einen Weg trafen, ließ ich wegen der Dunkelheit das Lager aufschlagen. Feuer anzumachen verbot der in Strömen herabgießende Regen; mit einigen Weijungen hielt ich die Nacht durch Wache.

Früh am andern Morgen brachen wir auf, der Weg folgte dem Laufe des Flusses, das Thal wurde enger und enger, und tosend eilte der Biya zwischen Felsen dahin. Auf den jenseitigen Anhöhen gewahrten wir schon von weitem Anpflanzungen und nach zweistündigem Marsche stießen wir auf die ersten Felder. Auch einige Eingeborene, die erschreckt bei unserm Anblick flohen, kamen in Sicht. Nur mit Mühe gelang es, sie zum stehen zu bringen und vermittelst einiger gespendeter bunter Tücher einen freundschaftlichen Verkehr anzubahnen. Leider verstanden wir ihre Sprache nicht, doch begriffen sie schließlich wenigstens unsere Wünsche und führten uns in ihr Dorf. Es war ein tief in Sandstein eingeschnittener, etwa an die Klamm bei Eisenach erinnernder, schmaler Pfad, der auf dieser Seite einen leicht zu vertheidigenden Eingang zu ihrem Dorfe bildete. Dies selbst trug noch den Charakter der Balidörfer, war aber sehr viel enger angelegt und der Marktplatz, wo wir hingeführt wurden, hatte wenig mehr wie die Größe eines bescheidenen Tanzsaales.

Der schon von unserem Kommen benachrichtigte Häuptling saß auf diesem Platze mit einigen alten Leuten, während sich das Volk in den engen Gassen drängte und stieß. Alle Eingeborenen, die wir sahen, Männer und Frauen, waren gänzlich nackend, was meinen Wei den nicht unberechtigten Ausspruch entlockte: „This be for true bushmen!“ „Das sind wahrhaftige Buschmänner!“, wiewohl nackteste Nacktheit durchaus noch nicht als ein Zeichen besonderer Unkultur anzusehen ist; jedenfalls waren diese nackten „Wilden“ bessere Menschen, als die reichgekleideten Bafut. Durch Gebärdensprache und schleuniges Erfassen einiger Worte, die uns am meisten am Herzen lagen wie Bananen, Mais, Ziege, Palmwein, Kola kamen wir zum Ziele

und alsbald thürmte sich in der Mitte des Marktplatzes ein ansehnlicher Haufen von Lebensmitteln auf. Da Zeug hier anscheinend nicht gewürdigt wurde, erhielt der Häuptling Perlen, Kaurimuscheln, Spiegel sowie einen rothen Fez als Zeichen seiner Stellung, worüber er äußerst erfreut war. Alsbald wurde auf unsere Andeutung hin, daß wir hier für den Tag zu bleiben wünschten, das nöthige Obdach geboten, und in kurzer Zeit waren wir alle aufs beste aufgehoben, dabei in fröhlicher Laune über das dem Bafuthäuptling geschlagene Schnippchen.

Bufángu, so hieß der wirklich herzensgute Häuptling der Bisa, kam bald, nachdem ich trockene Wäsche angezogen hatte, in mein Haus und machte mir durch Zeichen klar, daß die Bafut schlechte Kerle, die Bisa aber gute seien, und daß ich bei ihm nichts zu fürchten habe. Und hierin hat er auch Wort gehalten.

Ein Mittagsschlaf von einigen Stunden brachte mich wieder vollständig auf die Beine, und ich schlenderte so gegen 5 Uhr durch das Dorf, als plötzlich drei bewaffnete Neger in Kriegshemden erschienen, wie solche der gewöhnliche Mann in Bali und Bafut zu tragen pflegt. Die Gesichter dieser Männer hatten einen so gemeinen, gaunerhaften Ausdruck, daß man von ihnen nichts Gutes erwarten konnte, und thatsächlich brachten sie eine Botschaft, auf die zu hören uns schlecht genug bekommen wäre!

Sie kamen aus einem großen Dorfe Babeūmeka, in der Mitte zwischen Bafut und Bisa auf dem rechten Biya-Ufer gelegen. Sie verstanden etwas Bali zu radebrechen und forderten uns lakonisch auf, augenblicklich ins Dorf ihres Häuptlings zu kommen, der erzürnt darüber sei, daß wir an ihm ohne Einkehr zu halten vorbeimarschirt seien. Das war nun allerdings nicht zu verwundern, denn in Babeumeka sollte offenbar das Kesseltreiben auf uns eröffnet werden, und die dortigen Leute waren nun wohl so weit mit ihren Vorbereitungen fertig, daß es losgehen konnte. Es ist ein weiterer Beweis für die Verschlagen-

heit Gualems von Bafut, daß er hierzu gerade Babeumeka auswählte. Einmal verdoppelte er damit die Anzahl seiner Mannschaft, obschon er selbst 4—5000 kriegsfähige Männer allein aus seinem Dorfe ohne die Vororte aufstellen konnte, dann aber wälzte er den Bali gegenüber jede Verantwortung von sich ab für das, was außerhalb seines Dorfes geschehen war, und endlich waren wir in Babeumeka ohne jede Fühlung mit den Bali, die somit, auch wenn sie von unserer Noth gehört hätten, uns doch nicht zu Hülfe eilen konnten.

Daß die Babeüm stark, ja stärker als die Bafut sein sollten, war schon in Bafut mehrfach gesagt worden. Obschon wir im Augenblick uns der besten Beziehungen zu den Bifa erfreuten, konnte man doch nicht wissen, inwieweit diese einem von Babeum aus geübten Druck Stand halten würden. Es kam also darauf an, für heute sich anscheinend nachgiebig zu zeigen, um kein Mißtrauen zu erwecken. So erklärte ich den Babeum, ich bedauerte es sehr, an Babeumeka vorbeimarschirt zu sein, indessen sei dies nicht unsere Schuld, da der Bafutführer uns im Stich gelassen habe. Gern aber würde ich die Gelegenheit wahrnehmen, mit ihrer Hülfe nach Babeumeka zu gelangen. Heute wären ich und meine Leute zu müde, der Weg auch zu weit — es sollten noch zwei Stunden sein —; morgen aber in aller Frühe würde ich mich zu ihnen auf den Weg machen. Die drei Boten trauten noch nicht so recht und einer von ihnen sollte mit meiner Botschaft zurückgehen. Allein es gelang mir, sie zum Bleiben zu bewegen, indem ich ihnen Stoffe zu neuen Kriegshemden schenkte und auch noch mehr in Aussicht stellte, wenn sie alle drei morgen früh mich nach Babeumeka führen wollten. Einer von den Leuten trug übrigens einen jener bekannten breiten, mit Leder eingefaßten Haussastrohhüte, den er, wie er meinem Dolmetscher auf Befragen mittheilte, zwei Tage weit von hier von Männern auf Pferden gekauft habe.

Mein Dolmetscher sowie einige der Aufseher begaben sich inzwischen an die Ausführung eines ihnen nicht gerade unange-

nehmen Befehls, nämlich die Boten der Babeum möglichst mit Palmwein voll zu pumpen, was sie, unterstützt durch einige alte Biedermänner aus dem Dorfe, auch redlich besorgten.

Freund Bufangu aber rief mich verstohlen ins Haus. Selten sah ich bei einem Schwarzen ein so lebhaftes, aufgeregtes Mienen- und Gebärdenspiel, um mir klar zu machen, ums Himmelswillen nicht nach Babeumeka zu gehen; dort, dabei machte Bufangu die Gebärde des Halsabschneidens, sollte ich und alle meine Leute getödtet werden. Der Weg nach Süden, gab er zu verstehen, sei schlimm, indem er nach jener Richtung zeigte und mit hoch erhobenen Händen, gleichsam Unheil abwehrend, den Kopf und Oberkörper hin und her bewegte; da, nach Norden, und gleichzeitig deutete er nach dieser Himmelsgegend, der, der sei der richtige, da würde ich in drei Tagen Leute auf Pferden treffen — hier ahmte er die Vierfüßler nach — und er, Bufangu, dabei stieß er sich mit seinem Zeigefinger auf die Brust, würde mich morgen ganz, ganz früh, dabei fuhr er wie ein Erwachender sich mit der Hand über die Augen, auf den Weg bringen. Ich solle nur schlafen, dabei legte er seinen Kopf auf die flache Hand, und nichts fürchten, er sei mein Freund, und zugleich verhakte er die beiden Zeigefinger, das übliche Zeichen der Freundschaftsbezeugung in jenen Ländern. Bufangu ging augenscheinlich befriedigt hinweg, nachdem ich ihm meinen Beifall zu seiner Rede, ein wahres Meisterstück mimischer Darstellung, sowie den Ausdruck meines Verständnisses so deutlich als möglich entgegengemimt hatte.

Mit den Babeumboten freundete ich mich später beim Umtrunk auch noch an und stellte ihnen und ihrem Häuptling die Schätze der Welt in Aussicht, wenn sie mich nach Adamaua bringen wollten, so daß sie sichtlich befriedigt sich bald zur Ruhe legten. Vor ihrem Hause aber, verborgen im Dunkel einiger Bananen, hockten sich alsbald sechs meiner besten Leute mit entblößten Seitengewehren und starken Stricken nieder, um die drei Kerle sofort zu packen, falls sie in der Nacht schon aufzubrechen versuchen sollten.

Mit frühestem Tagesgrauen weckte ich leise meine Leute, die schnell fertig waren, und während die Karawane, mit einem Bifa an der Spitze, bereits im Abmarsch begriffen war, kamen die Babeum, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, aus dem Hause. Hülfsbereit wollten sie mich, der ich mit einigen Aufsehern den Zug schloß, auf den verkehrten Weg aufmerksam machen, den wir zu nehmen im Begriffe ständen; der richtige führe ja nach der entgegengesetzten Seite! Ich bedeutete aber den edlen Menschenfreunden, daß sie und ihr Häuptling ebensolche Schufte wie die Bafut seien und ließ mit einem verbindlichen Gruße die drei Maul und Nase aufsperrenden Gefoppten stehen, die alsbald unter gegenseitigen Vorwürfen den Weg schleunigst nach Süden einschlugen. Zwei Stunden gebrauchten sie bis zu ihrem Dorfe, Alarm und Ausmarsch eine Stunde gerechnet konnten sie erst in fünf Stunden wieder in Bifa sein, und diese Zeit mußten wir jetzt ausnützen.

Der Häuptling Bufangu brachte uns noch eine Stunde weit, wies dann mit ausgestrecktem Arme, nach Negerart den Zeigefinger krümmend, den Weg nach Norden, warnte uns, in den Dörfern unterwegs zu bleiben und kehrte, nochmals reichlich beschenkt, in das seinige zurück, nachdem er mit einer gewissen Bewunderung meine 150 Mann an sich hatte vorbeimarschiren lassen.

Anfänglich war der Weg recht gut. Zur linken Hand sahen wir mehrere Weiler liegen, während zu unserer Rechten der Biya als ungefähr 80 Meter breiter Fluß einherströmte. Auch auf dem gegenüberliegenden Ufer lagen Ortschaften, deren Bewohnern wir wegen der muthmaßlichen Nähe der Babeum nicht trauten und ohne auf ihr Winken zu achten, zogen wir weiter. Einige Eingeborene allerdings standen an den Fußpfaden, die der unserige kreuzte und erhielten kleine Geschenke. Auch ein Häuptling vom jenseitigen Ufer, der uns nachgelaufen kam und einen Fußfall vor mir that, wurde mit einem Fetzen Zeug bedacht; übrigens trugen hier die Leute schon wieder kleine Lendenschurze.

Für mich persönlich war dieser Tag ein sehr denkwürdiger insofern, als meine letzte Fußbekleidung in Stücke zerfiel und ich somit Kneippianer werden mußte. Wie man sich erinnern wird, hatten uns die Banyang bei N'Gang etwa 30 Lasten abgenommen, worunter sich außer meinen persönlichen Mundvorräthen an Thee, Kakao und Zucker, auch meine Wäsche und vor allen Dingen meine Schuhe und Stiefel befanden. Das einzige Paar mir verbliebener Marschstiefel, die ich damals gerade an den Füßen trug, hatte ich auf Bali sorgfältig geschont und mir aus ungegerbter Büffelhaut ein Paar Sandalen verfertigt. Als ich nun von Bali aufbrach, zog ich die Marschstiefel wieder an, die ebenfalls eine neue Sohle von Büffelhaut erhalten hatten. Indessen hielt diese nicht Stand und riß mitsammt der alten Sohle schon gleich am ersten Tage nach dem Verlassen von Bafut gelegentlich des Gewaltmarsches ab. Dann band ich mir die Sandalen um, aber weil es kein gegerbtes Leder war, baumelten sie bald als nasse, beim Gehen sehr hinderliche Hautlappen um meinen Füßen. Nun kamen ein Paar leichte Ledersandalen, noch ein Geschenk des Gouverneurs von Kamerun, an die Reihe; aber auch sie dauerten kaum einen Vormittag. Einer meiner Träger hatte ein altes Ziegenfell, welches ich mir um die Füße befestigte, doch in der Nässe weichte es vollständig auf, so daß ich als letztes Mittel drei Paar Strümpfe übereinander anzog. Natürlich hingen diese sehr bald in langen Fransen um meine Füße, und ich mußte nunmehr wohl oder übel barfüßig weiter gehen. Glücklicherweise betraten wir Mittags einen kleinen Urwald mit weichem Boden. Zu meinem Erstaunen ging das Barfußlaufen weit besser, als ich gedacht hatte, selbst auch dann noch, als wir einige Stunden später wieder über sandigen Boden kamen. Thatsächlich habe ich die folgenden, mitunter sehr schlechten Wege auf nackten Füßen ohne weitere Nachtheile zurückgelegt, als daß die oft messerscharfen Gräser mich mitunter schnitten, einmal sogar den großen Zeh des rechten Fußes so erheblich verletzten, daß ich zur Stillung der Blutung einen regelrechten Verband anlegen

mußte. Immerhin störte das nicht besonders, und ich sah aufs Neue bei dieser Gelegenheit, wie leicht der Kulturmensch im Nothfall auf manche geradezu für unentbehrlich erachtete Bedürfnisse verzichten kann.

Schließlich hatte ich mich an das Barfußgehen derart gewöhnt, daß es gar keinen Eindruck mehr auf mich machte und daß ich das erste Paar Stiefel, das ich später in Ibi geschenkt bekam, nicht ohne ein gewisses Mißtrauen betrachtete, zumal ich nicht wußte, wie lange ich mich ihrer erfreuen und ob ich darum nicht besser daran thun würde, vorerst in diesen verweichlichenden, europäischen Luxus überhaupt nicht mehr zurückzufallen.

Stets uns am Flußlauf haltend, stiegen wir immer tiefer, waren wir doch bereits über 400 Meter unter dem Punkte, wo wir dem Biya zum erstenmal bei Bafut überschritten hatten. Das Land wurde sehr gebirgig, und nur mühsam bahnten wir unsern Weg durch das Dickicht; denn auffallender Weise stießen wir hier mitten im Graslande auf einen anscheinend größeren Urwaldbestand. Gegen Abend kamen wir an einen Gießbach, der sich in zahlreichen Kaskaden romantisch über eine riesige Felsentreppe in den Biya stürzte, der, obschon hier kaum 20 Meter breit, mit einer solchen Gewalt über und zwischen den Felsen dahinschoß, daß die Versuche unserer besten Schwimmer, ans andere Ufer zu gelangen, jämmerlich fehl schlugen. So verblieben wir denn die Nacht an einer ebenen, etwas sandigen Stelle unter den überhängenden Aesten großer Bäume vor etwaigen Späheraugen geborgen. An die Leute konnten nur einige Hände voll Bohnen ausgetheilt werden, da in Bifa zwar das augenblickliche Bedürniß befriedigt, in der Eile aber kein Vorrath angeschafft werden konnte.

Der nächste Tag brachte bis Mittag eine anstrengende Kletterei, da die Ufer sehr steil zum Biya abfielen und außerdem scharf eingeschnittene Querthäler hatten. Einige Ortschaften lagen zur linken Seite in nordwestlicher Richtung vor uns. Allmählich stiegen wir eine größere Niederung hinab und trafen

ganz unvermuthet auf eine Anzahl Weiber am Wasser, die bei unserem Anblick mit lautem Geschrei entflohen, ihre Körbe und Spazierstöcke im Stich lassend. Es gelang jedoch, einige durch den Lärm herbeigerufene Männer zum Stehen zu bringen, die uns aber nicht in ihre Dörfer führen wollten. Dagegen verkauften sie uns gegen Kleinigkeiten Eßwaaren und geleiteten uns sogar 100 Meter flußaufwärts zu einer Hängebrücke, so daß wir endlich auf das rechte Ufer des Flusses übersetzen konnten. An derselben Stelle, wo wir die Weiber angetroffen, befand sich übrigens auch eine Furth. Die Sprache dieser Leute, welche augenscheinlich nicht allzufern von europäischen Handelsniederlassungen zu Hause waren, denn sie trugen große Hüfttücher englischer Herkunft, verstanden wir wieder nicht.

Wir folgten nunmehr dem rechten Ufer des Biya in mehr nördlicher Richtung. Eine Wegspur war wohl vorhanden, anscheinend aber selten begangen. Der Abend überraschte uns in einem schluchtenartigen Querthale, wo wir in der Dunkelheit es uns an den Ufern eines kleinen Bächleins, das mitten durch unser Lager floß und sich dicht dabei in den Biya ergoß, so bequem wie möglich machten. Ein losbrechendes Gewitter verursachte uns anfangs wenig Sorge, da es als in der Sommerzeit wohl nicht lange anhalten konnte. Allein es rauschten plötzlich solche Wassermengen vom Himmel hernieder, und das harmlose Bächlein schwoll so rasch zum reißenden Strome an, daß wir froh sein mußten, das nackte Leben zu retten. Ein Glück, daß die unaufhörlich zuckenden Blitze zu unserm Bemühen, die steile Berglehne hinan zu klettern, wenigstens einigermaßen leuchteten, während der ununterbrochen rollende Donner, sowie das Brausen des Sturms und der Wasserfluthen kaum ein Wort verstehen ließen. Nach einer Stunde hatte das Unwetter ausgetobt, die Sterne glänzten am klaren Himmel, und ein Haufen nasser Menschen suchte vergeblich, die Augen zum Schlummer zu schließen oder einem feuchten, qualmenden Holzstoße einige wärmende Funken zu entlocken. Mehrere

Gewehre, sowie zwei Lasten waren bei dieser Gelegenheit verloren gegangen.

Hungrig und durchfroren marschirten wir am andern Morgen früh weiter. Jenseits des Biya sahen wir in etwa 3—4 Kilometer Entfernung von Nordosten nach Südwesten streichende Bergketten. Sonst war der Weg bald gut, bald schlecht, nur in den letzten Nachmittagsstunden mußten wir wieder 300 Meter emporklimmen, um den etwas bequemeren Weg über den Grat der Höhen verfolgen zu können; auf diese Weise vermieden wir die zahlreichen Bodenfaltungen in den beiden untern Dritteln des Thalwegs, die sonst mit steilem Abstieg und noch schwierigerem Anstieg genommen werden mußten. Es waren 12 heiße, schwere Wegstunden, die an diesem Tage zurückgelegt wurden, da die Sonne mit schonungsloser Gluth auf die aus dem braunen, trocknen Grase wie riesige Würfel hervorragenden Granitfelsen brannte. Zum Glück war kühles und krystallhelles Wasser in Menge vorhanden.

Der Lagerplatz an diesem Abend war zwar an sich sehr idyllisch, ein mit Wald bestandener Kessel, durch den ein Bächlein floß; allein wir litten unerträglichen Hunger. Es erschien als eine Ironie des Schicksals, das mich dort eine Frucht finden ließ, die wie ein kalter Bratapfel aussah! Erst wußten wir nicht, ob wir sie essen sollten, bis endlich ein Weijunge nach längerem eingehenden Beriechen uns darüber belehrte, daß sie in seiner Heimath den Affen als Nahrung diene; damit war für uns die Frage entschieden, und wir bissen muthig hinein.

Trotzdem fing die Lage an, allmählich ernst zu werden. Wie lange sollte es noch durch pfadlose Einöden gehen? Daß wir nicht auf dem eigentlichen Wege waren, war sicher, obschon ja die Richtung an und für sich der Nadel nach nicht falsch sein konnte. Zurückgehen, daran war nicht zu denken; Süd-Adamaua konnte nicht mehr allzu ferne sein. Dies wiederholte ich fast stündlich den Leuten, indem ich sie zur Ausdauer

ermahnte, zugleich auch die Gefahren hervorhob, die seitens feindlicher Stämme den Zurückbleibenden drohten.

Am nächsten Tag wurde unsere Lage noch schlimmer. Kaum waren wir aus dem Kessellager wieder in die Höhe geklettert, als schon einige Träger sich hinlegten und erklärten, nicht mehr vorwärts zu können. Diese Weigerung kam mir doch überraschend. Allerdings hatten die Leute seit 36 Stunden nichts im Leibe. Aber die Lasten waren auch unter die Hälfte des gewöhnlichen Gewichtes herabgesetzt. Obwohl ich persönlich noch über eine Erbswurst, eine Büchse Sardinen und als „eisernen Bestand" über meinen Hund Petz verfügte, so nahm ich doch selbst nichts zu mir, sowohl des guten Beispiels halber meinen Leuten gegenüber, als auch um für den äußersten Nothfall noch etwas zurückzubehalten. Ich widerstand daher auch dem Drängen meiner Diener, die mich zum Essen aufforderten aus Angst, ich möchte vor Hunger krank werden und sie dann sich selbst überlassen sein. Ich selber machte mir darüber wenig Sorge, denn das Bewußtsein, dem Ziele so nahe zu sein und die damit verbundene, nervöse Aufregung und Anspannung machten mich körperlich ziemlich unempfindlich gegen diese Anstrengungen und Entbehrungen. Dazu kam, daß ich auf derartige Vorfälle einigermaßen eingeschult war. Von jeher hatte ich auf meinen Reisen die Gewohnheit, durchschnittlich wöchentlich einmal, und zwar gerade bei recht schwierigen Märschen, den ganzen Tag weder Speise noch Trank zu mir zu nehmen und mich sogar ohne einen Schluck Wasser zur Ruhe zu legen.

Ich durfte deshalb den Leuten, die überdies lauter kräftige Burschen waren, nicht nachgeben, wenn ich nicht die Auflösung aller Disziplin und das Scheitern meines Planes dicht vor dem Ziele gewärtigen wollte. Ich lud daher, nachdem alles gütliche Zureden umsonst war, meinen Karabiner und drohte, jeden niederzuschießen, der nicht sofort aufstände und weiter marschire. Dies half und den Leuten kehrte auf einmal wieder die Kraft zurück.

Aber je höher die Sonne stieg, desto schwieriger wurde unser Pfad und desto wankender und schwankender der Gang meiner Schwarzen. Den Kopf auf die Brust gesenkt, die Augen halb geschlossen, das Gewehr kraftlos in der Hand haltend, oder sich darauf stützend, taumelten sie mehr vorwärts, als daß sie gingen.

Nur ganz vereinzelten Weijungen ging auch jetzt weder die Pfeife noch der Humor aus; es waren dies gerade auf der Station die größten Faullenzer und Tagediebe gewesen, die Männer der nobeln Passionen und der faulen Witze, denen ich aber heute im Stillen Abbitte that, da ihre gute Laune wesentlich dazu beitrug, die Stimmung der Verzweiflung nicht überhand nehmen zu lassen. Noch deutlich entsinne ich mich einiger Scenen und ihrer erheiternden Wirkung.

So trafen wir unterwegs auf einen Fußweg, und da er geradeaus nach Norden ging, beschlossen wir, ihn weiter zu verfolgen. Nach Verlauf einer Stunde stellte sich aber heraus, daß es ein nur von Affen begangener Pfad war, der sich zwischen Felsen verlor. Auf einigen, nicht zu entfernten Felsblöcken saßen einige Schimpansen, alte, griesgrämige Gesellen, deren lautes, wie Hohngelächter klingendes hö hö hö das Echo der Felsenwände zurückwarf. Nun hatte unser Bayong-Dolmetscher Muyenga schon immer gesagt, das Land, wo wir jetzt seien, sei seine Heimath, und so mußte er nun ein über das andere Mal hören, er sei ja der große Dolmetscher und müsse seine Landsleute doch verstehen; nun möge er doch verdolmetschen, was sie uns zuriefen, und sie nach dem Wege fragen.

Ein anderes Mal zeigten mir plötzlich mehrere Träger in einer bewaldeten Schlucht hoch oben auf einem Baume eine im Dunkeln sich bewegende Gestalt, die wir alle für einen großen Affen hielten. Rasch ließ ich mir einen Karabiner reichen und wollte gerade anlegen, als der vermeintliche Affe auf einmal von oben rief: „Chop no live!“ — „Essen lebt nicht!“ d. h. es sind keine Früchte auf dem Baum. Unser Schreck war natürlich kein geringer, als der Affe zu reden

anfing, aber allgemein war die Freude, als der „monkey, him sabe talk“, „der sprechende Affe“ herunter kam und sich als ein auf der Nahrungssuche befindlicher Weijunge entpuppte, der nun erst zu seinem Erstaunen von der Gefahr erfuhr, in der er geschwebt und daß er „by gods power“, „mit Gottes Hülfe“ nur dadurch zufällig seinem Tode entgangen war, daß er sich rechtzeitig für „no chop“, „für nicht eßbar“ erklärt hatte.

Aber für derartige Intermezzos hatten, wie gesagt, nur noch die Wenigsten Sinn, und Mittags mußte ich auf einem kleinen Paßsattel, 300 Meter höher wie unser letztes Lager, Halt machen lassen. Ich fing allmählich an, Mitleid mit den armen Burschen zu haben, die sich wirklich nach Kräften vorwärts quälten und nun schon manchen harten Tag, ohne zu murren, über sich hatten ergehen lassen. Schon waren bei allen die Rippen zu zählen und die in Bali angemästeten Brod- und Palmweinbäuchlein verschwunden. Auch mir wurde mein Leibriemen mit jeder Stunde weiter, und wenn ich von Zeit zu Zeit meine Schnalle möglichst auffallend wieder um ein Loch enger stellte, warfen sie mit trübem Lächeln einen vielsagenden Blick auf ihre eigenen, tiefen Magenhöhlen.

Ruhelos spazierte ich des Nachmittags, meine Pfeife rauchend, in der Umgebung des Passes, der von Ost nach West führte, umher. Dabei stieß ich auf verschiedene, augenscheinlich von Affen und Büffeln herrührende Pfade, ähnlich wie man sie bei uns auf Schaf- und Kuhweiden an steilen Berglehnen findet. Da sah ich dicht an einem solchen Wege einen, anscheinend erst kürzlich im Walde gehauenen Stock im Boden stecken. Ich brachte ihn ins Lager zurück, wo er die größte Aufmerksamkeit erregte. Er könne höchstens vor fünf Tagen geschnitten sein, behaupteten Einige und knüpften hieran die Hoffnung, daß Menschen in unserer Nähe sein müßten. Also Muth!

Von dem Paß aus zogen wir dann am nächsten Morgen voller Erwartung um eine Bergkuppe in allmählichem Anstiege

herum, den ausgetretenen Büffelpfaden folgend. Nach anderthalb Stunden öffnete sich vor unseren Blicken, etwa 400 Meter tiefer gelegen, ein breites, nach Norden auslaufendes Thal, das ein ansehnlicher Bach durchfloß; am Horizonte, wo Bergzüge das Thal abschlossen, wurden gewaltige, pyramidenartige Bergspitzen sichtbar. Von lebenden Wesen aber war keine Spur wahrzunehmen und doch war es zu einer Tageszeit, wo Rauchdünste die Anwesenheit menschlicher Niederlassungen hätten verrathen müssen. Ueber fünf Stufen, die mit kleinen lorbeerartigen Bäumen bewachsen waren, kletterten wir in die Thalebene hinab. Gleich unten am Wasser fanden wir einige Jägerhütten, ein schräges Wetterdach und etwas Asche darunter, die von einem noch nicht allzu lange erloschenen Feuer herrühren mußte. Auch zog sich auf der rechten Seite des Baches ein wenn schon wenig begangener Fußpfad, vielleicht ein Jagdweg, hin, der zu menschlichen Behausungen führen konnte. Alle diese Umstände belebten die gesunkenen Kräfte auch der Schwächsten wieder, und frischeren Muthes, wenn auch nur langsam, zogen wir im „Hoffnungsthale“ weiter. Der zwischen hohem Gebüsch über Felsen hintosende Bach, das üppige Grün der Wiesen mit den sich dunkel abhebenden Baumgruppen, zu beiden Seiten die nicht hohen, aber steil abfallenden Höhen mit ihren wunderlichen Felsbildungen erinnerten lebhaft an die malerischsten Landschaften unserer deutschen Mittelgebirge, und als jetzt die ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne die Gipfel der Berge rötheten und sich bald in Millionen Thautropfen widerspiegelten, so daß Fels und Bach und Flur in magischem Flimmer erglänzte, da vergaß ich, in den Anblick dieses herrlichen Schauspiels verloren, für einen Augenblick Hunger und Müdigkeit und alle Schrecken der Gegenwart, bis mich mit einem Male eine ziemlich unerwartete Begegnung aus dieser Welt der Träume wieder in die rauhe Wirklichkeit zurückversetzte. Auf einem von niedrigem Gestrüpp umwachsenen Felsvorsprung gewahrte ich, kaum 50 Schritte von mir, einen prächtigen Leoparden, an den sich sein Junges schmiegte; der Leopard glotzte mit hoch-

gehaltener, witternder Nase zu mir herab. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als ihn mit „Augen rechts“ etwa wie einen unheimlichen Vorgesetzten fest ins Auge zu fassen und nun im Parademarsch an ihm vorbeizudefiliren. Wenn man meinen einige Kilo schweren Fluidkompaß nicht als Waffe ansehen will, so war ich dem Raubthier gegenüber völlig wehrlos, das übrigens, abgesehen von dem kritischen Blick, womit es die augenscheinlich zu seiner Zufriedenheit ausfallende Parade abhielt, sich weiter nicht um mich kümmerte. Eine Viertelstunde später kamen einige Träger und theilten mir als neueste Nachricht mit, daß bei ihrem Anblick ein großer Leopard in schnellen Sätzen im Busch verschwunden sei.

Ueberhaupt schien es an Wild und namentlich an Büffeln in dieser Gegend nicht zu fehlen; allein wie das so zuzugehen pflegt, wir hatten kein Jagdglück. Ich selbst konnte wegen meiner bloßen Füße mich nicht ins Gestrüpp wagen, und einer meiner Abends ausgeschickten Jäger bekam zwar drei Büffel zu Gesicht, allein die 8 Gramm Pulver schießende Doppelflinte ging ihm unglücklicherweise zu frühe los, so daß seine Backe vom Kolbenblech bis auf den Knochen durchschlagen wurde. Auch war das Wild durch die Anwesenheit so vieler menschlicher Wesen wohl überhaupt verscheucht worden; denn als ich am nächsten Morgen, dem siebenten dieser Gewaltmärsche und dem vierten, seitdem wir keine Nahrung genossen hatten, um 5 Uhr ein halbes Dutzend Jäger etwa eine halbe Stunde vor dem Aufbruch der Expedition vorausschickte, wurde abermals nichts gesichtet.

Jetzt fing unsere Lage doch an, im höchsten Grade bedenklich zu werden. Mittags beim Halt waren von meinen 150 Mann etwa ein Dutzend hohlwangiger Gestalten zur Stelle. Von dem Rest sah man bald hier, bald dort einen Mann am Wege liegen oder langsam heranwanken, und die Leute waren sicher über 3—4 Kilometer auseinander.

Bisher war unsere Richtung eine nördliche gewesen, nun-

mehr aber das Thal durch Höhenzüge gesperrt. Dagegen lief westlich ein Seitenthal aus, das, wie ich feststellte, bald zu einem mit hohem, trockenen Grase bewachsenen Thalkessel führte. Ich überlegte mir schon, ob ich das Gras nach Eintreffen von etwa 50 Mann abbrennen lassen und ein Treiben auf etwa darin verborgene Antilopen, deren Spuren ich wahrgenommen hatte, veranstalten sollte. Dabei trat ich aus dem Schatten eines, den Kessel westwärts abschließenden Wäldchens unvermuthet auf ebenes Land hinaus, das sichtlich das Gepräge der Benue-niederung trug; das Barometer zeigte hier eine Höhe von etwa 225 Meter über dem Meer. Viele Kilometer weit dehnte sich die hin und wieder nur mit Zwergakazien bewachsene Ebene vor mir aus; aber wo blieben die menschlichen Ansiedelungen? Denn auch ich fühlte allmählich das Knurren meines Magens, der nun ebenfalls schon so lange jeder Nahrung entbehrt hatte, wenn man nicht einige gelegentlich aufgeraffte Früchte und Blätter, wovon sich auch meine Leute zu nähren suchten, als solche gelten lassen will. So konnte es unmöglich weiter gehen. Es blieb wohl nichts anderes übrig, als die widerstandsfähigsten meiner Leute auszuwählen und zu versuchen, mit ihnen in möglichst großen Gewaltmärschen irgend eine Ortschaft zu erreichen und dann von dort den hier Zurückgelassenen schleunigst Hülfe zu bringen. Bei der immer mehr und mehr ihre Kräfte verlierenden Karawane ausharren, hieß das Schicksal der noch marschfähigen Leute an das der anderen ketten und damit den Untergang aller besiegeln. Während ich so, von Ungewißheit gequält, hin und her ging und gleichzeitig erwog, ob ich nicht doch meine Erbswurst opfern und für mich und die zur Begleitung ausersehenen Leute eine Suppe mit etwa aufzufindenden Wurzeln kochen sollte, sah ich in der Ferne am Horizont einen senkrecht aufsteigenden, dünnen Streifen oder richtiger, ich hatte ihn schon längere Zeit gesehen, fing aber erst jetzt an, darüber nachzudenken, was es wohl sein könne. Hunger und Sonnenbrand begannen auch auf mich ihre lähmende Wirkung auszuüben.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Drei Grazien aus Bali.

Uandi
Tochter Fobessongs.

Fe
Lieblingsfrau Garegas.

Kossa
Tochter Garegas.

Mehrmals mußte ich mir die Augen wischen und die Brillengläser putzen, ehe ich meiner Sache gewiß war, und endlich in den, meine Leute in nicht geringe Aufregung versetzenden Ruf ausbrach: „Boys, boys, smoke live! Jungens, Jungens, Rauch lebt!“ Die zunächst befindlichen stürzten auf mich zu, starrten mit weit aufgerissenen Augen nach der von mir angegebenen Richtung und nach minutenlangem Schweigen erklärten auch sie die Erscheinung einstimmig für Rauch. Ja, dort mußten Hütten und somit Menschen sein, wenn auch nur ein paar; wo aber Menschen waren, gab es wohl auch etwas zu essen, und wie ein Lauffeuer pflanzte sich der Ruf fort: „Town close! Town close! [Dorf in der Nähe!]“

Nun aber gebärdeten sie sich wie Wahnsinnige, faßten einander um den Leib, tanzten herum, warfen sich auf die Erde, schrien und lachten, so daß schließlich auch ich von dem allgemeinen Jubel angesteckt wurde, besonders nachdem ich mit dem Fernglase eine zweite, allerdings noch dünnere Rauchsäule entdeckt hatte.

Um 3 Uhr war nach mehrstündigem Warten alles beisammen, und dann ging es weiter mit erneuten Kräften. Ich widerstand nun leicht der Versuchung, meine Sardinen- oder gar die Erbswurstbüchse zu öffnen. Die Spannung war zu groß, auch war ja noch lange nicht ausgemacht, was uns in jenem „Dorfe“ erwartete. Das Land war eben, und wir fanden bald einen bequemen Weg, der anscheinend auf jene, mittlerweile freilich wie eine fata morgana verschwundene Rauchsäule zuführte.

„So sind die Wege in Adamaua,“ mit dieser Erklärung begann heute Benedict, der schon erwähnte Begleiter Flegels und mein bisheriger Koch, seine Thätigkeit als Dolmetscher. Nach $1^1/_2$stündigem Marsche stießen wir auf Dutzende von großen Antilopen, ohne aber wegen der muthmaßlichen Nähe des Dorfes darauf zu schießen; eine halbe Stunde später ließ ich die Expedition an einem breiten Bache Halt machen, da nicht weit

vor uns aus dem Grase spitze, runde Dächer hervorragten, auch hie und da menschliche Laute gehört wurden. Die Aufregung meiner Leute wurde immer größer; waren es Feinde oder Freunde? Wer es auch war; selbst der blutigste Kampf war dem jetzigen Zustande vorzuziehen. Zunächst ging ich mit Benedict, der eigens sein Haussahemd angelegt hatte, auf die Hütten zu, die er, der Dachform nach, ausdrücklich für Haussahütten erklärte. Einige Eingeborene, die sich erschreckt bei unserm Anblick gesammelt hatten, und, den Pfeil auf der Bogensehne, uns einige Worte in einer uns fremden Sprache zuriefen, beruhigte ich, indem ich mich alsbald zwischen sie schob, hier und dort Geschenke austheilend und auf den Magen deutend. Aus den darauf folgenden Erklärungen eines Mannes in schlechtem Haussa entnahm ich bald, daß wir eines der Grenzdörfer von Süd-Adamaua erreicht haben mußten.

Also endlich am Ziel! Nunmehr, nachdem wir Fühlung mit dem Haussa gewonnen, war der zweite Theil der Reise nur noch ein Kinderspiel. Denn in diesen Gegenden reist der sich den Haussa anvertrauende Europäer wie ein „Packet", das von Ort zu Ort geschleppt wird; so versicherte mich wenigstens Benedict, und so ist es mehr oder weniger auch bis Jola und zurück zu den Grenzvölkern gewesen.

Allerdings gab es an diesem Abende noch gar wenig für die Leute zu essen. Der Ort, den wir so glücklich gewesen waren, zu erreichen, hieß G ā n i und war ein Vordorf von T ā k u m, dem Sitz eines der südlichsten Sultanate Adamauas. Es war das B a l i M u d i der Bafut.

Wir fanden etwa zwanzig Hütten mit wenigen Bewohnern vor; diese waren auch nur ein vorgeschobener Wachtposten, das eigentliche Gani oder Mudi lag noch $1\frac{1}{2}$ Stunde weiter östlich. Da ich reichlich Geschenke austheilte, brachten die Einwohner wohl einige Bündel Hirse herbei. Allein was wollte dies heißen für so viele und so ausgehungerte Menschen, die das Korn, ohne es nur zu kochen, gleich Handvoll in den Mund steckten! Eine kleine Mais-

pflanzung mit noch ganz grünen Kolben wurde in der Nacht gänzlich geplündert. Doch drückte ich diesmal beide Augen über ein Vergehen zu, das sonst durch die Expeditionsartikel mit der schwersten Strafe bedroht war. Jedenfalls hatten die Eingeborenen mit unreifem Mais noch nie so gute Geschäfte gemacht, da ich aus freien Stücken hohe Entschädigung zahlte. Ich selbst erfreute mich an diesem Abende an dem Anblick eines gekochten Huhnes mit Brei aus unenthülster Hirse. Auch mein treuer Hund Petz, dessen Leib ich während der letzten Tage manchmal mit prüfender Hand gestreichelt hatte, freilich mit ganz anderen Gedanken, als der Arglose wohl vermuthete, durfte nunmehr wieder mit Vertrauen in die Zukunft blicken und in einigen abgenagten Hühnerknochen schwelgen. Wie ich nachträglich hörte, hatten übrigens einige meiner Leute unterwegs Schlangen gefangen und gegessen, desgleichen hatten Beeren, wilder Honig und Pilze dazu beigetragen, die schwindenden Kräfte so lange aufrecht zu erhalten.

Am anderen Morgen, es war der 9. Mai 1889, erschien ein Mann, den Benedict für einen echten Haussa erklärte. In der That war es auch einer und sein Name ist mir unvergeßlich geblieben, er hieß: Landakāri. Landakari war das Musterbild eines jener zuvorkommenden, immer bescheidenen Haussa, wie man ihnen vielfach in diesem Theile Afrikas begegnet. Diese Eigenschaften haben ihren Grund einerseits in der Weltgewandtheit und dem weiten Blick dieser Leute, die auf ihren Handelsreisen Hunderte und Aberhunderte von Kilometern zurückzulegen pflegen, andererseits aber in dem Einflusse des Islam. Denn um das gleich hier zu bemerken, sind diejenigen Neger Adamauas, die dem Islam ergeben sind, im Verkehr mit Europäern weitaus die angenehmsten und stehen in dieser, wie auch in manch anderer Hinsicht hoch über dem größten Theil der christlichen Neger, die auf die Brüderschaft in Christo pochend ein Oben und Unten nicht mehr anerkennen wollen.

Landakari eröffnete die Unterhaltung mit unzähligen Fragen nach unserm Wohlergehen und zum erstenmal hörte ich hier

das „Sērĭkī lāfĭă? Sērĭkī lāfĭă?“ Ist der Herr wohl? Ist der Herr wohl? — das jede Unterhaltung zwischen Haussa einzuleiten pflegt, manchmal für den Eiligen eine wahre Geduldsprobe. Alsdann setzte Landakari sehr sachgemäß auseinander, daß unser Kommen in der ganzen Gegend großes Aufsehen hervorgerufen habe, da man ein Erscheinen von Weißen von dieser Seite her für unmöglich gehalten habe. Der Weg, den wir uns gesucht oder vielmehr, den uns Allah gezeigt habe, sei kein solcher, den Leute des Friedens zu wandern pflegten, und man befürchte im Lande kriegerische Absichten unsrerseits. Indessen seien Boten zum Sultan von Takum, dem dieses Land gehöre, bereits unterwegs und sobald dieser seine Zustimmung gegeben, was zweifelsohne geschehen würde, stehe unserer Weiterreise nichts im Wege. Vorläufig müßten wir aber hier bleiben und dürften auch nicht in Nachbardörfer gehen. Essen sei zwar nicht viel vorhanden, aber man würde schon zu helfen suchen; es sei im übrigen unnütz, an den Häuptling, ehe er nicht geantwortet habe, ein Geschenk zu senden.

Was blieb somit übrig als zu warten? Zehn lange Tage mußten wir in diesem elenden Orte ausharren und nach dem Kommen und Gehen der Boten zu urtheilen, fand ein lebhafter Verkehr zwischen Takum und Gani statt, so gewaltig war die Aufregung über unser unvermuthetes Erscheinen. Essen gab es nur wenig. Eigentlich blieben die Leute immer hungrig, obschon sie zu ihrer Hirse mitunter Wurzeln gruben und einige Schlangen fingen und verzehrten. Auch ich selbst wurde niemals ordentlich satt, ein halbes, mageres Huhn mit etwas Hirsebrei war mein einziges, tägliches Gericht. Anscheinend durften die Leute auf höhern Befehl sich nicht zu sehr mit uns einlassen.

Während der ganzen 10 Tage konnte ich auch nichts unternehmen, da meiner stehenden Frage nach Sandalen nicht entsprochen werden konnte. Uebrigens hätten sie mir auch wenig genutzt, da ich in Sandalen ebenfalls nicht auf die Jagd gehen konnte. Ein auf eigene Faust unternommener Versuch nach

Osten zum Hauptdorfe Gani zu gehen, wurde nach $1^1/_4$ stündigem Marsche durch ein Verbot des dortigen Ortsschulzen unterbrochen, so daß wir wieder nach dem kleinen Vordorfe zurückkehren mußten; denn mit Gewalt gerade in diese Länder einzudringen, würde weder Zweck noch Erfolg gehabt haben. Bei Gani trafen wir auf einen alten Bekannten wieder, den Biya, der hier als Fluß von 70 Meter Breite und ansehnlicher Tiefe ruhig dem Katsena Allah zuströmte. An diesem Flusse, nur vier Tage von Gani entfernt, sollte eine europäische Niederlassung sein.

Endlich nach zehn langen Tagen, fürwahr eine harte Probezeit, erschien Landakari mit der zusagenden Antwort des Sultan von Takum; Landakari in Person sollte uns nach Takum bringen.

Das Marschiren war nunmehr angenehmer, da die Wege Adamauas, wie dies in einem Lande mit so entwickeltem Verkehrsleben nicht anders zu erwarten ist, durchschnittlich recht gut sind. Man geht meist über ebenen, mit Sand oder feinem, eisenhaltigen Quarzgeröll bedeckten Boden, dessen große Durchlässigkeit selbst bei starkem Regen ein vollständiges Aufweichen unmöglich macht. Nach $2^1/_2$ stündigem Marsche setzten wir, Groß-Gani rechts liegen lassend, vermittelst eines schwerfälligen Kanu über einen etwa 50 Meter breiten, aus dem Lande Bafúm kommenden in den Biya mündenden Bach. Das Land war hügelig und namentlich die den Weg östlich begleitenden, niedrigen Berge durch seltsame Felsgebilde ausgezeichnet, die täuschend an Bergruinen erinnerten; es waren stark verwitterte krystallinische Schiefer. Geradezu auffallend aber waren gewaltige, zuckerhutartige Felsenpyramiden, die wir schon seit dem Betreten des nach Gani führenden „Hoffnungsthales" täglich gesehen hatten. Eine besonders bildete eine weithin sichtbare Landmarke in Form eines Zuckerhutes etwa von der Höhe des Kölner Domes. Zwei andere, die ich Faust und Grethe taufte, standen nicht allzufern davon, und seitlich von ihnen noch zwei weitere, hohe Granitsäulen.

Nachträglich habe ich diesen hochinteressanten, so eigenartig

aus und über ihrer Umgebung hervorragenden Felsengruppen den Namen „Sodenfelsen“ gegeben, in dankbarer Erinnerung daran, daß Herr von Soden als damaliger Gouverneur, während alle Welt mich für verschollen oder todt erklärte, zwei Expeditionen aussandte, um mich aufzusuchen oder doch über mein Schicksal Erkundigungen einzuziehen.

Kurz vor Búrruba, wo wir am ersten Marschtage unser Lager aufschlagen sollten, erblickte ich auf dem Wege einige Roßäpfel, deren Anblick mich mit mindestens eben so viel Freude erfüllte, als hätte ich die Aepfel des Hesperiden gefunden. Die Pferde, die uns seit Monaten im Kopfe herumgegangen, konnten nun nicht mehr fern sein. Uebrigens hatte ein Weijunge, der Landakari in ein Nachbardorf zum Einkaufen von Lebensmitteln begleitet hatte, dort ein leibhaftiges Pferd gesehen, das er mir in so überschwenglichen Worten pries, daß das Thier mindestens in gerader Linie von Salomons Zucht abstammen mußte.

Wenn wir geglaubt hatten, in Burruba selbst übernachten zu können, so irrten wir uns. An einem Kreuzwege traten uns die Aeltesten von Burruba entgegen und hießen uns seitwärts einem Führer folgen. Sie trugen bereits vollständig mohammedanische Tracht; nach Art der Haussa weite Pumphosen, überfallende Burnusse, rothe Tarbusche sowie breite, lange Schwerter am Wehrgehänge über der Achsel. Das Lager mußten wir in einem kleinen Wäldchen am Fuße der eben erwähnten Felsenpyramide beziehen, so daß ich ihren riesigen Umfang jetzt aus allernächster Nähe bewundern konnte. Wieviel Tausende und Abertausende von Jahren müssen erforderlich gewesen sein, um solche Gesteinskerne aus der sie umgebenden weicheren und längst verwitterten Masse herauszuwaschen! In unserem Lager entwickelte sich ein lebhafter Verkehr mit den sonst sehr freundlichen Eingeborenen, die aus Vorsicht kein solch landfahrendes Volk, wie wir es waren, in ihr Dorf hinein und dessen Lage ausforschen lassen wollten. Doch

konnten wir gegen Abend an einigen blauen Rauchwölkchen, die westwärts hinter niedrigem Buschwerk emporstiegen, sehr gut auf die Lage des Ortes schließen, so daß die Leute uns gegenüber doch nicht genügende Vorsicht bewiesen hatten.

Am dritten Tage kamen wir vor Kófi an, nachdem wir die Nacht vorher abermals zwischen Felsen gelagert hatten. Hier konnte man sehr gut die Bauart der Städte beobachten. Ein etwa brusthoher Lehmwall, oben mit Dornen gekrönt, lief kreisförmig um den Ort, dessen Dächer eben noch über den Mauerwall hervorragten. Ein thorartiger Eingang war durch dicke Balken verrammelt, hinter denen die mit Pfeil, Bogen und Lanzen bewaffneten Eingeborenen, alle in hellbraune oder weiße ärmellose Ueberwürfe gekleidet, sichtbar wurden.

Eine Abordnung ehrwürdig aussehender Männer mit langen Schwertern erschien und fragte nach unserem Begehr; auch sie ließen uns nicht in die Stadt, sondern führten uns wieder nach einem ungefähr fünf Minuten davon entfernten Walde, wo nun das Lager aufgeschlagen wurde. Ein Topf mit einem dicken, gelblichen Hirsebier, dem Honig zugesetzt war, wurde mir jedoch vorher noch angeboten. Auf dem halben Wege vor Kofi waren mir große, theilweise zusammengestürzte Ringwälle aus zusammengehäuften Steinen aufgefallen, die wohl im Kriegsfalle als Schutzwehr gedient haben mochten, doch konnte ich über deren eigentlichen Zweck und Bedeutung nichts Bestimmtes erfahren.

Dicht bei Kofi wird in nordöstlicher Richtung eine etwa 300 Meter hohe Bergkette sichtbar. Da Benedict versicherte, sein früherer Herr, Flegel, habe von Dónga aus jene Kette gesehen und erklärt, daß über sie der Weg nach Kamerun führen müsse, so taufte ich zur Erinnerung an den ersten erfolgreichen deutschen Reisenden in Adamaua diese zwischen Deutsch- und Englisch-Adamaua sich hinziehende, wahrscheinlich eine natürliche Grenze bildende Gebirgskette die „Flegelberge“ und gab der

etwa in der Mitte befindlichen höchsten Bergspitze den Namen „Flegelspitze“.

Am nächsten Tage erreichten wir die Hauptstadt dieses großen Bezirks, Takum.

Der Anblick von Takum entsprach vollständig den Vorstellungen, die man sich von mohammedanischen Negerstädten zu machen pflegt. Ringsherum liefen hohe Lehmmauern mit Zinnen, Bastionen und Thoren, hinter denen die Spitzdächer der Häuser sowie hier und da einige dichte Laubbäume und die Fiederkronen der Carica Papaya bemerkbar waren. Am Thoreingang standen die Aeltesten der Stadt in bunten, seidenen Gewändern; alle trugen gelbe oder rothe Lederpantoffeln. Zum erstenmal schämte ich mich meiner abgerissenen Erscheinung und vor allen Dingen der bloßen Füße. Indessen waren die alten Herren sehr höflich, und nachdem mein Dolmetscher mich ihnen als Freund Flegels vorgestellt hatte, führten sie uns ohne weiteres in die große Stadt hinein. Auf dem ansehnlichen Marktplatze saß unter einem breiten, schattenspendenden Baume — denn es war kurz nach Mittag — der Oberhäuptling der Landschaft Takum, der Sultan Jákubu, zu deutsch: Jakob. Eine große Menschenmenge beiderlei Geschlechts füllte den Marktplatz. Ich ging durch eine schmale Gasse zwischen den Leuten durch auf Jakubu zu, reichte ihm die Hand und setzte mich dann auf einer meiner kleinen Kisten ihm gegenüber.

Jakubu, eine kräftige Mannesgestalt, der einigermaßen an den Balihäuptling erinnerte, nur daß er viel dunkler war, sprach mehrfach unverhohlen sein Erstaunen über unser Kommen von dieser Seite her aus, was uns nur mit Allahs Hülfe hätte gelingen können. Nach der ersten Begrüßung jedoch hieß er uns die Stadt verlassen und außerhalb ein Lager aufschlagen; auch ich mußte natürlich mit, und so zogen wir aus einem anderen Thor wieder hinaus. Leider hatte es seine großen Schwierigkeiten, auf dem uns angewiesenen Felde etwas Obdachähnliches herzustellen, da das sonst gewöhnlich zum Hüttenbau benutzte

Gras sehr kurz und auch sonst kein geeigneter Baustoff vorhanden war. Ich stellte mein Feldbett auf und hing eine Decke über ein paar Stecken, so daß ich wenigstens gegen den ärgsten Sonnenbrand geschützt war. Meine Leute, welche die Zweige der verkrüppelten Zwergakazien abbrachen und daraus niedrige Laubhütten bauten, in die sie hineinkriechen mußten, waren nicht viel besser daran. Dies ließ sich aber alles leicht ertragen, als Nachmittags ein großer Buckelochse sowie zwei Schafe als Gastgeschenk herbeigeführt wurden. Der Ochse war in kurzer Zeit in 160 Theile zerlegt und nach zwei Stunden bis auf meinen Antheil wohl auch schon spurlos verschwunden; Korn gab es dagegen nur wenig.

Früh am Morgen wurde ich zu meinem Erstaunen durch eine Musik geweckt, und thatsächlich ließ Yakubu mir durch eine aus 6 Mann bestehende Hauskapelle ein Morgenständchen bringen. Vier der Musiker hatten lange blecherne Trompeten, während zwei andere mehrere Pauken zugleich bearbeiteten. Die Musik klang nicht eben schlecht, obwohl die drei Stücke, die aufgespielt wurden, für mein Gehör sich nicht wesentlich unterschieden. Erst nach zwei Tagen wies mir Yakubu, nachdem er gesehen, weß Geistes Kind ich war, ein kleines Gehöft in der Stadt selbst an, das ich mit Freude bezog. Zum Glück regnete es in dieser Zeit nicht, sonst hätten mir meine Kerle, die trotz meiner Vorstellungen draußen im Lager bleiben mußten, leid gethan, denn es gab verhältnißmäßig wenig zu essen, das Wenige aber war theuer und ich mußte auch mit meinen Tauschwaaren sparsam umgehen. Ein Hauptartikel, auf den ich mich als kleine Münze in den von den Haussa bereisten Ländern zum Kaufen von Lebensmitteln besonders verlassen hatte, besaß damals gerade keinen Werth: nämlich Nähnadeln. Im übrigen konnte man auf dem Markte mancherlei Leckerbissen haben, namentlich große Zwiebeln und Salz, das ich schon längere Zeit entbehrt hatte.

Die Bauart der Häuser ist in ganz Adamaua dieselbe. Der Grundriß des Hauses ist kreisrund bei 4—7 Meter Durchmesser,

die Wände sind aus dünnem Thon etwa manneshoch ausgeführt und darüber erhebt sich das auf allen Seiten bis zu 30 cm überstehende Strohdach, einem halb aufgespannten, riesigen Malerschirme vergleichbar, wie denn auch der Witz meiner Träger die Häuser „ombrella houses“ „Regenschirmhäuser“ und das ganze Land „Lafia country“ d. h. „Lafialand“ taufte, nach der tagsüber tausendmal gehörten Begrüßung „Seriki lafia?“

Den Dachknauf, also jenen Punkt, wo Dachsparren — die starken Rohrstengel der Negerhirse — und Gras zur Spitze zusammenliefen, bildete meist ein kleiner Topf. Beim Umherwandern durch den gehöftartig gebauten Ort, in dem stets mehrere Häuser durch einen Grasmattenzaun umschlossen waren, fielen mir zwei Häuser auf, deren Knauf die untergehende Abendsonne weithin sichtbar vergoldete. Bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, daß es nichts mehr und nichts weniger wie leere Kognac- oder Whiskeyflaschen waren, die man sehr kunstsinnig zu diesem Zwecke verwandt hatte. Recht treffend bemerkte bei ihrem Anblick einer meiner Leute: „Look Massa, white men close! Sieh, Massa, weiße Männer sind nahe!“ Und in der That, dieses zweifelhafte Wahrzeichen europäischer Kultur sprach mehr, wie alles andere für die Nähe von Weißen.

Während meines fünftägigen Aufenthaltes in Takum war ich täglich mit Yakubu in dessen großer Empfangshalle, die nur ein Haus im größern Stile mit zwei Thoren war, zusammen, wobei er mir einen ganz vorzüglichen Palmwein vorsetzte. Es freute ihn, wenn er sah, wie ich in großen Zügen nach Baliart dieses edle Naß vertilgte und ihm auf Haussa dann einige Höflichkeiten sagte, die mir mein Dolmetscher eingepaukt hatte; übrigens machte ich gute Fortschritte in dieser nicht eben schweren und zugleich schönen Sprache. In der großen Halle Yakubus befanden sich gewöhnlich nur wenige Leute, der erste Vertreter des Häuptlings, der den Titel Galadima führt, einige sonstige Würdenträger, sowie das Leibpferd Yakubus, das seitlich stand

und mit der Vorderfessel an einen aus der Erde ragenden Pflock gebunden war.

Bei meiner Unterhaltung mit Yakubu fand ich die Erzählungen Garegas bestätigt, wonach die Bali aus diesen Gegenden ausgewandert sein sollten. Yakubu zeigte uns einen alten, aus einheimischer Baumwolle verfertigten Lendenschurz, der noch jetzt die nationale Tracht der Bali ist und den sie auch unter dem großen Burnus tragen, so daß seine Enden hinten auf der Erde nachschleppen. Auch machte Yakubu die Töne der Elfenbeinhörner Garegas, die er genau beschrieb, sehr täuschend nach, sprach auch den Gruß der Bali: o lá n'di, fōn? bist du heute schon auf, Herr? mir gegenüber richtig aus. Endlich erwähnte er, daß der Vater Garegas und sein Vater Vettern gewesen seien und daß Garega I. als junger Fürst sich vor den Sklavenjagden der Fulla in die hochgelegenen Baliländer zurückgezogen und alle dazwischen liegenden Stämme besiegt habe. Die Bali nannten Adamaua: n'gong Puri = Land der Puri, d. h. der Fulla oder Pullo, in ihrer Sprache zu „Puri" verstümmelt. Yakubu erkundigte sich sehr eingehend nach Garegas jetzigen Verhältnissen und schien erfreut, zu hören, daß wir Blutsfreunde seien. Ueberhaupt hatte er eine sehr nette Art des Verkehrs und bettelte vor allen Dingen nicht, freilich hatte er auch von meiner Armuth Kenntniß. Nur eins lag ihm sehr am Herzen: ein Revolver. Zufällig hatte ich noch einen solchen in meinem Koffer und obschon ich nur ein halbes Dutzend etwas stark durchnäßter Patronen dazu geben konnte, machte er mir doch ein gesatteltes Pferd zum Gegengeschenk. Allerdings schien das Thier mehr innere wie äußere Vorzüge zu besitzen und Unter den Linden in Berlin wäre ich wohl mitsammt meinem Hengste wegen Verübung groben Unfugs verhaftet worden. Nichtsdestoweniger hielt er den mehrmonatlichen Ritt durch Adamaua bei großen Märschen und kargem Futter vorzüglich aus, während ein anderes mir späterhin geschenktes Pferd trotz seines besseren Aussehens einging.

Yakubu und ich schieden also nach fünf Tagen als gute

Freunde, ohne daran zu denken, daß wir uns je noch einmal wiedersehen sollten. In zwei Tagen erreichte die Expedition Dónga, die Hauptstadt eines gleichnamigen Sultanates. Der Weg führte, mit ganz geringen Ausnahmen, ununterbrochen durch ebenes Land, das überall dicht mit Zwergakazien, der anona senegalensis, bewachsen war. Vor Donga überschritten wir im Kanu einen breiten Fluß gleichen Namens und wurden am jenseitigen Ufer von einem ehrwürdigen Abgesandten des Sultans empfangen und alle miteinander in ein großes Gehöft einquartirt. Hier hatten die Einwohner kein Bedenken mehr, uns in die mit starken Mauern versehene Stadt einzulassen.

Es war der 28. Mai 1889, als ich meinen Einzug in Donga hielt, und dieser Tag ist für die Erforschung von Adamaua insofern denkwürdig, als hiermit der Anschluß an Flegels Reisen gewonnen war. Mit Wehmuth gedachte ich des so früh dahingeschiedenen Forschers, der einst von Norden ausgehend demselben Ziel zugestrebt hatte, das ich als erster Europäer von Süden kommend nunmehr glücklich erreicht und damit die mir gestellte geographische Aufgabe, Adamaua vom Golfe von Guinea aus zu erschließen, erfolgreich gelöst hatte.

Um den Eingeborenen die Gemeinsamkeit der Flegelschen und meinen Bestrebungen vor Augen zu führen, folgte ich Benedicts Vorschlag, mir der Einfachheit halber den landesüblichen Namen Flegels in Adamaua, Abd-er-Rahmân, zuzulegen. Einen Namen muß man bei den Leuten haben und daß ich, als sein Landsmann, den Eingeborenen gegenüber auch sein „Bruder" war, ist im Sinne der Neger selbstverständlich.

Die Freude über mein Kommen unter der Bevölkerung war groß; man sah jetzt wieder einen Deutschen. Aus manchen Anzeichen ging klar genug hervor, daß man den Druck, den die Royal Niger Co. ausübte, schwer empfand und daß man die Niederlassung von „Flegels" Leuten als willkommenes Gegengewicht gegen die unbeliebte Niger Co. mit Freuden begrüßt hätte. Wie aber die Dinge einmal lagen, konnte ich die Leute

nur mit allgemeinen Redensarten und mit der Hoffnung auf die Zukunft trösten.

Der Häuptling von Donga empfing mich in großer Audienz angethan mit kostbaren Gewändern. Auch ich prunkte in einem weißseidenen Burnus, sowie einem kunstvoll gedrehten Turban, Kleidungsstücke, die ich aus Lagos mitgebracht und für diesen Augenblick peinlich aufgespart hatte; sogar meine Füße steckten in rothen Pantoffeln, einem Geschenk des Sultans von Donga, ja sie waren sogar mit Strümpfen, weißen Strümpfen bekleidet, die ich mir aus den Ueberresten einer alten Hose genäht hatte.

Ein Reisender muß in diesen Gegenden etwas darauf halten, es auch äußerlich den Großen des Landes in entsprechender Gewandung gleich zu thun. Ich entsinne mich noch genau des beschämenden Gefühls, das mich beschlich, als ich bei dem ersten Tanze der in langen Gewändern einherschreitenden Bali mit meinem verschossenen Röckchen erscheinen mußte. Hier beinahe noch mehr wie anderwärts heißt es: Kleider machen Leute, und ich war Freund Garega damals dankbar, als er mich bei diesem Anlaß mit einem schönen dunkelblauen Burnus beschenkte, welche Gabe er mit den Worten begleitete: „Die Weißen mögen Dich als einen großen Mann kennen, auch Dein Kaiser mag ein gewaltiger Herr sein; hier zu Lande aber trägt selbst der geringe Mann ein schönes, langes Gewand, sonst hält man ihn für einen Sklaven.“

Auch wer an afrikanische Königshöfe gehen und dort etwas erreichen will, muß sich daher hübsch fein machen und nach den dortigen Gebräuchen richten. Im Vertrauen auf geistige oder physische Ueberlegenheit sich über die Gebräuche des Landes hinwegsetzen wollen ist ein großer Fehler für jeden Afrikareisenden; der richtige Grundsatz für den Einzelnen ist: Mit den Wölfen zu heulen, sofern einem nicht geradezu Ungeheuerliches zugemuthet wird. Aus diesem Grunde nahm ich auch keinen Anstand, die Feier des mohammedanischen Weihnachten, wozu mich der Häuptling eingeladen hatte, mitzu-

machen, und auf freiem Felde in Gemeinschaft mit den Mohammedanern und meinem ungläubigen Gefolge Gott unter dem Namen Allahs zu verehren.

Es war am zweiten Tage unserer Anwesenheit in Donga, als des Neumondes langerwartetes Erscheinen durch Flintenschüsse und das Geschrei der Weiber, dessen gellender Ton durch ein eigenthümliches schnelles Hin- und Herbewegen der Zunge noch erhöht wird, allem Volke verkündet wurde. Alsbald kam auch schon der mit der Sorge für die Fremden beauftragte Vertrauensmann des Sultans, um mir durch Sklaven einige Töpfe Bier, sowie wohlschmeckende, in kräftiger Fleischbrühe gekochte Reisklöschen nebst gekochtem, stark gepfefferten Rindfleisch zu überreichen und mich im Namen seines Gebieters einzuladen, am andern Morgen in dessen Begleitung mit meinen Leuten hinaus aufs Feld zu ziehen, um zu Allah zu beten. Ich sagte zu, und alsbald wurden seitens meiner Leute alle möglichen Lappen hervorgesucht, um sich für das bevorstehende Fest nach Möglichkeit herauszuputzen.

Am andern Morgen um 10 Uhr zog ich mit meiner ganzen Mannschaft auf den großen Platz vor des Sultans Haus, wo schon ein buntes Leben herrschte. Dicht am Palaste — so konnte man ja wohl den weiten, mit Mauern, Zinnen und Thürmen versehenen Lehmbau nennen — harrten zahlreiche Reiter ihres Gebieters, die Vornehmen in Sammet und Seide gekleidet, meist weiße, seltener gemusterte Stoffe. Auch die durch Nachtigal zuerst bekannt gewordenen Reiter des Sudān in Wattenpanzern waren vertreten, die auf ihren mit Decken behangenen, mittelgroßen Pferden und mit dem kupfernen, federbuschgeschmückten Helmen zum Turnier ausziehenden Rittern glichen. Den ganzen übrigen Platz fülte bewaffnetes Fußvolk in unterschiedlichen Trachten, nach Haufen geordnet. Die Reiter ließen beständig ihre Pferde tänzeln oder jagten, zu Viert sich die Arme über die Schultern legend, im gestreckten Galopp dahin, um plötzlich auf der Stelle zu pariren und gleichzeitig irgend einem Bekannten

die leere Faust zum Gruß entgegen zu schütteln. Dies ist die gewöhnliche Begrüßung bei allen Graslandstämmen, nur daß der Grüßende in der Regel irgend eine Waffe in der Hand hält. Ich hielt mit meinen Leuten, die mit ihren verrosteten Gewehren und abgerissenen Jacken oder Hüfttüchern wie ein Haufen Straßenräuber aussahen, etwas abseits, wobei ich die Häßlichkeit meines sonst streitbaren Hengstes unter den Falten des mich mantelartig umwallenden Burnusses möglichst zu verdecken suchte.

Endlich lärmten Trompeten und Pauken, und der Sultan erschien unter dem Thore. Er ritt, in weiße Seidengewänder gekleidet, das Gesicht nach mohammedanischer Sitte von der Nase abwärts mit einem Streifen des Turbans, dem Litam verhüllt, auf einem tadellosen schneeweißen Hengste, den auf jeder Seite zwei Mann führten und dessen feuriges Ungestüm kaum zu bemeistern war. Die gleichfalls berittenen Vornehmsten jagten ihrem Herrscher zum Gruße entgegen und schlossen sich ihm zu Vieren an, während unter Vorantritt von zwanzig gleichartig gekleideten Musketenträgern, sowie einer Musikbande, für welche Harmonie ein unbekannter Begriff zu sein schien, sich der Zug in Bewegung setzte. Ich folgte mit meinen Leuten unmittelbar im Anschluß an die Panzerreiter, hinter uns kamen die Leute des Sultans, sowie die Aufgebote der Buschvölker aus den umliegenden Ortschaften und viel anderes Volk.

So zogen wir zum Ostthor hinaus, etwa eine Viertelstunde weit ins Land. Auf einem großen Felde angelangt, stiegen die Reiter ab, und Alles ordnete sich in mehreren Gliedern zu einem großen Viereck; ich stellte mich bescheiden möglichst nach hinten, um meinen Vordermännern die mir unbekannten Verbeugungen beim Gottesdienst u. s. w. absehen zu können. Der Sultan stand natürlich vor dem ersten Gliede. Es waren mohammedanische Mollem — Missionare — anwesend, die einige Suren aus dem Koran vorlasen, und bei den verschiedenen Anrufungen Allahs warf sich Alles zur Erde,

während ich mich mit einem tiefen Bückling begnügte. Sonst stand man bei der Feier gerade mit herabhängenden Armen. Etwa eine halbe Stunde dauerte der Gottesdienst, dann stieg Alles nach Abgabe einiger Flintenschüsse wieder zu Pferde. Vorher ließ auch ich noch meine 150 Mann eine Salve feuern, deren großartiger Eindruck dadurch etwas beeinträchtigt wurde, daß einige Lagosleute beim Abdrücken ihrer übermäßig geladenen Flinten rücklings zu Boden fielen, was man jedoch höchsten Ortes als ein unzweifelhaftes Zeichen guten Willens und als eine Erhöhung der Festlichkeit aufzufassen geruhte. Beim Rückweg wies mir der Häuptling den Ehrenplatz hinter der nun an der Spitze marschirenden Musik und den zwanzig Musketenträgern an, deren Uniform aus einem Zeuge bestand, dessen Muster das Fell eines Leoparden nachahmte. Als Kopfbedeckung trugen sie schwarze, mit einem rothen Bande unter dem Kinn festgehaltene Helme aus Ziegenfellen.

An diesen Gottesdienst schloß sich ein weidliches Zechen in der schönen Halle des Sultans an, während die Vorhallen mit zahlreichen, fleißig dem Hirsebier zusprechenden Edlen gefüllt waren, woraus hervorgeht, daß diese Mohammedaner nicht allzu strenggläubig sind. Leider hatte der mit unserer Wartung betraute Hofmarschall sich eine Flasche Schnaps aus der zwei Tage entfernten englischen Faktorei in Ibi zu verschaffen gewußt und störte allein schon ihr Anblick die wirklich sonst sehr eigenartige Feier. Selbstverständlich lehnte ich es ab, dem Fusel zuzusprechen, obschon selbst der gottesfürchtige Sultan ein Gläschen nicht verschmähte, allerdings bloß „wegen der besseren Bekömmlichkeit", etwa wie man bei uns zu der Weißen einen Kümmel trinkt.

Uebrigens hatte ich bei diesem Gelage doch noch Gelegenheit, als Christ Farbe zu bekennen. Als nämlich mitten in der Unterhaltung die Mohammedaner zu beten anfingen, wobei sie die innere Handfläche nach oben gekehrt, die Unterarme ausstreckten, hatte ich meine Hände auf dem Schoß liegen lassen und den mir neuen Vorgang aufmerksam beobachtet. Lächelnd

ließ mich dann nach dem Gebete der Sultan fragen, warum ich nicht mit zu Allah gebetet hätte. Ich erklärte nun, daß ich selbst ein Christ wäre und zeigte, indem ich zugleich meine Hände faltete, unsere, die christliche Art, Gott zu verehren, was bei den hier wider Erwarten sehr duldsamen Mohammedanern trotz ihrer anwesenden Missionare ohne Mißfallen aufgenommen wurde.

Fünf Tage dauerte mein dortiger Aufenthalt, dann brach ich über Okāri nach Ibi am Benue auf. Beim Abschiede schenkte ich dem Sultan auf seine Bitte einen alten Vorderlader mit 25 Zündhütchen und erhielt als Gegengabe einen 20 Kilo schweren Elfenbeinzahn. Noch oftmals war in Donga die Aufforderung an mich ergangen, ich sollte doch dafür Sorge tragen, daß auch Deutsche ins Land kämen und sich gleich den Engländern hier niederließen, da wir doch gerade so stark und mächtig wären. Ich ließ zwar die Leute bei dieser, leider zur Zeit noch nicht ganz zutreffenden Vorstellung, konnte ihnen aber selbstredend nichts als unbestimmte Versprechungen machen.

In Okāri — Wukari nach Flegel — traf ich nach zweitägigem Marsche ein und sah hier zum ersten Male wieder die großen Baobabbäume, Adansonia digitata, die, mit Ausnahme des Küstengebietes von Kamerun, in den bisher bereisten Strecken nicht vorkamen. In Okari wies mir der zweite Ortsvorsteher, da der erste in den Krieg, d. h. auf Sklavenjagd gezogen war, ein sehr schönes Gehöft an, dessen an Asphalt erinnernder Fußboden aus der gekneteten Erde von Termitenhügeln gemacht war; ein solcher Boden soll den Einflüssen der Witterung lange widerstehen.

Leider war ich damals gänzlich von Tauschwaaren entblößt und ausschließlich auf die freiwilligen Gaben der Eingeborenen angewiesen, somit auch Schmalhans wieder Küchenmeister.

Am Nachmittag meiner Ankunft in Okari saß ich in meinem Hause, einer hohen, runden und sehr kühlen Halle und dachte darüber nach, wie ich aus einer Handvoll Hirsemehl, der

mir für diesen Tag zubemessenen Ration, ein möglichst üppiges Nachtmahl herstellen könnte, als plötzlich vor meinen erstaunten Blicken drei Eingeborene mit zwei großen Kisten erschienen, die sie vor mir niedersetzten und mir zugleich einen Brief übergaben, ohne sonst einen Ton zu reden. Der Brief trug die Aufschrift: To the European, said to be at Donga. Along with few provisions. In dem Briefe, den ich voller Verwunderung öffnete, theilte mir Herr Mac Intosh, der Vertreter der Royal Niger Co. am Benue, mit, daß er gehört habe, ein Europäer sei von Kamerun über Land in Donga eingetroffen und daß er sich erlaube, diesem anbei einige Lebensmittel entgegenzuschicken und zugleich Gastfreundschaft in seiner Faktorei zu Ibi anzubieten.

Ich las den Brief immer von Neuem, so groß war meine Ueberraschung, hier auf einmal ein „Tischchen deck dich“ gefunden zu haben! Welchen Eindruck mußte das auf die Eingeborenen machen, wenn sie nun sahen, wie brüderlich die Weißen in Afrika zusammenstanden! Sie konnten nicht begreifen, daß ich meinen Wohlthäter nicht einmal kenne und daß er trotzdem auf die bloße Kunde von meinem Kommen mir so viele Sachen entgegenschicke. Und was enthielten nicht Alles die Kisten? Thee, Zucker, Milch, Kognac, Konserven aller Art, Kerzen u. s. w., lauter Dinge, die ich seit einem halben Jahre nicht mehr gesehen und theilweise schon gar nicht mehr vermißt hatte. Meinen beiden Dienern lief das Wasser förmlich im Munde zusammen, so daß ich mir nach Oeffnen der Kisten das Vergnügen nicht versagen konnte, eine Büchse „Corned Beef“ aufzumachen und bald diesem, bald jenem ein Stück Fleisch möglichst langsam in den aufgesperrten Mund zu schieben. Dabei setzte ich ihnen in langer Rede auseinander, daß, da es mal heute wieder „heut'“, „to day be day“ sei, sie auch sofort für uns ein großes Festessen anrichten sollten, daß ich aber selbst vor allem eine Tasse Thee mit Milch und Zucker haben wolle, und zugleich spielte ich zum unsäglichen Ergötzen der beiden Burschen den erzürnten

weißen Massa, indem ich sie nach Art mancher großer europäischer Herren an der Küste maßlos anschrie und mit allen möglichen unparlamentarischen Titeln belegte, weil sie mich schon so lange auf meinen „five o'clock“ Thee hätten warten lassen. Merkwürdiger Weise schmeckte mir, nachdem ich nunmehr ein halbes Jahr, außer Palmwein, keine geistigen Getränke genossen hatte, der Kognac gar nicht, und ich erstand für die entkorkte Flasche für meine Leute einen ansehnlichen Haufen Korns, so daß es an diesem Abend uns ganz ungerechtfertigt erschien, jemals von Leiden in dieser Welt zu sprechen. Der Speisezettel des Abends lautete: 1. Brei aus Corned Beef, Mehl und Negerpfeffer; 2. Käse und geröstete, mit Butter bestrichene Pisangschnitten; 3. starker Thee mit sehr viel Milch und sehr viel Zucker und das bei festlich beleuchtetem Hause, nämlich anstatt der ewigen Palmölfunzel zwei hellbrennende Stearinkerzen!

Mit Tagesgrauen standen am anderen Morgen schon meine Leute marschbereit da, und ich hatte nicht nöthig, wie wohl sonst, die Säumigen anzutreiben.

Die Marschgeschwindigkeit war die eines Eilmarsches, als ob uns die Bafut noch auf den Fersen wären. Es war gegen 12 Uhr, als ich von einer Bodenwelle aus vor mir das breite, sandige Bett eines großen Flusses sah, der seine Fluthen südwestwärts wälzte: der Benue! Ein Dorf auf seinem linken Ufer mit den dicht dabei befindlichen, wellblechgedeckten Anlagen einer ausgedehnten Faktorei, Mast und Schornstein eines kleinen vor Anker liegenden Dampfers, Alles zeigte an, daß wir unser heutiges Ziel, Ibi, den Hauptsitz der Niger Co. am Benue, erreicht hatten.

„Steamer live!“ Ein Dampfer lebt! Dieser kurze, von Mund zu Mund gehende Ausruf kennzeichnete unsere Lage nach allen Seiten hin erschöpfend. Geschlossen ging es nun durch das Dorf auf den Eingang der Faktorei zu, vor dem ich meine Leute warten hieß. Ich stieg vom Pferde und traf am Thor einen farbigen Handlungsgehülfen in schwarzem Anzug mit schneeweißem

Hemdkragen und Manschetten, der mich mit verwunderten Augen ansah. Ich frug nach Herrn Mac Intosh, und ehe der erstaunte junge Mann recht zur Besinnung gekommen war, hatte ich ihn auch schon mit freundlichen Worten aus den mir allerdings viel zu weiten Haussapantoffeln hinauskomplimentirt und meine Füße hineingeschoben, da die neue Donganer Fußbekleidung, sorgfältig in der Bettlast verpackt, gerade nicht zur Stelle war. Barfüßig konnte ich doch unmöglich das Haus meines Gastfreundes betreten, und so schlürfte ich denn, von dem verlegen lächelnden schwarzen „Gentleman“ begleitet, auf das Hauptgebäude zu. Da Herr Mac Intosh selbst noch nicht zugegen war, nahm ich vorläufig auf der Veranda Platz. Mit Vergnügen musterte ich die schönen, sauberen Anlagen, womit sich keine Faktorei in unserem Kamerungebiet messen konnte. Von dem Flaggmaste auf dem Rasenplatze im Garten wehte stolz die Fahne der Niger Co. mit der vielversprechenden Inschrift: Ars, Libertas, Amicitia!

Bald kam denn auch Herr Mac Intosh, in dem man sofort den Engländer erkannte, hieß mich herzlich willkommen und bei einem Glase kühlen Schaumweins, notabene: Heidsieck, extra dry, Reserved for Great Britain, mußte ich ihm in Kürze meine Erlebnisse mittheilen. In verbindlicher Weise bot er mir nochmals die Gastfreundschaft und Hülfe seiner Gesellschaft an.

Zunächst wurden die Träger in einem großen Wellblechschuppen einquartiert sowie Mengen von Fleisch und Reis an sie ausgegeben. Dann nahm ich ein Bad, und konnte dank der Aufmerksamkeit meines Wirthes mich alsbald in schneeweißes Unterzeug und frische Kleider und Schuhe stecken, so daß ich mir geradezu wie neugeboren vorkam.

Jetzt, wo ich die peinliche Ordnung und Sauberkeit der europäischen Wohnungen sowie die gut genährten, reinlich gekleideten Diener sah, kam mir unser abgerissenes, trübseliges Aussehen erst recht zum Bewußtsein. Doch bald stolzirten auch meine Leute in neuen Hüftentüchern einher und die niemals leer werdenden Backen gaben begründete Hoffnung,

daß auch die körperlichen Kräfte bald wieder zurückkehren würden.

Vier Tage blieb ich in Ibi im gastfreundlichen Hause des Herrn Mac Intosh. Leider konnte ich mich selbst nicht so rasch wie ich wünschte, erholen, da mein stark mitgenommener Magen die mir gebotenen kulinarischen Genüsse aller Art nicht recht ertragen wollte. Meine glückliche Ankunft am Benue hatte ich sofort nach Berlin telegraphirt. Die Versuchung, mit dem Dampfer der Gesellschaft nach der Nigermündung und von da nach Kamerun oder Europa zu fahren, war groß. Allein verschiedene Gründe sprachen dagegen.

Einmal hatte ich dem Häuptling Garega zugesichert, wiederzukommen. Doch dies hätte ich am Ende auch von Kamerun aus thun können. Es lag aber in meiner Absicht, um den Weg Bali-Kamerun endgültig zu erschließen und um den moralischen Eindruck des ersten Durchzugs auszunutzen, auf diesem selben Wege, den ich hergekommen war, auch wieder zur Küste zurückzugehen und zwar womöglich in Begleitung von Balileuten. Dann aber wollte ich, nachdem mir das englische Adamaua einen so günstigen Eindruck gemacht hatte, doch auch womöglich noch einen größeren Theil von Deutsch-Adamaua mir ansehen und deshalb versuchen, über Bagnio, Flegels südlichstem Punkt, nach Bali zurückzugelangen.

Daher mußte der verzeihliche Wunsch, mit dem bisherigen Erfolg in der Tasche nach Hause zu eilen, den höhern Rücksichten und dem Interesse der Sache weichen, und so fing ich denn an, meinen Blick wieder ostwärts zu wenden. Neun von meinen Schwarzen entschloß ich mich allerdings nach Kamerun zurückzuschicken, da sie theils krank, theils bei den hohen Gehältern, die ich ihnen zahlen mußte, in Anbetracht der Knappheit meiner Mittel zu theuer waren. Aus den Magazinen der Niger Co. konnte ich mich auf Borg mit hinreichenden Tauschwaaren versehen, um durch Süd-Adamaua wieder nach Bali zurückzumarschiren. Da mir vor jeder Etatsüberschreitung graute, be-

fleißigte ich mich trotz dieser Versuchung der größten Sparsamkeit. Später freilich, als der beabsichtigte Marsch nach Bagnio so ganz anders verlief und ich mich bis nach Jola wenden mußte, bedauerte ich es lebhaft, nicht doch einen größeren „Pump" bei den Engländern in Ibi angelegt zu haben, denn ich würde dann voraussichtlich den Vorstoß über Jola hinaus bis zum Tsādsee haben ausführen können.

Hätte man damals in Berlin den Erfolg der Expedition sofort ausnutzen wollen, würde ein kurzes Telegramm mit der Losung „Tsadsee" genügt haben. Allein in jener Zeit hatte gerade über den Expeditionen im südlichen Schutzgebiete ein böser Unstern gewaltet, und man war durch mein Telegramm über den Erfolg der Nord-Expedition in Berlin zu sehr befriedigt, als daß man ihn durch eine in ihrem Ausgang doch immerhin zweifelhafte Fortsetzung wieder in Frage stellen wollte. Ueberdies bewegte sich damals unsere ganze Kolonialpolitik noch in viel bescheideneren Grenzen und die verfügbaren Mittel waren mit einer Knappheit bemessen, für die man heute schon ein mitleidiges Lächeln hat; was ich bis dahin verbraucht hatte, haben andere Afrika-Expeditionen heutzutage meist schon ausgegeben, ehe sie nur Europa verlassen. So mußte ich denn froh sein und es als ein Zeichen des Vertrauens auffassen, daß man mir überhaupt freie Hand ließ und meine Absicht, auf dem Landweg nach Kamerun wieder zurückzukehren, auch ohne die näheren Gründe hierfür zu kennen, billigte. Dieser Rückmarsch und seine Erlebnisse bilden den Inhalt des nächstfolgenden Capitels.

Capitel VIII.

Vom Benue nach Kamerun. Juni 1889 bis Januar 1890.

Abmarsch von Ibi. Krank in Bakundi. Madugu Gaschi M'Baki. Nach Gaschaka. Sonderbare Begrüßung des Häuptlings von Belli. Bei Freund Samba in Gaschaka. Gutes Leben. Politische Zustände in Adamaua. Warum ich nach Jola muß. Aufbruch. Bequemes Reisen. Unsicherheit der Straße. Die Fulla. Die Haussa. Die Märkte. Die Haussasprache. In Jola. Bettelbesuche. Schnelle Entscheidung in Jola. Zurück nach Gaschaka. Leichtigkeit des Verdienstes von Lebensunterhalt. Aufforderung zur Sklavenjagd. Nach Aschaku. Abschied von Sambo und Madugu Gaschi M'Baki. Grenze der Sklavenjäger. Mißverständnisse in Bussum. Flußübergang. Wieder in Takum. Nach Basum. Wanderungen der Lagosleute. Mein Pferd bleibt in Takum. Der Reisende soll zu Fuß reisen. Die Pfeifsprache. Die Einöden. Ihre Bedeutung als Schutzzone gegen das Vordringen der Sklavenjäger. Verlust eines Mannes. In Basum. Herr Fon aus Bali. Unsere Todten sollen als Sklaven in den Fluß geworfen werden. N'Deng. Eigenartige Art, zum Rauchen sich einzuladen. Eiseninduſtrie. Schwerer Fall. Im Bekomthal. Kolakultur. Festgehalten. Zwölf Mann gefangen. Los nach Bamungu. Die guten Neger. Führer bis Bali. Die Höhen von Mambui. Sechzehn Todte. Eindruck. Die Rückkehr in Bali. Nach Kamerun. Noch einmal die Banyang. Aus der Zeit der Verschollenheit. Rückkehr nach Europa.

Während meines Aufenthaltes in Ibi hatte ich vollauf Gelegenheit, die vorzüglich eingerichtete und verwaltete Station Ibi kennen zu lernen. Das gesammte Personal und Herr Mac Intosh an der Spitze, war ein für die dortigen Aufgaben durchaus befähigtes und gut gewähltes. Im Gegensatz zur Gepflogenheit mancher deutscher Firmen an der Westküste, schlechte und billige Vertreter in ihren Faktoreien zu verwenden, fand ich hier Leute vor, die mit Ruhe und Geschäftskenntniß das Benehmen von „Gentlemen" verbanden. Ueber die dortige Handelspolitik der

ihr Monopol den Eingeborenen gegenüber jedenfalls schonungslos ausnutzenden Engländer konnte ich mir in Ibi kein abschließendes Urtheil bilden, fand aber die schon in Donga und Takum, sowie im Laufe der weiteren Reisen gehörte Thatsache bestätigt, daß die Engländer ebenso gefürchtet wie gehaßt waren. Dabei hatten sie in Ibi nicht einmal eine größere Truppenmasse zur Verfügung, höchstens 40 Leute, allein die Persönlichkeit, die an ihrer Spitze stand, Herr Mac Intosh II, mein Wirth, war wie sein Bruder ein seine Stellung in jeder Beziehung ausfüllender Mann, dessen Wort in jenen Zeiten dort Gesetz war. Allgemein führte er bei den Eingeborenen den Namen M'Birri, d. h. Affe, wegen seiner Gewohnheit, häufig Turnübungen, die meistens im Erklettern von Bäumen und dergl. bestanden, auszuführen.

Nachdem ich mich für den Weitermarsch genügend ausgerüstet, auch von Herrn Mac Intosh als Gastgeschenk ein Paar elegante Tanzstiefel erhalten hatte, ging es am fünften Tage wieder los. Die am Thor der Faktorei befindliche Hauptwache trat unter Gewehr und präsentirte. Ich ließ nunmehr meinen braunen Hengst „Takum" kräftig ausschreiten, während die inzwischen einigermaßen herausgefütterten Träger wieder mit Halloh hinter mir hereilten. Am Nachmittag dieses Tages schlugen wir in einem größeren verlassenen Buschlager, in der Haussasprache songo genannt, unser Nachtquartier auf. Diese Buschlager sind eine höchst auffallende Einrichtung. Sie bestehen aus einer Anzahl flüchtig errichteter Grashütten, deren Aufbau ebenso schnell vor sich geht, wie ihr Inneres luftig und kühl ist. In meiner am Ende dieses Buches beigefügten afrikanischen Reisetechnik habe ich den Bau dieser Hütten genauer beschrieben. Ein neuer, sorgfältig errichteter Songo ist jedenfalls einem Zelt immer und in jeder Hinsicht vorzuziehen, und obgleich mir Herr Mac Intosh auch noch ein gutes Zelt geschenkt hatte, kam es doch selten zur Benutzung. Die Songo befinden sich gewöhnlich da, wo die Entfernung zwischen

zwei Dörfern zu groß ist, als daß sie eine Haussakarawane an einem Tage zurücklegen könnte. Als allgemein bekannte Raststellen — denn die Grashütten bleiben nach Abzug der Karawane unversehrt — haben sie besondere, an Eigenthümlichkeiten der Gegend oder merkwürdige Vorfälle erinnernde Namen, z. B. Songo nasāra, der Songo des Weißen, oder Songo māi shalbé, der Songo des Schützen, und dergl.

Man kann nicht von den Songo sprechen, ohne nicht auch seiner ständigen Bewohner, der dort mitunter zurückgelassenen Esel zu gedenken. Die Haussa reisen, außer mit Trägern auch mit Packthieren, namentlich mit Eseln. Diese sind oft unvernünftig schwer bepackt und müssen manchen Puff und Knuff erdulden, ehe sich der gefühllose Herr entschließt, das gänzlich erschöpfte, oft an vielen Druckstellen leidende Thier aufzugeben und zurückzulassen. Falls kein Dorf zu erreichen, überläßt man es dann in irgend einem Songo, zu dem es sich mit Aufbietung seiner letzten Kräfte und unter unbarmherzigen Hieben geschleppt hat, einfach seinem Schicksal und der Wahl, entweder vollends draufzugehen oder sich allmählich zu erholen und dann als „Sommerfrischler" ein beschauliches Einsiedlerleben weiter zu führen. Von den durchkommenden Fremden haben die Thiere nichts zu befürchten, auch weiß ich nicht, ob man berechtigt ist, einen so wieder hergestellten Esel mit sich zu nehmen, der doch eigentlich eine „aufgegebene Sache" ist. Gezeichnet sind die Thiere freilich alle, und zwar geschieht dies auch auf eine, nach unserer Empfindung höchst barbarische Weise, indem man mit scharfen Messern lange Längs- oder Querschnitte in die Haut macht, die dann zu breiten, haarlosen Narben verwachsen. Da indessen die Neger jener Gegenden sich selbst ebenfalls fleißig die Haut mit Messern bearbeiten und hierin einen Zierrath sehen, so darf man ihnen diese Art, ihre Thiere zu zeichnen, nicht als allzugroße Grausamkeit anrechnen; Aehnliches wird ja sogar auch bei uns auf deutschen Hochschulen geübt.

Daß man längs der Handelsstraßen hin und wieder die Kadaver gefallener Thiere findet, ist selbstverständlich. Auch menschliche Leichname, oder kranke, im Schatten einer Zwergakazie mit dem Tode ringende Sklaven und Träger gehören gerade nicht zu den Seltenheiten, namentlich an den vielbesuchten, zu größeren Märkten führenden Wegen. Man überläßt die Kranken einfach unterwegs ihrem Schicksal, ohne Hülfe und Obdach den Unbilden der Witterung und dem Tod durch Hunger oder wilde Thiere ausgesetzt.

Große Karawanen, die Sklaven, Elfenbein und sonstige Handelsgüter mit sich führen, sind häufig. Die Sklaven wandern meist mit Stricken gebunden einher und tragen selten eine Last. Bewacht werden sie von Haussa, die mit dem unvermeidlichen Pfeil und Bogen, mit Lanze und Schwert bewaffnet sind. Sie werden im Allgemeinen nicht gerade grausam behandelt, wenn man sie gleich absichtlich viel hungern läßt. Denn, sagte mein Dolmetscher Benedict, die Herren fürchten zu sehr den Widerstand eines wohlgenährten Sklaven; auch kann ein schlecht genährter nicht so gar weit entlaufen, da ihm die Kräfte bald ausgehen!

Persönlich sah ich nur ein einziges Mal auf meinen mehrmonatlichen Reisen in Adamaua eine Rohheit, die von einem Haussa einem Sklaven gegenüber begangen wurde. Der Mann war nur noch ein wanderndes Skelett und reichlich 75 Jahre alt. Der Unglückliche, der fast ganz nackend war, humpelte weit hinter der Karawane her, von einem gemein aussehenden Haussa begleitet; unzweideutige Spuren von Schlägen auf den Schultern und am Hinterkopf bewiesen die Hartherzigkeit seines Führers. Als ich vorbeiritt, trat der arme, alte Mann zitternd bei Seite, scheu wegsehend, während der Haussa ehrfurchtsvoll grüßte. Niemals habe ich auf meinen Reisen meine Armuth mehr empfunden, als damals. Hätte ich auch den alten Sklaven nicht mit mir nehmen können — denn Hunger und gänzlicher Mangel an Tauschwaaren trieb damals die Expedition wieder in Eilmärschen vorwärts —, so hätte ich ihn doch kaufen und vielleicht eine erlösende Dosis Chloralhydrat in seinen Nachttrunk

mischen können. Der Mann war so alt und in Folge überstandener Strapazen so ausgemergelt und mager, daß man das Herz gegen seine Rippen pochen sah. Als ich Benedict frug, wozu denn ein so alter Mann als Sklave noch Nutz sei, antwortete er buchstäblich: „Um die Vögel zu verscheuchen!" Und in der That ist es Brauch, solche wandelnden Vogelscheuchen zu benutzen. Dieser Alte sollte in den Kornfeldern tagsüber auf ein hohes Gerüst gesetzt werden, um durch Schreien die Vögel vom Stehlen des reifen Kornes abzuhalten; kleine Buben hatten den Auftrag, ihn durch Steinwürfe an seine Pflicht zu erinnern, wenn er etwa eine allzu große Pause eintreten ließ. Man muß solche Scenen erlebt und mit angesehen haben, um die Verpflichtung der civilisirten Nationen anzuerkennen, an Stelle dieser schrankenlosen Willkür und barbarischen Grausamkeit ein neues Regiment zu setzen, das, es mag seinerseits mit noch so vielen Mängeln behaftet sein, im Vergleich mit derartigen Zuständen jedenfalls ein Fortschritt auf dem Wege menschlicher Gesittung sein wird.

Im übrigen haben die Landstraßen Adamauas, obwohl nichts weiter als schmale Negerpfade, viel Annehmlichkeit für den Reisenden. Zunächst ist der Weg eben, manchmal zu eben, indem er durch sumpfige Wiesengründe führt, die auch in der Trockenzeit feucht bleiben. Solche Wiesen, die sich durch niedrigen, kräftigen Graswuchs auszeichnen, scheinen, wie für den östlichen Sudan, so auch für Adamaua bezeichnend zu sein. Wenigstens erwähnen sie Schweinfurth und Barth als Eigenthümlichkeit der von ihnen bereisten Gegenden. Schatten ist in dieser großen Ebene am Benue nicht viel zu finden, da man nur höchst selten auf einige Minuten durch kleine Waldbestände kommt. Sonst wächst überall nur die Zwergakazie, mehr Busch als Baum und wenn auch stellenweise den Reiter um einige Meter überragend, gewährt sie doch gegen die Sonnenstrahlen keinen genügenden Schutz. Kleine vereinzelte Bergketten oder Bodenanschwellungen sind nicht selten, und von dort kann der Blick ungehindert über

die weite Ebene schweifen, deren einförmiges Bild nur ab und zu durch eine Fächerpalme oder das gebliche Bett eines halb vertrockneten Flusses unterbrochen wird.

Wild trafen wir auf unserm Wege sehr häufig an, und namentlich bei Māla Māla sahen wir zahlreiche Antilopenherden von 50—80 Stück. Das Vorkommen von Leoparden in einer so wildreichen Gegend ist natürlich, und mehr als einmal fanden wir ihre handtellergroßen Spuren auf dem sandigen Wege. Selbst der Löwe ist vertreten, obschon ich selbst keine Fährte gesehen und nicht einmal sein nächtliches Brüllen gehört habe. Auch wäre eine Jagd für mich wohl kaum ausführbar gewesen, denn als ich nach acht Tagen in Bakúndi oder Kundi, wie es auch heißt, am Benue eintraf, hatte sich mein anfänglich wenig beachtetes Leiden zu einer förmlichen Dyssentrie entwickelt.

Schon während des Marsches hatte sich zunächst infolge eines starken Durchfalles eine allgemeine Schwäche bei mir fühlbar gemacht. Als ich am Nachmittag des ersten Tagemarsches bei einem größeren verlassenen Buschlager Halt machte und auf Antilopenjagd auszog — denn ich hatte ja nun wieder Stiefel an! — wurde ich durch das zweistündige Umherstreifen so erschöpft, wie ich wohl noch niemals vorher in Afrika trotz der anstrengendsten Märsche gewesen war.

In Bakundi befand sich eine Faktorei der Niger Co., der ein schwarzer Handlungsgehülfe, ein gewisser Lewis aus Sierra Leone, vorstand. Das Anwesen war sehr bedeutend; das Haus unter Ausnutzung landesüblicher Baukunst recht zweckmäßig und kühl aufgeführt. Herr Lewis war von Herrn Mac Intosh angewiesen, mich thunlichst zu unterstützen und obschon ich die Absicht hatte, nur einen Tag zu bleiben, mußte ich doch bald nach meiner Ankunft mich legen, und es dauerte volle acht Tage, ehe ich wieder so weit war, daß ich an den Aufbruch denken konnte. Eine in diese Zeit fallende 24stündige Bewußtlosigkeit mahnte mich daran, daß sich, wenigstens in Eilmärschen und ohne genügende Nahrung, nicht ungestraft unter Palmen wandeln läßt.

In Bakundi lernte ich auch den alten Madúgu Gāschi M'Báki kennen, der einstmals Flegel durch Adamaua und nach Europa begleitet hatte. Der alte Mann machte mir gleich am ersten Tage seinen Besuch und freute sich — und ich mich mit ihm, — daß wir in Europa gemeinsame gute Bekannte besaßen. Denn der Zufall hatte es gewollt, daß durch Flegel der Alte nebst seinem Begleiter, dem Madúgu dán Tāmbari, in einer Familie in Berlin gastfreie Aufnahme und allerlei Freundlichkeit genossen hatte, der ich, wie so mancher andere überseeische Reisende, zu vielem Danke verpflichtet bin. Selbst kinderlos, liebten es Herr und Frau Geheimrath Bütow, in uns „Afrikanern" gewissermaßen ihre auf der Wanderschaft begriffenen Söhne zu sehen, die nach überstandener Reise in die Heimath zurückgekehrt, im gastlichen Hause des Schatzmeisters der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin stets liebevolle Aufnahme und aufrichtige Theilnahme für sich und ihre Bestrebungen erwarten durften.

So fehlte es uns beiden nicht an gemeinsamen europäischen Beziehungen, um in Afrika mit deren Erinnerung die Zeit zu verkürzen. Dem alten Madugu hatten die in Europa zu Theil gewordenen Aufmerksamkeiten nicht wie so manchem anderen seiner afrikanischen Landsleute den Kopf verdreht. Er gefiel mir so gut, daß ich mich entschloß, ihn als Reisebegleiter nach Bágnio, meinem Ziel in Süd-Adamaua, von wo ich nach Bali zurückzukehren gedachte, anzunehmen; vermöge seiner Kenntniß von Land und Leuten durfte ich ihn für die geeignete Persönlichkeit halten. Wenn ich trotzdem nicht nach Bagnio kam, so lag das zwar in erster Linie an den damaligen politischen Verhältnissen in Adamaua, bis zu einem gewissen Grade aber doch auch an Madugu und der allzu großen Unterwürfigkeit und Sanftmuth, die er den Sultanen des Landes gegenüber zeigte. Aber damals kannte ich ihn noch nicht von dieser Seite, und so brachen wir denn gemeinsam von Bakundi in südsüdöstlicher Richtung nach Gáschäka, der größten Stadt dieses Gebietes, auf. Madugu war ebenfalls beritten, und von einer seiner Frauen,

die für seines Leibes Bedürfnisse zu sorgen hatte, sowie von einem Sklaven, der als Pferdewärter diente, begleitet.

Die Reise ging ohne besondere Zwischenfälle vor sich, sodaß wir Gaschaka in zehn Tagen erreichten. Wir schliefen meistens in Songo, da sich größere Ortschaften unterwegs nicht vorfanden und in einem solchen Falle das Leben im Songo viel angenehmer ist, als in kleinen Dorfnestern.

Nur in Bélli, dem ansehnlichsten Flecken auf dem Wege zwischen Kundi und Gaschaka, nahmen wir im Dorfe selbst Quartier. Der Häuptling war nicht anwesend, doch traf ich mit ihm am anderen Tage auf meiner Weiterreise, als er von Gaschaka zurückkehrte, unter seltsamen Umständen zusammen.

Ich hatte nämlich einen starken Rückfall meines Leidens bekommen und war gerade wieder einmal mit zitternden Beinen vom Gaule geklettert, als wir von weitem Musik hörten, die uns die Rückkehr des Häuptlings anzeigte. Ich hatte mich etwas seitwärts vom Wege in die Büsche geschlagen und gerade in dem Augenblicke, als der von vielen Berittenen gefolgte Häuptling an der Stelle ankam, wo mein Pferd stand, überfiel mich, da auch mein Magen wieder rebellisch war, ein heftiger Brechdurchfall. Anstatt daß nun meine Leute den Häuptling zum Warten veranlaßt hätten, bis ich wieder in mehr salonfähiger Weise erscheinen konnte, ließen sie ihn auf den Ort zureiten, wo ich in einer sehr sonderbaren Stellung hockte und auf eine noch sonderbarere Art den Gruß des Häuptlings erwiderte. Während nämlich in diesem Augenblick ein Brechanfall mich veranlaßte, mit zur Stütze vorgestreckten Händen mich nach vorne zu beugen, zwang mich im nächsten Augenblicke der dadurch auf den Darm ausgeübte schmerzhafte Druck mich in die Höhe zu richten, indeß ein neuer Brechanfall mich auch alsbald wieder vorn überzog, so daß ich aus diesen unfreiwilligen, lebhaft an die Bewegungen einer Pagode erinnernden Verbeugungen zum großen Staunen des Häuptlings garnicht herauskam. Kopfschüttelnd ritt er nach einiger Zeit mit seinem glän=

zenden Gefolge wieder weiter, und trotz meiner Schmerzen mußte ich laut auflachen, denn sicher war noch nie ein afrikanischer Häuptling von einem europäischen Reisenden in so eigenthümlicher Weise begrüßt worden.

In den Hauptstädten Adamauas ist es Sitte, daß am Thore die einziehenden Karawanen einen Zoll entrichten. In Gaschaka wurde ein solcher auch von mir verlangt, doch verweigerte ich jegliche Zahlung, da ich ja den Häuptling besuchen wollte. Dieser Grund half uns denn auch durch.

Sámbo, so hieß der Herrscher von Gaschaka, war ein ausgezeichneter Wirth. Er wies mir ein schönes Gehöft an, worin sich ein viereckiges Lehmhaus mit Veranda fand, eine vielleicht aus den nordwestlichen Theilen Adamauas, etwa aus Sokoto, eingeführte Bauart. Im thurmartigen Thoreingange des Gehöftes brachte ich mein Streitroß Takum unter, zugleich mit dem des mir schräg gegenüber wohnenden Madugu. Ich muß noch bemerken, daß Herr MacIntosh mir einen seiner Haussa als Geleitsmann nach Gaschaka mitgegeben hatte, der aber von Sambo sehr von obenherab behandelt wurde. Sambo ließ es sonst an nichts fehlen. Für mich erschienen zehn junge Weiber, die ganz vorzüglich zubereitetes Essen, gekochtes Rindfleisch mit pikanter Buttersauce sowie Reisklöße brachten, einige große Kalebassen saurer Milch sowie Butter und Honig nicht zu vergessen. Für die Leute wurde ein Rind geschlachtet und reichlich Korn gespendet.

Nachmittags besuchte ich Sambo, nachdem wir uns schon im Laufe des Vormittages mit dem ebenso zuvorkommenden wie bescheidenen älteren Galadima angefreundet hatten, den Madugu schon von Flegels Reisen her kannte. Zunächst meinte Sambo, ich solle mich erst mal etwas ausruhen, ehe ich ans Weitergehen dächte, und in der That war mir jetzt auch ein längerer Aufenthalt sehr erwünscht, denn meine Kräfte waren ziemlich erschöpft; Gaschaka aber mit seiner ausgezeichneten Verpflegung war eine prächtige Gelegenheit, sich wieder ordentlich herauszufüttern.

Wie in allen größeren Städten Adamauas, so war auch hier jeden Tag Markt, wo man die landesüblichen Erzeugnisse für den täglichen Küchenbedarf kaufen konnte. Als Münze für den Marktverkehr geht die Kaurimuschel, welche die Stelle des baaren Geldes vertritt. Da die Muscheln natürlich ein großes Gewicht bei verhältnißmäßig geringem Werthe haben und in Folge dessen für einen Reisenden als mitzuführende Tauschwaaren nicht zu empfehlen sind, so veräußerte ich erst Zeugstoffe, namentlich Seide, an größere Händler gegen Kaurimuscheln und kaufte damit dann wieder Essen für mich und meine Leute. Der alte Madugu übernahm den Umsatz der Stoffe gegen Kauri und war dabei immer sehr anständig; ich könnte ihm nicht nachsagen, daß er je für seine eigene Tasche gearbeitet hätte, eine für einen Neger fast unglaubliche Ehrlichkeit! Auf dem Markte nun war außer den eigentlichen Handelswaaren, worauf ich später zurückkomme, alles für des Leibes Nothdurft Erforderliche zu haben. Rind- oder Schaffleisch kaufte man pfundweise, da fast jeden Morgen frisch geschlachtet und dies durch Trommeln bekannt gemacht wurde. Dann gab es zum Kochen und Braten frische Butter, große Zwiebeln, Reis, Kürbisse, ein spinatartiges Gemüse, kartoffelähnliche Knollen, Honig, süße und saure Milch. Aus letzterer bereitete ich mir ein vorzügliches Gericht, jenen in meiner Vaterstadt Düsseldorf und überhaupt am Niederrhein so wohlbekannten „Makai“. In einem alten „cocktailshaker“, der einst in Kamerun bessere Zeiten gesehen hatte, jetzt aber schon längst zum „gemeinen“ Theekessel herabgesunken war, schlug ich die saure Milch, unter Zusatz von Honig, zu dem süßen, crêmeartigen Brei, der nicht nur äußerst nahrhaft, sondern in heißer Zeit auch sehr erfrischend ist; dies bildete beinahe mein ständiges Abendessen. Und da ich Thee, den Beschluß aller Mahlzeiten, wieder zur Genüge hatte, dabei auch eine Pfeife vorzüglichen Haussatabaks rauchen konnte und überdies meine Kräfte täglich zunehmen fühlte, so gingen die Tage bei Freund Sambo wie im Fluge vorüber.

Es war aber auch höchste Zeit, daß ich bald wieder erstarkte; denn augenscheinlich wollte oder konnte auf höheren Befehl von Jola aus Sambo mich nicht ohne Weiteres nach Bagnio ziehen lassen.

Adamaua zerfällt nämlich in mehrere kleinere Sultanate, die alle unter dem Groß-Sultan von Jola stehen, so daß Jola die Hauptstadt von ganz Adamaua ist. Dank den mit England getroffenen Abmachungen liegt aber Jola in der englischen, dagegen beinahe alle, jedenfalls die bedeutendsten Sultanate, wie Gáschaka, Kónscha, Lāro, Būba N'Gidda, Nyaúndere, Tibāti und Bắgnio in der deutschen „Interessensphäre". Die politische Stellung aller dieser Sultanate ist eine verhältnißmäßig selbständige. Immerhin müssen sie in wichtigeren Fragen sich nach Jola wenden, auch durch die Vermittlung des dortigen Sultans jährlichen Tribut an den Sultan von Sokóto, den Oberherrscher aller Haussastaaten und den Beherrscher aller Gläubigen, den sogenannten sériki musulmīn, in Gestalt von Elfenbein und Sklaven entrichten. Diese werden auf regelrechten Kriegszügen d. h. Sklavenjagden gegen die noch unabhängigen Bewohner, die „Hadna," erbeutet und ein gewisser Procentsatz von ihnen für den Sultan von Jola, sowohl wie für den von Sokoto als Tribut ausgeschieden. Fast jeder der Sultane ist ein um das andere Jahr auf derartigen Raubzügen abwesend, und ihre sogenannten „Kriegslager", die sanserni, in den unabhängigen Negerländern, sind schon öfters von weißen Reisenden besucht und beschrieben worden; Nachtigal z. B. war ja sogar gezwungen, als Gefolgsmann solcher Sultane deren Sklavenjagden, wovon er so anschauliche Schilderungen giebt, persönlich mitzumachen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einen Ausdruck berühren, der sich in die neuere Afrikalitteratur einschleicht, den Namen „Heiden", womit man die noch unabhängigen Bewohner Adamauas meint. Die mohammedanischen Sklavenjäger nennen diese Stämme in Gemäßheit des Koran „hadna", Ungläubige. Die neuere Afrikalitteratur pflegt ausschließlich diese Leute als

„Heiden" zu bezeichnen, während sie die anderen, doch auch heidnischen Neger zumeist nur Eingeborene, Afrikaner u. s. w. nennt. Entweder aber heißen wir alle Bewohner Afrikas, sofern sie nicht Monotheisten sind, „Heiden", oder aber schlechtweg Eingeborene; den Mohammedanern zu Liebe den obigen Unterschied zu machen, hat keinen Sinn. Wir thun daher am besten, bei einer Besprechung der politischen Verhältnisse Adamauas die von den Mohammedanern noch nicht unterworfenen Negerstämme als unabhängige Eingeborene zu bezeichnen und uns dabei beständig an das Vordringen des Islam in die Hinterländer von Kamerun zu erinnern.

Um die Zeit nun, als ich in Gaschaka eintraf — es war im Juni 1889 — machten die Engländer große Anstrengungen, den Sultan von Jola in ihre politische Abhängigkeit zu bringen, obschon damals noch mit geringem Erfolge. Immerhin hatte ihr Auftreten es doch schon zu Wege gebracht, daß der Sultan gegen Fremde mißtrauisch geworden war und in dem Bestreben, sich möglichst neutral zu halten, mit Keinem von ihnen etwas zu thun haben wollte. Auch die Haussahändler, die Finanzleute Adamauas, denen selbst die Sultane verschuldet sind, hatten mittlerweile die englischen sowie Flegels Ziele, den Handel des reichen Adamaua in die Hände der Europäer zu spielen, erkannt. Sie suchten den Europäern das Reisen im Lande zu erschweren, und vor allen Dingen sie auf ihren Zügen von jenen Ländern fern zu halten, wo sie ihre Sklaven und Elfenbein kaufen. Das waren aber jene Gebiete, die sich im Bogen um die südlichen Sultanate von Gaschaka, Bagnio, Tibati und östlich von N'Yaundere herumziehen, Gebiete, aus denen ich sehr unerwartet soeben erst aufgetaucht war und wohin zurückzukehren ich mich anschickte. Ohne Weiteres mir die Rückkehr abzuschneiden, ging nicht wohl an, nachdem ich schon einmal einen Weg gefunden hatte. Aber mich möglichst über jeden anderen Weg im Unklaren zu lassen, und mich namentlich von den südlichen Bezirken Bagnios, wie man es schon mit Flegel erfolgreich



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Balitypen.

Fonte, der Schmied. Tituat, der Fahnenträger.

Leibsklaven Garegas.

gethan hatte, fernzuhalten, dahin ging die Politik des Sultans von Jola.

Man schlug auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe. Einmal that man den mächtigen Engländern, deren klingendes Gold schließlich doch noch verlockender war, als die papierenen Versprechungen der Deutschen, einen Gefallen damit, daß man dem neuen Nebenbuhler Schwierigkeiten in den Weg legte, sodann stellte man auch wieder die Haussa zufrieden, indem man ihren durch den europäischen Wettbewerb bedrohten Handel schützte. Denn wenn man auch, wie ich oben bereits ausgeführt habe, die Deutschen vielfach aufforderte, nach Adamaua zu kommen, so geschah dies doch nicht etwa aus besonderer Zuneigung, sondern weil man sie als Sturmböcke gegen die Engländer zu benutzen gedachte und sie wohl überhaupt für das geringere europäische Uebel hielt. Auch glaubten vielleicht manche, daß die mit sehr viel Unkosten arbeitenden Weißen sich mehr an die großen Wasserstraßen des Niger und Benue halten und von einem Vordringen in die eigentlichen Ursprungsländer abstehen würden, so daß auf alle Fälle den Haussa die Vermittelung des Handels zwischen jenen Ländern und dem Benue und Niger erhalten bleiben würde. Demnach hatte Sambo Anweisungen erhalten, mich auf keinen Fall nach Bagnio und von da südwärts gehen zu lassen. Alle Vorstellungen Madugus blieben erfolglos, und ich verstand leider nicht genug Haussa, um bei Sambo selbst meine Wünsche zu vertreten. Denn es wollte mir scheinen, als ob Madugu bei aller Höflichkeit, die ja an sich ganz am Platze war, doch bestimmter hätte auftreten können.

So entschloß ich mich denn nach vielen vergeblichen Verhandlungen, auf Sambos Rath nach Jola zu reisen, um mir die Erlaubniß, über Bagnio nach Bali zu gehen, selbst zu holen. Sambo hatte ja an Ort und Stelle seinen Auftrag, mich nicht nach Bagnio zu lassen, glänzend erfüllt und durfte dafür der Anerkennung seines Oberherrn sicher sein. Was man mit mir in Jola machen würde, konnte ihm gleich sein, und er

außerdem nach wie vor der bedauernde Freund bleiben, falls meine eigenen Schritte dort fehlschlugen.

Auf eigene Faust, ohne Erlaubniß des Sultans nach Bagnio zu gehen, hatte keinen Zweck. Die Waffen hätten vermuthlich wieder als ultimo ratio entscheiden müssen, und selbst ein siegreicher Zusammenstoß mit Sambo konnte uns wenig Vortheile bringen. Die Anwendung roher Gewalt würde gerade bei diesen halbcivilisirten Staaten mit ihrer durchaus nicht zu unterschätzenden Streitmacht für eine lange Zeit unsere Bestrebungen lahmgelegt und überall Mißtrauen erweckt haben. Mehr wie je hieß es hier sich den Anschauungen und dem Willen der Herrscher fügen und durch Ruhe und Besonnenheit das zu erreichen trachten, was durch einen unüberlegten und voreiligen Schritt auf viele Jahre hinaus verscherzt werden konnte.

Um nicht zu viel Zeit mit der Hin- und Rückreise nach Jola zu verlieren, nahm ich nur 25 Wei mit mir. Den Rest ließ ich unter der Obhut des Galadima zurück, und Sambo versprach mir, gut für die Leute zu sorgen, sowie etwaige Ungehörigkeiten nicht selbst zu strafen, sondern deren Ahndung mir nach meiner in vier Wochen zu erwartenden Rückkehr zu überlassen. Für die Reise nach Jola schenkte er mir noch ein zweites, sehr feuriges Pferd, so daß ich meinen Takum in Gaschaka zurückzulassen beschloß, zumal ich in Jola damit doch keinen Staat machen konnte. Geführt von einem Geleitsmann, einem sogenannten Jakāda, der bis nach Jola mitgehen sollte, brach die kleine Karawane am 15. Juli 1889 nordwärts auf.

Wenn man bedenkt, daß man in den nicht durch Handel und Wandel erschlossenen Gebieten der unabhängigen Negerstämme fast tagtäglich von Dorf zu Dorf neue Führer haben muß, daß ihr Erlangen oft mit zahllosen Palavern und Schwierigkeiten verbunden ist, und daß hierin eigentlich die ganze Kunst der Afrikareiserei liegt, so erscheint das Reisen in Adamaua, wo man, wie in diesem Falle, gleich für 14 Tage einen einzelnen Führer gestellt bekommt, als reines Kinderspiel. So habe ich

denn die Märsche von Takum nach Ibi, von Ibi nach Gaschaka und von Gaschaka nach Jola und zurück als die schönste und bequemste Art des Reisens in Afrika kennen gelernt. Morgens beim Aufbruch wußte man ungefähr, wo man Abends schlafen würde, und Abends legte man sich vergnügt zur Ruhe, weil man gewiß war, am anderen Morgen gleich ohne Palaver wieder weiter zu marschiren. Meistens war der Weg bequem, mitunter allerdings ging es auch bergauf, bergab, aber ohne Beschwerde legten wir die 250 Kilometer in der Luftlinie betragende Entfernung zwischen Gaschaka und Yola in 14 Tagen mit je eintägigem Aufenthalte in Laro und Kontscha, den größeren Städten in diesem Theile Deutsch-Adamauas, zurück.

So unbedingt sicher, wie behauptet wurde, war übrigens der Weg doch nicht. Stellenweise kommt man durch Gegenden, deren noch nicht vollständig unterworfene Bewohner Straßenraub und Wegelagerei betreiben, wobei es nicht immer ohne Blutvergießen abgeht. Nur drei Tage von Jola entfernt trafen wir einen Lagerplatz an, in dessen Nähe der noch frisch zerwühlte und blutgetränkte Boden ein beredtes Zeugniß von der Niedermetzelung und Ausraubung einiger Haussahändler gab. Auffallend waren an dieser Stelle mehrere kleine frische Grabhügel, worunter aber angeblich keine Leichen ruhen sollten. Vielmehr hätten die Buschleute die Gewohnheit, solche Hügel zum „Andenken“ — ob an Gefallene oder an den stattgehabten Kampf selbst, weiß ich nicht, — zu errichten. Es war etwa Nachmittags 2 Uhr, als wir zu diesem Lagerplatz kamen und etwa 100 Leute vorfanden, welche aus Furcht, in einem Hohlweg unweit des Lagers von den Eingeborenen überfallen zu werden, die Nacht dort bleiben wollten. Das Dorf der gefürchteten Raubritter sahen wir auf einer etwa 1 Kilometer entfernten Anhöhe liegen. Als nun meine Expedition es vorzog, nicht in dem überfüllten Lager zu bleiben, vielmehr mit geladenen Karabinern weiter ging, war es drollig zu sehen, wie die ängstlichen Haussa aus den Grashütten gelaufen kamen, ihre Lasten nahmen und uns in ge-

schlossenem Zuge alle folgten, bis wir den bedenklichen Hohlweg glücklich hinter uns hatten. Derartige Zustände sprechen zwar nicht sehr für das Ansehen des Sultans in Jola; indessen sind die Raubnester schwer zugänglich, für die schwere Reiterei überhaupt nicht erreichbar, und außerdem ist auch nicht viel bei ihnen zu holen. Da macht es denn wenig aus, wenn gelegentlich einmal ein paar Händler todtgeschlagen und ausgeplündert werden.

Für den aus den südlich gelegenen Gebieten, also aus der Ecke des Golfes von Guinea nach Adamaua kommenden Reisenden bietet dieses Land mit seiner Halbkultur des Neuen gar Vieles.

Des Aussehens der Landschaft habe ich schon mehrfach Erwähnung gethan. Die Bewohner selbst bestehen erstens aus Ureinwohnern und zweitens aus fremden Eindringlingen.

Diese zerfallen wieder in Haussa und Fulla, auch Fullāni oder Pullo genannt, die, wenngleich von verschiedener Abstammung, doch nicht nur ihrem Glauben nach — sie sind beide Mohammedaner, — sondern auch politisch insofern zusammengehören, als sie die gemeinsame Aufgabe verfolgen, die eingeborene Bevölkerung allmählich zu unterjochen und der islamitischen Welt anzugliedern.

Während die Ureinwohner sich verhältnißmäßig wenig von den gewöhnlichen Negern unterscheiden, bilden die Fullani einen in seiner Art einzig dastehenden Menschenschlag. Von heller, röthlicher Hautfarbe mit langem, oft ins Blonde spielenden Haar und mitunter bläulichen Augen werden sie um so häufiger, je weiter man nach Norden vordringt. Als Begleiter großer, nach Hunderten zählender Rinderherden fallen sie sofort in die Augen und ihre durchaus nicht negerhaften Gesichtszüge belehren uns, daß wir es hier mit keiner Bantu- noch Sudanrasse zu thun haben. Ihre Abstammung ist bis heute noch ein ungelöstes ethnographisches Räthsel, dessen Besprechung ich hier um so mehr unterlassen kann, als bereits der auf diesem Gebiete unerreichte Barth die ausführlichsten Studien darüber veröffentlicht hat. Es sei nebenbei bemerkt, daß, während einerseits

die Sprache dieser Leute manche Aehnlichkeit mit der der süd-afrikanischen Kaffern habe, sich andererseits auch wieder malayische Anklänge in ihr finden sollen, die mehr auf einen asiatischen Ursprung hinzuweisen scheinen.

Die größten und angesehensten Herrscherfamilien Adamauas rühmen sich der Abstammung von den Fullani, ursprünglich einem Hirtenvolke, das sich allmählich zu der Rolle einer erobernden Macht aufgeschwungen hat, jetzt aber bereits wieder, wenigstens in finanzieller Hinsicht, in die Abhängigkeit der Haussa gerathen ist.

Diese selbst sind die ursprünglichen Bewohner der großen Haussa-Staaten von Sokoto und Gandu, beherrschen den ganzen Handel und beleben allenthalben die Straßen und Märkte des Landes; ihr Vordringen ist mit dem der Fulla eng verbunden, ja man kann sie in gewissem Sinne deren Vorläufer nennen. Zu Pferde und zu Fuß, mit Sklaven und Eseln, gefolgt von Weib und Kind ziehen diese geborenen Händler viele, viele Hunderte von Kilometern durch die ausgedehnten Landstriche, die dem Stromgebiete des Niger und Benue angehören. Sie machen sich wenig daraus, selbst Jahre lang von Haus und Hof getrennt in der Fremde zu leben. Die Annehmlichkeit der Lebensverhältnisse in den Städten Adamauas lassen sie leicht die Strapazen und Entbehrungen der afrikanischen Landstraßen ertragen.

Es ist eine wohl aufzuwerfende Frage, ob es dem Europäer bei seiner kostspieligen Art des Handelsbetriebes je gelingen wird, sich an ihre Stelle zu setzen und mit den Bewohnern der Ursprungsländer unmittelbar, ohne ihre Vermittelung, in Verbindung zu treten, falls man nicht diesen den Weg nach der Küste oder den Flüssen zum Europäer freilegt. Denn die Haussa vermitteln in der That den Handel mit den entlegensten Gegenden, und namentlich die wichtigeren Handelsgegenstände, wie Elfenbein, Gummi u. s. w. werden durch sie zu den an den Küsten und Flüssen angelegten Faktoreien der Europäer gebracht, nachdem in deren nächster Nähe

diese werthvollen Erzeugnisse längst erschöpft sind. Aber auch ein großer Theil des selbst nach den Gestaden des Mittelmeeres sich hinziehenden Handels, Elfenbein, Sklaven, Kolanüsse, geht wieder nur durch ihre Hände. Ja man kann, da sie auch mit den Arabern der Ostküste zu thun haben, mit indischen Waaren handeln und ihre Spuren bis zum nördlichen Kongo zu verfolgen sind, sie nicht nur als die Vermittler des mittelafrikanischen, sondern auch des europäischen und indischen Handels bezeichnen, so daß durch sie im Innern Afrikas Europa und Asien sich die Hand reichen.

Wenn ich vorhin die Haussa gleichsam als Vorläufer der erobernden Fulla bezeichnet habe, so mag das in folgendem Umstande seine Berechtigung finden. Der Haussa geht als Händler ins Land und erkundet auf friedlichem Wege unmerklich Weg und Steg. Der Fulla aber ist ihm verschuldet. Was liegt näher, als daß nach einer gewissen Zeit, wenn die anfänglich reich fließenden Handelsquellen abnehmen, der Haussa dem Fulla Fingerzeige giebt, wo die zwar schwieriger als Elfenbein zu erlangende, aber nicht weniger kostbare Menschenwaare zu finden ist und damit den Fulla auf neue Gebiete aufmerksam macht, aber sich selbst die ausstehenden Forderungen sichert? Es lassen sich, wie wir später sehen werden, deutlich die Bezirke unterscheiden, wo Haussa und Fullani gemeinsam, und die, wo nur Haussa arbeiten; diese aber sind die vorgeschobensten Posten.

Den Haussa ist auch das eigenartige bewegte Leben in allen größeren Städten Adamauas zu danken: sie haben den eigentlichen Markt- und Handelsverkehr — bei den Buschvölkern in solcher Ausdehnung gänzlich unbekannt — zur höchsten Blüthe und Entwickelung gebracht. Auf den Märkten Adamauas kann man die weitgehendsten Bedürfnisse befriedigen. Der nackte Sklave aus den südlichen Negerländern wird gegen schöne Stoffe aus Timbuktu feilgeboten; gewichtige Elfenbeinzähne gehen für Waaren europäischen, insbesondere englischen oder auch indischen Ursprungs dahin; die vielbegehrte Kolanuß,

dieses unentbehrliche Genußmittel des mittleren Afrika, weit her von den Grenzländern Adamauas kommend, wird gegen Zeugstoffe aus einheimischer Baumwolle, in den Haussaländern angefertigt, umgetauscht. Kunstvolle Lederarbeiten, ebenfalls Erzeugnisse einer hochentwickelten Landesindustrie, wie Pantoffeln, Sandalen, Kissen, Reitstiefel, Sättel, Zaumzeug, auch Eisenwaaren aller Art, wie Dolche, Schwerter, Lanzen, Hacken u. s. w. reizen die Lust des Käufers, hübsche Pferde, Esel und Ochsen werden herzugetrieben, und vollends im bunten Gewühle des Lebensmittelmarktes sind alle nur denkbaren, zum Theil schon erwähnten Bodenerzeugnisse vertreten: Hirse, Reis, Grundnüsse, Yam, Kürbisse, Bohnen, Zwiebeln, süße und saure Milch, Honig, Butter, Tabak, Kola, kurzum, der Markt, dieser Pulsschlag eines offenen und gesicherten Verkehrs, zeigt, daß Adamaua von einer zahlreichen, kaufkräftigen, an Bedürfnisse aller Art sowie an eine gute Lebensführung gewöhnten Bevölkerung bewohnt ist.

Die Kenntniß der bloßen Haussasprache genügt, um überall im mittleren und zum Theil auch im westlichen Afrika verstanden zu werden, und wenn Deutschland in jenen Gegenden einmal zur Politik der That übergeht und Beamte in die Hinterländer Kameruns schickt, so wird für sie die Erlernung dieser Sprache ein unabweisliches Bedürfniß sein.

Hatte ich geglaubt, in Jola einen längeren Aufenthalt zur Erreichung meiner Absichten nehmen zu müssen, so war das ein großer Irrthum. Nur zwei Tage genügten in der englischen Hauptstadt Deutsch-Adamauas, um festzustellen, daß man mir unter keinen Umständen die Erlaubniß, nach Bagnio zu gehen, ertheilen würde.

Zwar über die Aufnahme an und für sich hatte ich nicht zu klagen. Alsbald nach meiner Ankunft ließ mir der Sultan ein schönes Gehöft anweisen, desgleichen reichlich Nahrungsmittel, Schafe, Hühner, Butter, Milch, Bier, Mehl, auch Hirse für die Mannschaften und Pferde. Wie überall in Adamaua, so empfing ich auch hier am Nachmittag meiner Ankunft viel

Besuche, die sich nach meinem Wohlbefinden erkundigten und bei dieser Gelegenheit, obschon sie selbst mit leeren Händen kamen, ein Geschenk für sich zu erlangen suchten. Diese Unsitte wird von Reisenden in Adamaua allenthalben lästig empfunden. Denn bei den sogenannten Buschleuten ist man nicht gewohnt, daß jemand mit leeren Händen naht, obschon auch dort ein von Eingeborenen dargebotenes Geschenk mit einem, in der Regel viel werthvolleren Gegengeschenk erwidert werden muß. Aber in dem „feinen“ Adamaua ist diese verkappte Bettelei weit schlimmer. Nur weil jemand ein vornehmer Mann ist, weil er sich nach dem Befinden eines fremden Reisenden „von Distinktion“ erkundigt, hält er sich für berechtigt, so lange mit seinem Besuch lästig zu fallen, bis er etwa einen rothen Tarbusch — Mütze — oder einen Lauani, weißen Flor zum Turbanbund, erhalten hat, nebst der Versicherung, daß man sich außerordentlich glücklich schätze, seriki, d. h. Herrn Soundso gesehen und gesprochen zu haben. Was mit der Bettelei wieder einigermaßen aussöhnt, ist die wirklich artige, verbindliche Art, in der sie vorgebracht wird.

Noch gleich am Nachmittage meiner Ankunft ließ mich der Sultan rufen, was mich insofern einigermaßen in Verwunderung setzte, als man gewöhnlich oft Tage lang warten muß, ehe dem Fürsten die Ertheilung einer Audienz beliebt. So ging ich denn durch die weitläufig angelegte, wohl an die 15000 Einwohner zählende Stadt, die kleiner als Bafut ist, zum Palast des Sultans, ein verhältnißmäßig sehr einfaches Gebäude. Der Empfang beschränkte sich auf einige höfliche Worte, die gegenseitig gewechselt wurden. Der Galadima, eine sehr sympathische Erscheinung, saß neben dem auf Lederkissen liegenden Sultan auf dem Boden und bat mich, mein eigentliches Anliegen erst am nächsten Tage vorbringen zu wollen. Um dem Sultan eine Aufmerksamkeit zu erweisen, übersandte ich ihm am andern Morgen für etwa 200 Mark Geschenke, einen seidenen Burnus, seidene Stoffe, rothe Mützen — Tarbusche — sowie „lauani“ nebst anderen Kleinigkeiten. Allein

das die Geschenke enthaltende Packet wurde uneröffnet mit dem Bemerken zurückgeschickt, erst wünsche der Sultan mit mir über meine Pläne zu sprechen; er könne nichts von mir vorher annehmen, ehe wir nicht einig seien über das, was zu geschehen habe. Das war ja soweit anständig, aber diese kurzer Hand erfolgende Ablehnung des Geschenkes ließ zugleich auch voraussehen, daß ich mich auf alles andere, nur nicht auf die Erreichung meiner Wünsche gefaßt machen mußte. Der nächste Nachmittag brachte denn auch schon die Gewißheit. Nachdem der Sultan mich nach dem Zweck meines Kommens befragt hatte, worüber er natürlich schon von Gaschaka aus und an Ort und Stelle durch den alten Madugu in Kenntniß gesetzt worden war, erklärte er, zur Zeit sei eine Reise nach Bagnio nicht angängig, da der dortige Sultan sich ihm gegenüber auflehnend gezeigt habe. Zwei Stunden lang erschöpfte ich mich in Rede und Gegenrede und hatte alle Mühe, angesichts der stets sich wiederholenden Gegengründe dieser Leute ruhig zu bleiben. Madugu schien auch hier nicht der Mann zu sein, um meine Gedanken dem Sultan in der bestimmten Form, wie ich sie vortrug, wiederzugeben, und in einer mich unangenehm berührenden Ergebenheit beugte der Alte sein Haupt vor dem Sultan in den Staub. Ich saß übrigens hier, wie bei allen Häuptlingen in Adamaua, mangels eines Feldstuhles auf einer zu einem Kissen zusammengefalteten Decke, da es nicht Sitte ist, den zum Kauern auf dem Boden verpflichteten Großen Schemel oder gar Stühle anzubieten. Auch zog ich meine Pantoffeln, was hier zu Lande, wo man seine Schuhe vor dem Empfangsraume stehen läßt, ebenfalls vorgeschrieben ist, nicht aus, da dies zu Hause bei meinem Fürsten auch nicht geschähe. Reitstiefel dagegen werden, nebenbei bemerkt, auch von den Unterthanen anbehalten.

So verließ ich denn den Sultan, ohne einen Erfolg erzielt zu haben. Ob der Madugu dem Herrscher meine Worte, die ich beim Abschied stehend sprach, damit er bei dieser auffälligen Art des Sprechens sich ja genau nach ihrem Inhalte

erkundigen sollte, getreu übersetzt hat, weiß ich nicht. Aber da es mir schien, als ob die ablehnende Haltung des Sultans zum großen Theil auf englischen Einfluß zurückzuführen sei, so erklärte ich ihm: Engländer und Deutsche seien zwei mächtige Nationen. Wenn er, durch englische Freigebigkeit und Versprechungen verführt, der Ansicht sei, daß diese Nation allein sein Heil bedeute, dann möge Allah ihm bei Zeiten die Augen öffnen, damit er einsehe, wie er sich dadurch seines Bestimmungsrechtes über sich selbst begeben und sich zum Sklaven gemacht habe. Mein Bruder Flegel sei seiner Zeit auf dem Wasserwege zu ihm gekommen; ich hätte mir unter vielen Mühen und Gefahren von der Küste aus, wo bereits die deutsche Flagge wehe, einen Weg zu ihm durch eine Kette feindlicher Stämme gebahnt, die zu bekämpfen selbst seine Macht nicht ausreiche. Was er heute, indem er meine Wünsche nicht erfülle, verscherze, darum würde er vielleicht eines Tages vergeblich bitten, nämlich um die Freundschaft der Deutschen. Im übrigen würde ich seinem Rath folgen und morgen die Stadt verlassen, um hier nicht nutzlos Zeit und Geld zu verlieren.

Der Madugu übersetzte diese Worte dem Galadima, dieser trug sie dem Sultan vor. Ich blieb noch einen Augenblick stehen, eine Antwort erwartend. Doch da ich die Beiden nur verlegene Blicke wechseln sah, drehte ich ihnen den Rücken und schritt durch die stumm an den Wänden und in dem Hofe kauernden Höflinge ins Freie.

Was nutzte es, daß mich Abends um 9 Uhr noch einmal der Móllem Adulāi rufen ließ, ein älterer, verständiger Mann, und mir mittheilte, ich solle dem Sultan nicht zürnen, der nicht anders handeln könne. Wenn er gleichzeitig über das Verhalten der Engländer in Jola, die selbst angesehene Weiber belästigt hätten, lebhafte Klagen führte, so geschah dies wohl weniger aus wirklicher Entrüstung, als um den von mir ausgesprochenen Verdacht englischer Beeinflussung zu widerlegen.

Uebrigens ist der damalige Sultan von Jola, Sonda,

inzwischen gestorben, und sein Nachfolger, ein jüngerer, gefügiger Mann hat ohne Unterschied allen Nationen in Jola gleiche Rechte eingeräumt.

So brach ich denn am anderen Morgen, nachdem ich einen Theil des für den Sultan bestimmt gewesenen Gastgeschenkes an den Galadima, sowie den Mollem Adulai als Entgelt für erhaltene Verpflegung gegeben hatte, wieder nach Gaschaka auf, wo wir auch pünktlich nach vierwöchentlicher Abwesenheit am 15. August, wieder eintrafen.

Ich ritt nicht leichten Herzens in Gaschaka ein. Zwar hatte Freund Sambo versprochen, für meine Leute, denen ich für 14 Tage Tauschwaaren zurückgelassen hatte, zu sorgen. Doch Versprechen und Halten ist auch in Afrika zweierlei! Wie erstaunte ich aber, als mir meine Leute mit feisten, wie Speckschwarten glänzenden Gesichtern, freudig grinsend über unsere Rückkehr, entgegen kamen! „Them king give we little for chop, but we sell fire wood for market!“ „Der König gab uns wenig zu essen, aber wir verkauften Feuerholz auf dem Markte!“ In der That, das war ein sehr gutes Auskunftsmittel für die Träger gewesen. Denn da die Holzbestände in diesem Theile Adamauas in der Nähe der großen Städte bedeutend gelichtet sind, das Suchen und Herbeischaffen von Feuerholz aber die Zeit der ohnehin mit allen möglichen Hausarbeiten belasteten Weiber übermäßig in Anspruch nimmt, so ist auf den Märkten Feuerholz eine sehr gesuchte und gut bezahlte Waare; ein Arm voll davon, in einem Vormittag zusammengerafft, genügt für den eintägigen Unterhalt eines Mannes.

Freund Sambo begrüßte ich im Vorbeireiten am Eingange seines Gehöftes nur flüchtig; er mußte wohl kein ganz reines Gewissen haben, als er mich inmitten meiner Leute erblickte. Doch der Stein, der ihn drückte, fiel in Gestalt eines fetten, mir alsbald ins Gehöft nachgeschickten Stieres von seinem Herzen.

Im übrigen hatten während meiner Abwesenheit meine Leute sich gut aufgeführt, so daß wir am Abend das Wieder-

sehen mit einer kleinen Festlichkeit feiern konnten. Die nächsten Tage schwelgten wir noch bei den Fleischtöpfen Sambos, allein die vorgeschrittene Jahreszeit mahnte zu baldigem Aufbruch; denn September ist die Zeit der starken Regen. Anfänglich meinte Sambo, ich solle die Regenzeit bei ihm abwarten und ihn auf einem Kriegszug begleiten, wofür er mir dann den Weg nach Bagnio zu öffnen versprach. Wären diese Kriegszüge nicht einfache Sklavenjagden und hätte ich auf den Besuch Bagnios einen größeren Werth gelegt, als dies wirklich der Fall war, dann hätte vielleicht sein Vorschlag nähere Erwägung verdient. Einmal jedoch hatte die Reise nach Jola doch ein ansehnliches Loch in meine Tauschbestände gerissen, dann aber glaubte ich vor allen Dingen auch den guten Ruf des Deutschen, und des Weißen überhaupt, den Buschvölkern gegenüber nicht dadurch aufs Spiel setzen zu sollen, daß ich im Gefolge eines kriegführenden oder, wie gesagt, richtiger eines Sklaven raubenden kleinen Sultans erschien, der sich dieser Gefolgschaft jedenfalls gerühmt und sie möglichst zu seinem Vortheil ausgenützt hätte. Diese Buschvölker werden aber für die wirthschaftliche Erschließung Kameruns eines Tages von viel größerem Werthe sein, als die sämmtlichen Sultane des Niger und Benue, mit denen früher oder später doch noch einmal gründliche Abrechnung zu halten sein wird, sofern überhaupt Kultur und Gesittung in jene Länder ihren Einzug halten sollen.

Ich ließ daher Sambo meine Absage mittheilen, der trotzdem nicht darauf bestand, daß ich, wie er anfänglich wollte, auf demselben Wege, den ich gekommen, nach Takum zurückginge. Vielmehr gab er mir nach achttägigem Aufenthalte einen Führer, der mich einen andern Weg über Áschaku nach Takum bringen sollte. Ich verabschiedete mich von Sambo nicht ohne gewisse Rührung, denn er war in der That ein äußerst angenehmer und wohlwollender Mann, der mir persönlich gegenüber, trotz der geringen Geschenke, die ich ihm leider nur geben konnte, stets eine offene Hand hatte. Ein altes schweizer Vetterli=

Gewehr machte ihm viele Freude, und es war für ihn, den Neger, bezeichnend, daß er das daran befindliche Bayonett lediglich als Vertheidigungswaffe — „for save the life“, „um sich das Leben zu retten“ — wie er sich ausdrückte, nicht als Angriffswaffe betrachtete. Ein Angriff mit blanker Waffe, es handele sich denn um einen planmäßig vorbereiteten Ueberfall, ist nicht nach dem Geschmack des Negers.

Der alte Madugu verspürte keine besondere Lust, die Reise nach Takum mitzumachen und noch viel weniger, mich von dort nach Kamerun zu begleiten. Er brachte mich ein Stück auf den Weg, dann hielten wir an, und indem der alte Mann seine Hände zum Gebet erhob, rief er für den mir bevorstehenden weiten, gefährlichen Weg den Schutz Allahs auf mich herab und wünschte mir zum Abschiede langes Leben. Dann, nach einem letzten Händedruck, wandten wir unsre Pferde, und jeder ritt seines Weges.

Zweifelsohne war der Madugu ein wirklich braver Kerl, und mehr wie einmal hatte ich Gelegenheit, seine aufopfernde Bereitwilligkeit für mich zu erproben. Ich hätte ihm gerne eine bessere Bezahlung für seine Dienste zu Theil werden lassen; allein ich war schon wieder ziemlich abgebrannt und versprach ihm daher, seine Geschenke von Bali aus zu schicken und zwar sollte er sie in Takum in Empfang nehmen. Sein Lohn wäre auf eine Anweisung hin ihm ja auch durch die Niger Co. ausgezahlt worden. Allein indem ich den obigen Weg wählte, sie ihm von Bali aus zu übersenden, hoffte ich damit einen Verkehr oder doch eine Fühlung zwischen Bali und Takum anzubahnen, was, kannten mich erst einmal die dazwischenliegenden Stämme, nicht allzu schwer fallen konnte.

Der Weg von Gaschaka nach Takum, wozu wir 14 Tage gebrauchten, bildet so ziemlich die Grenzlinie, bis wohin in diesem Theile Adamauas die Sklavenjäger vorgedrungen sind.

Am Abend des ersten Tagemarsches schliefen wir noch in einem zu Gaschaka gehörigen Dorfe, wo wir auch auf drei Tage

mit Lebensmitteln versorgt wurden. Am nächsten Morgen ging es gleich in gebirgiges Land hinein, das noch nicht gar so lange von dem Sultan von Gaschaka unterworfen worden war. Das erste Dorf hier, Dorró, erreichten wir nach dreitägigem Marsche durch eine Einöde. Es war von Sambo nur deshalb verschont geblieben, weil sein Häuptling sich zu regelmäßigen Tributzahlungen von Sklaven und Elfenbein verpflichtet hatte. Von hier zog die Expedition meist durch Bergländer, und nur zuweilen vermochte der Blick weiter ins Land zu schauen, wie bei Bussúm, einige Stunden vor Aschaku, wo ein Tag gerastet wurde.

Das Gebiet von Bussum dagegen ist noch verhältnißmäßig unabhängig. Der Ort liegt auf einem hohen Berge, der mit dichterem Buschpark bestanden war, so daß unsere Ankunft nicht leicht vorher bemerkt werden konnte. Ich war mit einem Manne aus Dorro, der kein Haussa war, gerade am Eingange des Thores angelangt, als uns die Eingeborenen zu Gesicht bekamen und unter fürchterlichem Getöse der Kriegstrommeln zusammenliefen. Wie alle Bergvölker, waren es trotzige Gesellen, und einen Augenblick lang war unsere Lage wenig Vertrauen erweckend. Einen Giftpfeil auf der gespannten Bogensehne, ein Dutzend anderer in der den Bogen haltenden Hand, auf dem Rücken geräumige Köcher mit vielen Dutzenden von Pfeilen, standen die Einwohner mit rollenden Augen zum Angriff bereit. Möglichst ruhig und gelassen ging ich durch die Reihen der Bogenschützen und schüttelte ihnen nach Landesart die Faust als Gruß entgegen. Doch war ich froh, als ich in der Mitte des Platzes einen großen Feigenbaum sah, worunter ich mich, den Rücken gegen den dicken Stamm lehnend, niederließ. Der Führer aus Dorro suchte nun die überraschten Leute zu beruhigen, was ihm auch endlich insoweit gelang, als sie die Pfeile von der Sehne nahmen, und sich in dichtem Haufen etwas seitlich von mir aufstellten. Jetzt tauchte auch allmählich ein Träger nach dem anderen über den Rand des Berges auf, und jeder eilte an-

gesichts der drohenden Mienen der Eingeborenen schnell auf mich zu, sich gleichfalls unter dem Baum niederhockend. Als nach ungefähr $^{3}/_{4}$ Stunden alle da waren, sogar mein Rößlein Takum, bekamen wir endlich den Häuptling zu Gesicht. Nach langem Hin- und Herreden mußte die Expedition dem Wunsche der Eingeborenen gemäß auf einem anderen Wege, etwa 200 Meter, in ein zu unseren Füßen sichtbares Thal hinabsteigen, um dort ein Lager aufzuschlagen. Auf einem schwindelnden Pfade wurde der Abstieg bewerkstelligt; ich verließ als letzter das Dorf, während ein Eingeborener das Pferd auf einem bequemeren Wege, den man uns aber nicht verrathen wollte, hinunter geleitete und auch glücklich ablieferte. Unten bauten wir die üblichen Laubhütten, und alsbald entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel, da die Eingeborenen reichliche Lebensmittel heranschleppten.

Der Sonnenuntergang brachte noch eine Ueberraschung. Auf der gegenüberliegenden Höhe erhob sich plötzlich ein vielstimmiges, schrilles Weibergeschrei, das sofort von der Bergfeste aus erwidert wurde und nicht lange darnach stürmten zahlreiche Eingeborene mit Lanzen und Schilden an uns vorbei, in ihrer Sprache wilde, uns unverständliche Laute ausstoßend. Noch ehe ich das Alarmzeichen geben konnte, eilten schon die Träger mit ihren Gewehren herbei, und stellten sich von selbst in Reih und Glied. Nicht lange dauerte es, dann kam das wilde Heer unter Lachen und Schreien zurück und zwar mit einer ganzen Schar von Weibern, denen sie unser Lager zeigten. Wie sich herausstellte, hatten die Abends von den Feldern zurückkehrenden Frauen und Mädchen unten im Thal unser Lager sowie den Rauch der Feuer gesehen, und im Glauben, der Ort sei von feindlichen Horden belagert, ihr Hülfsgeschrei erschallen lassen. Glücklicherweise löste sich die Geschichte für alle in Wohlgefallen auf; aber der Vorfall bewies, wie sehr man hier auf Ueberfälle durch die Sklaven jagenden Häuptlinge Adamauas gefaßt war.

Aschaku, kaum drei Stunden westlich von Bussum, ist der südlichste Punkt, bis wohin die Haussa vorgedrungen sind. Ob sie, die lediglich als friedliche Händler dahin kommen, nebenbei nicht auch das Land auskundschaften, um den mohammedanischen Häuptlingen nachher über dessen Bevölkerung, Reichthümer, Schlupfwinkel u. s. w. Bericht zu erstatten, bleibt dahin gestellt. In Aschaku, gleichfalls einem Bergdorfe, verweigerte man uns wieder den Eintritt und führte uns in weitem Bogen herum zu unserem Lagerplatz. Lebensmittel aber gab es genug. Am folgenden Tage erlitt unser Weitermarsch eine unliebsame Unterbrechung durch einen stark angeschwollenen Nebenfluß des Dongaflusses. Die heftigen Regengüsse der letzten Tage hatten den Uebergang unmöglich gemacht. Gelungen war die Art und Weise, wie der unternehmende Führer einer kleinen, uns begegnenden Haussakarawane sich und seine Habe herüberzuschaffen suchte. Zunächst packte er seine Lasten auseinander und lud alles in kleinen Partieen in eine riesige Kürbisschaale, die als „Frachtschiff" auf das Wasser gesetzt, von einem des Schwimmens kundigen Sklaven über den eben zur Zeit wohl 70 Meter breiten Strom gesteuert wurde; so kamen Stoffe, Perlen und Salz trocken hinüber. Alsdann hingen sich die des Schwimmens unkundigen Frauen und Männer eines ums andere auf den Rücken desselben Sklaven, und alles erreichte auf diese Weise glücklich das diesseitige Ufer; das Gesicht des Sklaven strahlte vor stolzer Befriedigung. Leider konnte ich auf diese Weise meine Karawane nicht übersetzen, da das Auspacken der Lasten doch zu umständlich gewesen wäre. Nach Haussaart ein Lager aufzuschlagen und womöglich Tage, ja Wochen lang zu warten, bis das Wasser fiel, ging ebensowenig an. Zunächst versuchten wir also unser Heil mit einem Floß, das aus leichtem, zur Stelle befindlichem Holz gezimmert wurde. Nach zweistündiger Arbeit war es flott, und die Probefahrt verlief wenigstens soweit glücklich, als unsere drei darauf befindlichen Leute wieder heil ans Ufer kamen, wenngleich das Fahrzeug selbst vom Strome erfaßt und abwärts getrieben ward. Nach diesem

vergeblichen Versuche drehten wir uns aus dünnen Lianen ein Tau, das wir glücklich über den Fluß spannten und so den Uebergang erleichterten. Während dieser Arbeit fiel das Wasser bereits so, daß die letzten Leute, allerdings auch nur die längsten, mit hochgehaltenen Nasen, ihre Bündel auf den Köpfen balancirend, hindurch waten konnten. Um 5 Uhr war der Uebergang beendet, und wir schlugen unser Lager in der Nähe einiger Haussahändler auf, die hier schon seit fünf Tagen auf das Sinken des Wassers gewartet hatten.

Ortschaften trafen wir nunmehr nur noch wenige an, obschon namentlich an den Abhängen der südlich gelegenen Bergzüge hin und wieder in der Ferne einzelne, wie weiße Zelte schimmernde Hütten der Eingeborenen sichtbar waren. Diese selbst hielten sich fern, aus Furcht natürlich; denn ununterbrochen hörte man den Lärm ihrer Trommeln. Wie berechtigt diese Furcht vor Sklavenjägern war, sahen wir, als wir am vierten Tage in der Nähe von Gegēa ein großes, verlassenes Kriegslager des Sultans von Donga vorfanden. In dieser Gegend gab es auch viele Oelpalmen. Am achten Tage unsers Marsches kamen wir nach Tissa, und setzten wir etwas oberhalb des Ortes, in einem sehr gebrechlichen Kanu während des ganzen Nachmittags über den stark angeschwollenen Dongafluß, den wir bei Donga schon zweimal überschritten hatten.

Hatten wir bis dahin immer Führer gehabt, so mußten wir von Tissa aus, wo man uns keinen geben wollte, den Weg selbst suchen, was aber auch gelang.

Nach einem tüchtigen Marsche, wobei wir mehrfach auf Elefanten stießen, nächtigten wir auf einer sumpfigen Wiese und erblickten am anderen Morgen nach Zurücklegung einer kurzen Wegstrecke plötzlich von einem Paßsattel aus die Ebene von Takum und die gleichnamige Stadt. Durch unsere Freudenschüsse aufmerksam gemacht, kamen uns alsbald eine Anzahl Reiter aus Takum entgegen, die uns zur Stadt geleiteten, und groß war die Freude bei Allen, uns wiederzusehen, den guten Yakubu nicht ausgenommen.

Da ich nun doch einmal wieder auf diesem Wege nach Bali zurückkehren mußte, wollte ich zum wenigsten den richtigen Weg nach Bafut kennen lernen und zugleich dem Bafuthäuptling einen Besuch abstatten, theils um mein gegebenes Wort zu halten, theils um zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchte.

Als ich Yakubu diese meine Absicht auseinandersetzte, stimmte er bei. Leider aber lief ein kleiner Sprachfehler unter, der sich aus der Verwechselung der Buchstaben m und t ergab und in Folge dessen ich nicht nach Bafut, sondern in eine andere Gegend kam, wo es an unerwarteten und theilweise recht unangenehmen Ueberraschungen nicht fehlen sollte, nämlich nach Bafúm. Die Beschreibung Yakubus von Bafum, wohin er uns führen ließ, paßte so ziemlich auch auf Bafut, und wenngleich ich genau den Unterschied der beiden Worte hörte, hielt ich doch beides für Bezeichnungen desselben Ortes, da ja die Neger einen und denselben Namen oft verschieden aussprechen. Es waren zudem einige Bafumleute in Takum, deren Aeußeres dem der Bafut ähnelte. So ging es also nach fünftägigem Aufenthalte — denn eher gab Yakubu die Führer nicht her — frohen Muthes südsüdostwärts wieder auf Bali los, das wir in sechs bis acht Tagen zu erreichen hofften.

In Takum fand ich auch noch einen meiner Lagosleute wieder, der mir gleich nach der Abreise von Ibi entlaufen war. Dieses Ausreißen hing mit einer sonderbaren Krankheit zusammen, woran die dortigen Frauen leiden sollen und die ich das „ungeborene“ oder auch das „verhaltene Kind“ nennen möchte. Eine solche, an einem „verhaltenen Kind“ leidende Frau sucht sich einen Mann, dessen Zaubermittel die Geburt des armen, nicht zur Welt kommenden Geschöpfchens befördern soll. Da die Herren Gatten vieler Haussafrauen oft auf mehrjährigen Reisen abwesend sind, so kann infolgedessen ihre Ueberraschung nie groß sein, wenn sie bei ihrer Heimkehr plötzlich einen neuen Sprößling vorhanden und auf diese Weise ihr armes Weib von seinem „verhaltenen Kinde“ glücklich befreit finden. Zweifelsohne trägt diese anscheinend

allgemein bekannte und verständiger Weise allgemein „anerkannte“ Krankheit sehr zur Vermeidung ehelicher Zerwürfnisse bei, da ohne ihre Unterstellung doch die eheliche Treue der zurückgelassenen Strohwittwen oft in einem sehr verdächtigen Lichte erscheinen würde. Mein Lagosmann, ein hübscher Bengel, hatte nun mit solchem Weibe zusammengelebt, jedoch nicht ohne seine Heimath darüber zu vergessen, weshalb er jetzt wieder reuig zu uns zurückkehrte.

Ich würde den Mann jedenfalls streng bestraft haben, wenn nicht Yakubu, der ebenfalls an dem wirklich hübschen Gesicht des hochgewachsenen Menschen Freude fand, sich für ihn verwandt hätte. So begnügte ich mich damit, ihn mit einer tüchtigen Maulschelle in Yakubus Gegenwart wieder in meine Dienste zu nehmen. Uebrigens gesellte sich noch ein zweiter Lagosmann in Takum zu uns. Der Mann war von Lagos bis nach Bornu gegangen, von da nach Jola gelangt und zwar als Flüchtling, da seine etwa 200 Mann starke Karawane von Wegelagerern fast gänzlich niedergemacht worden war und nur Wenige sich durch die Flucht hatten retten können. Von Jola war er auf seinen Kreuz- und Querzügen durch ganz Adamaua gekommen und schloß sich nunmehr meiner Expedition an, die ihn dann auch glücklich über Kamerun nach Lagos zurückgebracht hat. Solche Leute sind nicht selten in diesen Gegenden; während die Jahre dahin eilen, durchwandern sie unendliche Strecken unter zahllosen Nöthen und Gefahren, und viele sehen ihre Heimath niemals wieder.

Yakubu hatte nach seinen auf unserm Wege liegenden Dörfern Befehl geschickt, uns für die Weiterreise mit Mais zu versorgen, da wir mehrere Tage durch unbewohntes Land marschiren mußten. Leider reichten die Vorräthe lange nicht und da auch in Takum nichts zu kaufen gewesen war, fing die Hungerleiderei bald wieder an.

Es war meine Absicht gewesen, das von Yakubu für den alten Revolver erhandelte Pferd mit nach Bali zu führen.

Allein mit dem Verlassen der ersten Dörfer wurden die Wege, da es wieder in die südlichen Grenz- und Bergländer Adamauas hineinging, so schlecht und das Futter so selten, daß ich es einer vorbeiziehenden Karawane für Yakubu mitgab, um es bis auf Weiteres dort zu lassen. Das von Sambo mir geschenkte Pferd war den Strapazen der Reise von Jola nach Gaschaka schon vorher erlegen.

Uebrigens war ich froh, wieder zu Fuß gehen zu können, was ich allerdings ohnehin schon öfter gethan hatte. Für den Forscher ist dies überhaupt die einzige richtige Art zu reisen. Die Hängematte mag für Frauen, Kranke oder allenfalls für Geschäftsreisende in den Küstengebieten passend sein. Dagegen ist es Aufgabe des Forschungsreisenden nicht sowohl rasch weiter zu kommen, sondern zu sehen und zu beobachten. Wenn man aber erst einmal auf dem Gaul droben hängt oder in der Hängematte liegt, wird man bequem, und während man sonst bald hier, bald dort einen Stein aufhebt oder eine Pflanze pflückt oder ein Thier oder sonst einen merkwürdigen Gegenstand in der Nähe sich ansieht oder aufsucht, begnügt man sich auf hohem Rosse gerne mit der Betrachtung der Gegenstände aus der „Vogelschau". Auch aus einem anderen Grunde war mir das Fußwandern lieber; es ging nämlich seit Jola wieder auf bloßen Füßen, da das eine Paar Stiefel, das Herr Mac Intosh mir geschenkt hatte — das einzige, was mir überhaupt annähernd in Ibi paßte — zwar sehr elegant, aber von desto kürzerer Dauer gewesen war; beim Reiten aber schnitten mich die scharfen Gräser erst recht in die hoch über dem Boden befindlichen Füße.

Am zweiten Tage unseres Abmarsches von Takum gelangten wir an einen Fluß, den Katsena Allah, der an 75 Meter breit jetzt in der Regenzeit mit starker Strömung dahinfloß. Die Eingeborenen auf dem anderen Ufer schienen keine besondere Lust zu haben, uns überzuführen, obschon ein Kanu vorhanden war. Keiner meiner Leute getraute sich, den Fluß zum Heran-

holen des Fahrzeuges zu durchschwimmen. Erst als ich mich selbst zu diesem Zwecke entkleidete, fanden sich zwei Weijungen, die, tapfer gegen die Strömung ankämpfend, das jenseitige Ufer glücklich erreichten und auch die nöthigen, aber im Schilfe versteckten Ruder aufstöberten. Das Kanu faßte vier Mann, so daß wir erst nach drei Stunden alle glücklich auf der anderen Seite angelangt waren. Da wir an diesem Tage die letzten Dörfer vor der unbewohnten Zone erreichten, so machte ich schon am Nachmittage hier Halt, um möglichst viele Lebensmittel einzukaufen.

Bei unserem Herannahen hörten wir allenthalben in den Bergen und auch im Hauptorte ein unaufhörliches Pfeifen auf kleinen Holzflöten. Die Eingeborenen bedienen sich dieser „Flötensprache“, um sich auf weite Entfernungen hin gegenseitig zu verständigen, was auch der begleitende Haussa bestätigte. Die Flöte wird hier offenbar zu demselben Zweck verwandt wie bei den Duala die Trommel; über diese im Kamerungebiet übliche Trommelsprache ist ja bereits viel geschrieben worden, so daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche.

Mit dem Verlassen dieses letzten Dorfes Süd-Adamauas betraten wir, wie bereits bemerkt, das unbewohnte Land. Zweifelsohne haben in diesen Gegenden früher zahlreiche Niederlassungen bestanden. Von den Bewohnern ist ein Theil getödtet, ein anderer in die Sklaverei weggeführt worden. Andere wieder haben sich geflüchtet oder, wo sie zahlreich genug waren, wie z. B. die Bali, sich auf ihre Hintersassen geworfen und mit Waffengewalt einen Weg bis zu Gegenden gebahnt, die ihnen für die nächsten Geschlechter Unterkunft und Sicherheit versprachen. Gerade diese bergigen Gegenden, die Abdachungen zum Benuebecken, schienen wegen ihrer theilweise unwegsamen Beschaffenheit diesen Stämmen die größte Sicherheit zu gewähren, da namentlich die so gefürchtete Reiterei der Sklaven jagenden Haussa-Fullani bis hierher nicht oder doch nur mit großen Schwierigkeiten vordringen konnte. Diese Ansicht hört man oft genug in den Bali-

ländern. Barth berichtet übrigens von einem Raubzuge, der sich vor etwa 50 Jahren bis nach Bali ausgedehnt hat, aber erfolglos verlief, da die Fulla von den Eingeborenen blutig zurückgeworfen wurden. Die Angaben des Gewährsmannes von Barth über die Baliländer sind ungemein interessant und zutreffend; auch die Bali erzählten mir von diesem Einfalle.

Im Uebrigen waren diese Berglandschaften mit ihrer heiligen Stille nicht ohne Reiz, der durch das Bewußtsein, daß weit und breit kein menschliches Wesen zu finden war, noch erhöht wurde. Ein Blick von Songo Nasāra auf die nach Westen und Nordwesten sich ausdehnenden Bergzüge lohnte reichlich für das tagelange mühsame Klettern! Hier war das Grasland als solches nicht so vorherrschend, vielmehr wechselten Wald, Busch und Savanne in ziemlich gleichem Verhältniß, während zahlreiche größere und kleinere Wasserläufe das Land durchkreuzten. Leider war ein Mann verloren gegangen, als wir eine Paßhöhe überklommen hatten. Der Unglückliche, ein Lagosmann, fehlte Abends im Lager, wozu wir die zweifelsohne von einem früheren Kriegszuge des Sultans von Takum herrührenden Songo benutzten. Die nach seiner Suche ausgeschickten Leute kehrten, ohne ihn gefunden zu haben, zurück, und es ist nie wieder etwas von ihm gehört worden.

Am dritten Tage stießen wir auf eine größere Haussakarawane, die von Bafum kam. Ihre aus Männern und Weibern bestehende Träger, etwa 50, waren schwer mit Kolanüssen und Elfenbein bepackt. Das Erscheinen dieser Karawane machte mich insofern etwas stutzig, als wir in Bafut selbst nie etwas davon gehört hatten, und man auch in Bali nichts davon wußte, daß Haussa nach Bafut kämen. Vielmehr hatte man uns verschiedentlich erzählt, daß allerdings vor vielen Jahren der Bafuthäuptling „weiße Männer“, also hellfarbige Haussa oder Fullani, die bei ihm gehandelt hätten, auf ihrem Rückwege habe überfallen und tödten lassen. Immerhin waren wir jetzt unserem Ziele doch schon nahe. Auffallend waren in diesen

hochgelegenen Gegenden, an 1300 Meter über dem Meere, um diese Jahreszeit die mit ungeheurer Gewalt daherfegenden kalten Böen, die uns schweren Regen ins Gesicht peitschten, so daß die aus den warmen Benueniederungen kommenden Haussa bitterlich froren und wie kleine Kinder laut zu weinen anfingen.

Das erste der nach achttägiger anstrengender Wanderung erreichten Dörfer belehrte uns durch seine Anlage, daß wir zwar die eigentlichen Graslandstämme erreicht hatten, daß es aber Bafumdörfer waren, während wir doch eigentlich nach Bafut wollten. In Guananssé, so hieß der Ort, trafen wir noch einige Haussa; wir verabschiedeten uns hier von dem Führer Yakubus. Wie einst Madugu, so hob auch er seine Hände auf und betete zu Allah um fernere glückliche Reise für uns.

An diesem Tage mußten wir in einer Schilfniederung unser Lager aufschlagen, da der Häuptling der Bafum uns erst am anderen Tage im Hauptdorfe begrüßen wollte.

Das Land war gut angebaut; die Dörfer mit ihren Pflanzungen lagen meist an kleinen Bächen. Der Kolanußbaum schien hier regelrecht gezogen zu werden, denn fast jeder einzelne Weiler hatte in seiner Nähe einen oder mehrere dieser Bäume.

Die zahlreichen, speerbewaffneten Bafum waren über unser Kommen Anfangs etwas bestürzt, zeigten sich aber gutartig, bettelten mit Vorliebe und forderten uns für Alles möglichst hohe Preise ab. Einen Tag blieben wir bei ihnen, um auszuruhen und uns einen Führer zu besorgen. Ihre Sprache verstanden wir nicht, und es war ein glücklicher Zufall, daß sich ein Mann einfand, der Bali sprach. Er war sogar ein geborener Bali, der aus irgend einem Grunde vor Jahren aus Bali nach Bafut entlaufen und von da nach Bafum verkauft worden war. Dieser Sklave, Fōn war sein Name, und ein schielendes Auge sein besonderes Kennzeichen, legte mir nahe, ihn als Führer von seinem Häuptling zu erbitten, was denn auch geschah, obschon Fon nur bis zum letzten Bafumdorfe mit=

gehen sollte. Herr Fon aber hatte einen weitergehenden, auch mir passenden Plan: nämlich im Anschlusse an uns einfach seinem Herrn davonzulaufen.

Auf dem Marsche des folgenden Tages starben zwei meiner Leute infolge der Strapazen und der mangelhaften Nahrung. Ich war genöthigt, sie in einer Felshöhle beizusetzen, da mir die Einwohner nicht erlauben wollten, sie in die Erde zu bestatten, dahin gehörten nur freie Männer und Krieger; alle meine Gegenvorstellungen waren fruchtlos. Fon, der sich bereits wieder als Voll-Bali fühlte, konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit sich darüber aufzuhalten, was für entsetzlich einseitige und beschränkte Leute doch solche „Bakonguan", das heißt Buschleute, seien.

Die Gegend wurde immer gebirgiger, doch waren die sie durchziehenden Thäler von großer Fruchtbarkeit. Das Dorf Deng, das wir am zweiten Tage nach dem Verlassen von Basum erreichten, lag etwa 1500 Meter über dem Meere, und es konnte nur mit Anstrengung von uns erstiegen werden. Die Eingeborenen waren zahlreich und gastfrei, und meine Weijungen freundeten sich gar rasch mit der Bevölkerung an; harmlos nahmen sie den am Wege stehenden Männern die Pfeife aus dem Munde, um sie nach einigen Zügen dem besorgt nachlaufenden Eigenthümer wieder zurückzugeben, ohne daß sich dieser seines Besitzes hätte lange erfreuen können, da der nächste Träger alsbald denselben Witz wiederholte. Zum Glück wurde er mit Humor aufgenommen, wie denn überhaupt in jenen Gegenden das „Umgehen" der Pfeifen an sich nichts Ungewöhnliches ist, wenigstens nicht unter Standesgenossen. In den Baliländern läßt man allgemein die Pfeife kreisen, und der Höhere raucht anstandslos aus der Pfeife des unter ihm stehenden Mannes, aber niemals umgekehrt.

Mit Deng betraten wir den Bereich der Holzkohlen- und Eisenindustrie. Allenthalben sah man aus den südlichen, theilweise waldbewachsenen Bergen hohe Rauchsäulen in die stille Abendluft emporsteigen, ein Beweis, daß dort Holzkohlen bereitet oder Eisen geschmolzen wurde. Der nächste Tag brachte

uns bis zu einer Höhe von 1800 Meter mit blumenreicher, vollkommen alpiner Flora. Die vereinzelten Wälder bestanden aus einer breitästigen, dichtbelaubten, über und über mit Bartenmoosen bewachsenen Baumart, auch ein großer Hain von echtem indischen Bambus fiel mir auf, der erste, den ich in Afrika gesehen. Die Eingeborenen bedienen sich dieses Bambus aber nicht, wie in Indien, zum Hausbau, wozu vielmehr die Rippen der Raphia vinifera verwendet werden, sondern zur Bereitung von Holznägeln, womit sie die errichteten Gerüste aus der Raphia zusammennageln. Aeußerst mühselig war der Abstieg von dieser Höhe auf abschüssigem, schlüpfrigem Lehmboden, wobei ich selbst ein über das andere Mal zu Fall kam. Dabei verlor ich abermals zwei meiner Leute, nachdem, wie bereits erwähnt, zwei bei den Bafum und wieder zwei kurz vor N'Deng gestorben waren, im Ganzen also sechs! Einen von ihnen fand ich aufrecht in einer verlassenen Hütte sitzend, den Kopf leicht geneigt. Ein Herzschlag hatte wohl seinem Leben ein Ende gemacht. Ich schob die Thür des Hauses wieder zu, dessen Eigenthümer beim Nachhausekommen über den unheimlichen „steinernen" Gast nicht wenig überrascht gewesen sein mochte. Wir hatten zum Beerdigen der Todten weder Geräthe noch Zeit, denn der Hunger trieb uns mit aller Macht vorwärts.

Gegen Abend lenkten wir nach achtstündigem Klettern in ein großes, nach Südwesten sich erstreckendes Thal, dessen Bewohner sich Bekóm nannten. Ich hatte das Unglück, auf dem feuchten Boden auszugleiten und mich zu überschlagen, so daß ich eine Zeit lang bewußtlos liegen blieb. Doch hatte mein Fall, außer einem heftigen Erbrechen, weiter keine schlimmen Folgen. Die Nacht blieben wir in einem leerstehenden Gehöfte; am andern Morgen ging es ohne Führer weiter.

Das große Thal war gut bewässert, überall sah man Kolanußbäume und vereinzelte Gehöfte. Mit den am Wege stehenden Eingeborenen war kein Verkehr anzuknüpfen, dagegen fanden wir einen Mann, der ein Balihemd trug und sich bereit erklärte,

uns den Weg zu zeigen. Wir mochten etwa im letzten Drittel des Thales sein, als wir plötzlich Signale von Elfenbeinhörnern hörten. Es dauerte nicht lange, so rauschte es rechts und links in den Koko- und Maisfeldern und von allen Seiten, wie aus der Erde gewachsen, stürmten behende Gestalten heran, mit Speeren und Messern drohend, und ehe wir noch recht zur Besinnung kamen, waren wir auch schon von einigen hundert Eingeborenen so fest eingekeilt, daß wir weder vorwärts noch rückwärts konnten. Es gelang mir in dem Getümmel zu einem jungen, besser gekleideten Burschen, anscheinend dem Führer der Bande, durchzudringen und ihn mit Hülfe des ebenerwähnten Mannes, der etwas Bali konnte, zur Rede zu stellen. Der Häuptling von Bekom, so erklärte er, wäre darüber erzürnt, daß wir ohne Erlaubniß durch sein Land zögen; wir müßten bleiben und ihn begrüßen, ehe wir weiter gehen dürften. Ich willigte in Gottes Namen ein, dem Häuptling aufzuwarten und ließ mir einen Lagerplatz, und zwar auf meinen besonderen Wunsch am Ausgange des Thales auf einer dieses beherrschenden Berglehne anweisen; hier waren auch die letzten Häuser des Dorfes. Die Stimmung der Eingeborenen schien sehr gereizt; einer riß noch im Gehöft sein Schlachtschwert aus der Scheide und drohte einem ruhig dasitzenden Träger den Schädel zu spalten, was wir mit einem allgemeinen Hohngelächter beantworteten und dadurch auf die nach Hunderten zählenden, unsere Hütte umdrängenden Eingeborenen einigen Eindruck zu machen hofften, denn eigentlich war Keinem von uns sehr lächerlich zu Muthe.

Die Hauptrolle spielten vier junge, sich als Häuptlingssöhne ausgebende Burschen; sie traten nach Art vornehmer Bafutkrieger auf mit Kriegshemden, Federschmuck und schellenbehangenen Schwertscheiden, bunten Pulverhörnern, Speeren und Flinten. Trotz aller meiner Vorstellungen brachte man an dem Tage kein Essen, obschon auch Weiber zu sehen waren. Māti, mati, warten! warten! war die beständige Antwort, und hungrig legten wir uns nieder. Am anderen Tage war es nicht besser, weder

der Häuptling kam noch wollte man mich zu ihm führen. Der Hunger und die Muthlosigkeit meiner Leute waren im Zunehmen. Am Morgen des dritten Tages wurde gemeldet, zwölf meiner Leute seien von den Bekom unter dem Vorgeben, man wolle ihnen Nahrung geben, in Häuser gelockt, überfallen, gebunden und ihrer Waffen und Kleider beraubt worden. Ich rief die uns von einem mir gegenüberliegenden Hause uns Tag und Nacht bewachenden Häuptlingssöhne und forderte Rückgabe der Leute. Mati! mati! hieß es immer wieder. So ging der ganze Vormittag hin, bis ich endlich erklärte, an den zwölf Mann läge mir nichts, ich sei nicht des Krieges halber gekommen; wenn sie aber durchaus nicht anders wollten, würden sie meine Macht schon zu fühlen bekommen. Ob diese Rede einigen Eindruck gemacht oder ob sich sonst etwas ereignet hatte, jedenfalls erschienen in den Nachmittagsstunden plötzlich die abgefangenen Träger, denen noch überdies ihre sämmtlichen Sachen bis auf die letzte Patrone wieder zurückgegeben waren; gleichzeitig kamen auch die Häuptlingssöhne und stellten Essen in Aussicht. Ich solle nicht zürnen, wenn thörichte Leute die zwölf Mann gebunden hätten. Sie sähen ein, daß der Weiße keine Furcht hätte, und „stark wie der Elefant wäre“, da er, nur von wenigen Leuten begleitet, es doch für nichts achte, wenn man ihm zwölf Leute fortnähme. Ich erwiderte, nur eine reichliche Spende von Essen und Palmwein könnte mich von ihren friedlichen Absichten überzeugen, und auf alle Fälle würde ich am nächsten Morgen weitergehen; anderenfalls sollten sie, wenn sie etwas von uns wollten, sich zum Kampfe fertig machen.

Gegen 5 Uhr kamen dann einige Lasten Essen und viele Liter Palmwein. Ich beschenkte die Leute reichlich, und ein für den immer noch nicht sichtbaren Häuptling bestimmter verschließbarer Blechkoffer rief großes Erstaunen hervor. Ferner mußte ich den Eingeborenen etwas mit einem Karabiner vorschießen, den ich erst mit Wasser anfüllte, um ihnen die Erhabenheit unseres Kriegszaubers selbst über den ihre Flinten doch un-

brauchbar machenden Regen zu zeigen. Auf das erklärlicherweise Staunen erregende Schnellfeuer, das mächtig im Thale widerhallte, eilten von allen Seiten Bewaffnete herbei, die an Kampf dachten, aber noch zeitig genug aufgeklärt wurden. In der Nacht ließ ich alles packen, und mit Tagesanbruch, ehe sich die Bekom zeigten, stiegen wir die kleine Berglehne zu einer Hochebene hinan.

Leider verfehlten wir den Weg und mußten wieder eine Strecke zurück, so daß uns die Häuptlingssöhne doch noch stellten und so Gelegenheit hatten, uns den Speer ihres Vaters, der alsbald nachfolgen sollte, zu überreichen.

Da ich aber weder warten konnte noch wollte, gaben sie mir den Speer als Geleitszeichen durch das Bekomland mit. Bei diesem Anlaß mußten wir über Fon lachen, der sich aus Angst, sein Häuptling wolle ihn durch den von Bekom wieder einfangen lassen, im Gras verkrochen hatte und erst wieder auftauchte, als die Boten umgekehrt waren.

Nach dreistündigem Eilmarsche gelangten wir an den südöstlichen Rand der Hochebene. Zu unsern Füßen, etwa 300 Meter tiefer, dehnte sich eine weite Ebene aus, in der hin und wieder große grüne Flecken das Vorhandensein ansehnlicher Ortschaften verriethen. Ein größerer Fluß durchströmte sie, dessen Lauf sich in südöstlicher Richtung etwa 50 oder 60 Kilometer verfolgen ließ und der durch ein deutlich wahrnehmbares Thor, wie die Porta bei Minden, die Ebene verließ. Zweifelsohne ist er ein Zufluß des Sannaga und entweder ein Nebengewässer des Liba, oder der Liba selbst, der jedenfalls hier in der Nähe seine dunklen Fluthen dem Sannaga zuwälzt.

Unten am Fuße trafen wir auf einen begangenen Pfad, der uns bald zum tiefen Graben eines sehr ausgedehnten Dorfes führte. Mehrfache niedergebrannte Wachtfeuer deuteten darauf hin, daß die Eingeborenen die Nächte vorher außerhalb des Grabens Wache gehalten hatten. Ich schickte einige Leute ins Dorf, die nach zwei Stunden mit der Meldung wiederkamen, die Ein=

geborenen seien zwar friedlich, indessen hätten sie bei ihnen Fremde gesehen, die durch ihre aus grünen Papageifedern verfertigten Mützen als Bekomleute kenntlich seien. Und obschon einige Gesandte des Häuptlings selbst kamen und uns dringend einluden, ins Dorf zu kommen, hielt ich es doch für gerathener, weiter zu ziehen, um noch an diesem Tage, es war 2 Uhr Nachmittag, eine möglichst große Entfernung zwischen uns und die Bekom zu legen. Die Eingeborenen wiesen im übrigen das ihnen angebotene Geschenk zurück, immer und immer uns wieder bittend, doch zu ihnen ins Dorf zu kommen.

Nach der Nadel marschirend verfolgten wir einen der zahlreichen kleinen Feldwege, und um 5 Uhr wurde es klar, daß wir uns in ein ziemlich wegeloses Gelände verlaufen hatten. Während ich mich anschickte, einen Bach zu überschreiten, kam vom Nachtrab Meldung, Eingeborene, aber ohne Waffen, folgten uns nach. Ich überlegte noch, was zu thun sei, als schon ein Bote des Häuptlings, ein stattlicher Mann mit einnehmendem Gesicht, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich vor mir stand. Er führte als Zeichen des Friedens einen Weiberspeer und bat uns, doch wenigstens zu warten, bis der Häuptling selbst käme. Dieser erschien dann auch bald, von zehn unbewaffneten Männern begleitet. Eine Kuhhaut wurde ausgebreitet, sein Stuhl hingesetzt, und er ließ sich nieder, forschenden Blicks bald mich, bald die sich um uns drängenden Träger anschauend. Der Mann, Fó Mungu, war sein Name, machte mit seinem vollbärtigen, bieder ausschauenden Antlitz einen sehr guten Eindruck. Er frug in bescheidener Form durch seinen Diener, warum wir ihn nicht besuchen wollten, ob er denn ein böser Mann sei; mit den Bekom habe er nichts zu schaffen. Wir möchten ihm doch die Ehre erweisen, zu ihm zu kommen und einige Tage bei ihm zu bleiben, dann wolle er uns sicher nach Bali bringen. Essen und Trinken wolle er so viel geben, daß wir uns ob der Fülle des Gebotenen übergeben müßten! Letztere Einladung, namentlich in ihrer drastischen Art, verfehlte ihre Wirkung auf die leeren Mägen

meiner Leute nicht. Als ich meinen Bai Tabe nach seiner Meinung frug, antwortete er, den Kolben seines Gewehres auf die Erde stoßend: „well, Massa, we go for town; if them want fight, we fight him, them no fit kill we like fowel!" „Gut, Massa, wir gehen ins Dorf, wenn sie mit uns fechten wollen, fechten wir mit ihnen; sie sind nicht im Stande, uns wie Hühner zu tödten!" Und so drehten wir, nach Abgabe einer Salve zur Begrüßung des Häuptlings um. Voran die Leute des einen Roßhaarschweif als Fliegenwedel benutzenden Fo Mungu, ich hinter ihm, dann die Karawane. Auf halbem Weg traf uns eine Gesandtschaft der Bekom, die uns gleichfalls nachgeeilt war; sie brachte zwei Ziegen, sowie eine große zerbrochene Kalebasse, deren Inhalt, Palmwein, leider durch einen unglücklichen Fall ausgelaufen war. So schien denn der Bekomhäuptling endlich, wenn schon etwas zu spät, versöhnt zu sein.

Das Dorf des Fo Mungu, Bámungu, ist das schönste aller Graslanddörfer, das ich je zu Gesicht bekommen habe, und die reingehaltenen, musterhaft saubern Felder stellten alles andere bis dahin Wahrgenommene in Schatten. Gleich beim Eingange erblickten wir schon einige von unsern Leuten, Nachzügler, die emsig mit Vertilgung der ihnen von den Eingeborenen gereichten Speisen beschäftigt waren. Ueberall vor jedem Hause waren Bananenblätter als Tischtuch auf den Boden ausgebreitet, worauf die Eingeborenen gekochte Kokoknollen, Mais, Mehlbrode &c. zur Erquickung der Träger hingelegt hatten, die schon im Gehen heißhungrig zugriffen. Aber noch eine größere Ueberraschung wartete unser, als wir auf dem großen Marktplatze mit seinen alten schattenspendenden Bäumen anlangten!

Tausende von Eingeborenen waren dort versammelt, und zwar standen auf der einen Seite, rechts, die Weiber mit zahlreichen Kindern und Säuglingen, auf der andern die Männer und jungen Burschen, alle aber ohne Waffen, in ehrerbietigem Schweigen uns betrachtend. Der Häuptling machte Halt und rief seinem Volke zu: „Seht, Leute, dies ist der Weiße, der

Gott ist! Ich habe ihn hergebracht, damit er das Dorf und Euch sieht. Erweist ihm und seinen Leuten Gutes, auf daß er sich wohl fühlte in unserer Mitte und das Böse, was er auf seinem Wege erlebt hat, vergesse!" Nach diesen mit lauter Stimme gesprochenen Worten löste sich der Bann des Schweigens, und während der Häuptling mich bei der Hand nahm, schritten wir durch die unter lautem Freudengeschrei sich nähernden Menschen hindurch, die mit ihren Händen vor mir den Weg kehrten und den Staub von meinen Füßen wischten. Wir mußten vorsichtig gehen, um keinen der guten Leute zu treten, und der Häuptling hatte Mühe, das Gedränge des Volkes, insbesondere die mir ihre Kinder entgegenstreckenden Weiber, mit seinem Roßschweife zurückzutreiben.

Ich erschien bei diesen Leuten als erster Weißer, und die von der Kultur bis daher abgeschlossene Bevölkerung warf sich mit dem Ausbruch einer ungekünstelten Begeisterung zu meinen Füßen, einer Begeisterung, die im Augenblick nicht der bloßen Neugier oder der Habgier, sondern einem aufrichtigen, besseren Gefühle, dem frommen Wahn, entsprang, als ob der Weiße ein Wesen höherer Art sei, dessen Erscheinen nur Glück und Frieden bedeuten könne. Unwillkürlich befiel mich etwas wie Beschämung, eine Art Faustſtimmung, denn „welch' ein Gefühl mußte ich, der große Mann, bei der Verehrung dieser Menge haben?!"

Drei Tage blieb ich bei Fo Mungu und konnte ich mich genügend von der aufrichtigen Friedfertigkeit dieses Stammes überzeugen, der nicht nur wegen seiner zahlreichen Bevölkerung, sondern auch wegen der Weisheit seines Häuptlings überall großes Ansehen zu genießen schien. In sittlicher Hinsicht stand Fo Mungu hoch über dem Balifürsten Garega, dessen mir bewiesene Gastfreundschaft doch lediglich auf schlauer Berechnung beruhte, während Fo Mungu äußerte: ich und mein Volk sind gut — also muß es dem weißen Manne, der gleichfalls gut ist, bei uns wohlgefallen.

Die Bamungu sind vorzügliche Eisenschmiede, und ihre

Zunft der Schmiede sehr angesehen, so daß der Häuptling nur aus ihr seine geheimen Diener nimmt; einer der Geheimdolmetscher Garegas war übrigens auch ein Schmied. Die Bamunguschwerter, Messer, sowie Feldhacken gehen weit durchs Land. Ein Schwert, das mir Fo Mungu verehrte, hatte die ausgesprochene Form des römischen Gladius und war in jeder Hinsicht tadellos gearbeitet. Auch sah ich bei Fo Mungu eines jener kleinen, theekesselartigen Gefäße aus Kupfer, dessen sich die Mohammedaner bei ihren Gebetswaschungen bedienen. Von Fo Mungu aus wäre Bagnio ohne besondere Schwierigkeiten zu erreichen gewesen, und er selbst würde jede Hülfe dazu geleistet haben. Die Gesandtschaften der auf dem Wege nach Bagnio anwohnenden großen Häuptlinge, die mich bei Fo Mungu besuchten, wie z. B. die aus Bángola, ließen auf eine friedliche Gesinnung der dortigen Bevölkerung schließen. Damals erfuhr ich auch, daß Fo Mungu mit dem zweitältesten Sohne Garegas, M'Bo, in Handelsbeziehungen stand, und zum Beweise dafür zeigte er mir ein Stück Rothholz, welches vor einigen Tagen für ihn als Geschenk von M'Bo eingetroffen sei. Das nur im Waldlande vorkommende Rothholz hat in diesen Ländern großen Werth, da es zur Herstellung des röthlichen Pulvers dient, womit Mann und Weib unter einem Zusatz von Oel ihre Haut einreiben. Selbstverständlich färben die Leiber bei der geringsten Berührung ab, und mancher Don Juan unter meinen Leuten ist ausgelacht worden, weil die rothe Farbe auf seinen hellen Kleidern an ihm zum Verräther ward.

Was die Fütterung meiner Träger betraf, so hatte Fo Mungu sein bei unserer ersten Begegnung gegebenes Wort buchstäblich gehalten, und ich bedauerte aufrichtig, seine geradezu großartige Gastfreundschaft nur so mangelhaft erwidern zu können. Am dritten Tage gab er uns Führer. Wir stiegen wieder aus der Ebene von Bamungu in die Höhe, und zwar mußten wir über jene Bergketten hinüber, die man von Bali aus in nordöstlicher Richtung den Horizont abschließen sieht. Alles war in froher Laune, und jeder verdoppelte seine Schritte angesichts der baldigen Aus-

sicht, Bali zu erreichen, dessen Genüsse noch in guter Erinnerung waren. Auch ich freute mich mit meinen schwarzen Gefährten vor allem in dem Bewußtsein, mein den Bali gegebenes Wort nunmehr erfüllt zu haben. So erreichten wir jene Hochebene, die uns eine weite Rundsicht über das ganze Baliland hätte bieten müssen.

Allein sehr bald nach unserm Aufbruche von Bamungu fing es an zu regnen, und je höher wir stiegen, desto schlimmer wurde das Unwetter, das mit einem orkanartigen Winde, der kurz nach Mittag seinen Höhepunkt erreichte, verbunden war. Die Temperatur fiel hier oben, etwa 1500 Meter über dem Meere, so schnell, daß wir in Folge der plötzlich eingetretenen Kälte und der mit Hagel gemischten Wassermassen kaum mehr vorwärts konnten.

Vor allem hatte die eisige Kälte geradezu eine unheimliche Wirkung auf meine armen Leute, deren ganze Kleidung in einem dünnen Lappen Zeug bestand. Ihre Kniegelenke erstarrten, so daß sie, breitspurig gehend, nur noch mit äußerster Anstrengung sich vorwärts bewegen konnten; einige wankten wie Trunkene, indeß ihr Kopf wie bei Blödsinnigen hin und her wackelte und die Kinnbacken aneinander klapperten. Sprechen konnten nur noch die wenigsten, und diesen schlugen die Zähne so aufeinander, daß sie höchstens unverständliche Laute hervorstießen. Die Hautfarbe hatte sich bei allen in ein schmutziges Grau verwandelt. Viele ließen sich stumpfsinnig am Wege nieder, und das Gesicht in den starren Fingern bergend oder den Kopf in einen fadenscheinigen Lappen hüllend, heulten sie die eigene Todtenklage. So viel ich konnte, suchte ich die Leute in Bewegung zu halten, einige meiner Lieblinge trieb ich zu meiner und ihrer Erwärmung mit Püffen und Schlägen vorwärts, denn obgleich ich eine Gummidecke als Mantel trug und ja doch auch von Hause aus mehr an Kälte gewöhnt war, so litt ich doch nicht minder, und Finger, Ellenbogen und Kniee wurden mir steif. Da die Karawane gänzlich auseinandergerissen wurde, machte ich nach drei schweren Stunden einen kurzen Halt. Ich breitete meine

Arme aus und ließ etwa ein halbes Dutzend meiner halberfrorenen Träger unter den Mantel kriechen, um sie, wie eine Henne ihre Küken, einigermaßen zu erwärmen. Dann ging es wieder weiter und zwar nach kurzer Zeit bergabwärts. Um 5 Uhr endlich erreichte ich mit 20 von meinen 140 Mann ein großes Dorf Namens Mámbui, dessen Bewohnern wir in des Wortes verwegenster Bedeutung in die Häuser fielen, so daß ich Mühe hatte, sie über unser plötzliches und auffälliges Erscheinen zu beruhigen und sogar mit Freund Garega drohen mußte. Bei Anbruch der Nacht waren wir, die ersten Ankömmlinge wenigstens, um ein Feuer gelagert, allein der größere Theil der Leute fehlte noch.

Am anderen Morgen kamen allmählich die Nachzügler einer nach dem andern an, aber auch zugleich Meldung auf Meldung, daß man bald hier, bald dort einen Todten am Wege habe liegen sehen. Dreizehn Weijungen, zwei Lagosleute sowie ein Banyangweib, also insgesammt 16 Menschen, hatten den Tod auf jener Höhe gefunden! Ich konnte meinen Schmerz über diese Verluste nicht verbergen, und als der Aufseher der Weijungen, Bai Tabe, dies merkte, trat er mit einigen anderen auf mich zu und sagte: Massa, you fit men, but not god! Massa, den Menschen bist Du gewachsen, aber nicht Gott!

„Deus dispersit“ sagte allerdings auch König Philipp zu Medina Sidonia, der ihm den Untergang seiner Armada meldete; allein ich war bei meinen Leuten auf diese stoische und vernünftige Auffassung nicht gefaßt, und ich konnte mich eines gewissen Gefühls der Genugthuung über das Zutrauen, das darin lag, nicht erwehren. Denn ich erinnerte mich noch sehr wohl eines Vorfalles bei Bakundu, wo einer der Weileute von einem Elefanten getödtet und ich für dessen Tod verantwortlich gemacht wurde, obwohl ich zur selben Zeit, nichts ahnend, in meiner Hängematte gelegen hatte. Im übrigen zeigte mir das Unglück auf den Höhen von Mambui wieder so recht schlagend, wie sehr ein plötzlich hereinbrechendes Verhängniß die Willenskraft des Negers beeinflußt und wie sehr er geneigt ist, anstatt dem Schicksal muthig die Stirne zu bieten,

sich alsbald einer fatalistischen Verzweiflung hingeben, die allerdings ebenso rasch wieder in ihr Gegentheil umschlägt, sobald sich die äußere Lage geändert hat. Kaum waren die erstarrten Glieder so weit erwärmt, daß wir an die Bestattung der Todten und den Weitermarsch denken konnten, als auch schon an die Stelle der bisherigen Niedergeschlagenheit eine geradezu ausgelassene Lustigkeit trat; die bloße Freude, das eigene Leben gerettet zu haben, und die nahe Aussicht nach Bali zu kommen genügten, um diesen plötzlichen Umschwung in der Stimmung meiner Leute herbeizuführen. Die Todten waren bereits wieder vergessen.

Schon am folgenden Tage trafen wir in Báfuen, eine Art Vasallendorf der Bali, Boten Garegas, der auf die Kunde von unserem Heranrücken allenthalben im Lande seine Leute ausschwärmen ließ, um uns in würdiger Weise einzuholen. Die beiden Fragen, die mir am meisten am Herzen lagen, wurden nur theilweise befriedigend beantwortet: Hauptmann Zeuner war wegen der feindseligen Haltung der Banyang auf der Station nicht erschienen, Baliburg jedoch befand sich in guter Ordnung. Im Triumphzuge ging es nun durch die zu Bali gehörenden Vasallendörfer. Der Herr von Munda, wo mir ein vorzügliches in Palmöl gekochtes Huhn vorgesetzt wurde, wollte mich durchaus bei sich beherbergen und bewirthen. Gelang es hier nur mit Mühe, sich loszureißen, so bildeten bei Fó N'Goa gewaltige Batterien von Palmwein gefüllten Kalebassen und Berge von Maisbroden mit weitbauchigen Fleischtöpfen ein geradezu unüberwindliches Hinderniß. Da mußte erst für heute Halt gemacht werden.

Am andern Tage aber brachen wir in aller Frühe auf, und bald sahen wir Balis breite Nordostfront grünlich aus dem Gelände schimmern, sahen den röthlich leuchtenden Marktplatz, und um $^1/_2$9 überschritten wir den Bach vor Bali, schon vorher von M'Bo mit Palmwein, Kola, Essuga und anderen Leckerbissen erquickt. Freudig sahen wir seitwärts von der etwas tiefer gelegenen Station das schwarz-weiß-rothe Banner im Winde wehen.

Im geordneten Zuge nun marschirte unsere Karawane durch das Dorf, überall mit Freudenjauchzen begrüßt und verstärkt durch zahlreiche, sich dem Zuge anschließende Bali, während auf dem Marktplatze die Elfenbeinhörner Garegas tönten und Trommelklang das ganze Volk zum Feste rief. Unter brausendem Kriegsgeheul ging es nun schnurstracks auf Garega los, der unbeweglich wie ein Broncebild auf seinem Steinsitz thronte. Ein vielsagender, prüfender, kurzer Blick, und auf sprang der alte Sünder und schloß mich in seine Arme. Dieses Mannes und seiner Leute konnte ich für die nächste Zeit wenigstens sicher sein. Dies war mein erstes Gefühl; die Macht des erfüllten Wortes legte sie mir zu Füßen, und laut rief mich Garega vor allem Volke zum eigentlichen Oberhaupt der Bali aus. Nach einem tüchtigen Umtrunke, wobei ich die Schmerbäuche der von mir zurückgelassenen Träger besichtigte, eilten wir zur Station.

Der Leser erlasse mir eine Beschreibung der weiteren Empfangsfeierlichkeiten, die Garega bereitete; nur so viel sei gesagt, daß Tage und Nächte lang ununterbrochen Wein, Weib, Gesang und Tanz die allgemeine Losung war, daß Palmwein und Bier in Strömen floß, zahlloser geschlachteter Hühner, Ziegen und Schafe nicht zu gedenken.

Die Wenigsten in Bali hatten, als ein halbes Jahr seit unserem Abmarsch dahin gegangen war, geglaubt, daß wir wiederkommen würden. Entweder war ich als Wortbrüchiger auf und davon, oder aber, und das glaubten die Meisten, waren wir alle sammt und sonders von wilden Buschnegern erschlagen worden.

Die Station selbst befand sich natürlich nicht in dem geordneten Zustande, in dem ich sie verlassen hatte.

Da ich Bali zum Mittelpunkt für die künftige Verwaltung jener Gegenden zu machen beabsichtigte, nahm ich sofort die nöthigen Ausbesserungen und Neubauten in Angriff. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Hülfsbereitschaft Garegas. Ich verfügte fast über gar keine Tauschwaaren mehr, so daß ich

meine Leute nicht mehr hätte ernähren können; da belegte Garega die verschiedenen angesehenen Männer des Dorfes mit Einquartirung, so daß auf diese Weise die Meinigen mit durchgefüttert wurden. Wo es nöthig war, half er selbst mit seinen Leuten beim Bau und wie das erste Mal, so auch jetzt ohne irgend ein Geschenk von mir zu verlangen.

Da natürlich die Kriegsgefangenen noch da waren, ihre Ernährung aber jetzt zu viel Kosten verursachte, so ließ ich sie gegen ein mäßiges Lösegeld, das meinen Leuten zu Gute kam, frei. Eins von den Banyangweibern, eine Tochter Miyimbis, war auf den Höfen von Mambui gestorben; ihretwegen sollte noch einmal Blut fließen. Ein endgültiger Friede kam jedenfalls trotz meiner mehrfachen Bemühungen nicht zu Stande; die beständige Antwort der Banyang war, sie wollten keinen Krieg, aber wir sollten zu ihnen kommen.

Wie ich nachträglich von Fo Bessong erfuhr, hatten die Banyang noch einen ganz besonderen Grund, meine Friedensvorschläge zurückzuweisen, den ich Spaßes halber hier kurz erwähnen will. Der Leser wird sich erinnern, daß sich unter den durch die Banyang meinen Leuten bei N'Gang abgenommenen Sachen auch eine Drehorgel befand. Als es nun zur Vertheilung der Beute kam, muß wohl einer der Banyang absichts- und ahnungslos die Kurbel der Orgel etwas gedreht und dieser dadurch einige Laute entlockt haben. Man kann sich das Entsetzen der Umstehenden denken, als plötzlich die geheimnißvolle Kiste zu sprechen anfing. Allein der erste Schreck löste sich bald in Wohlgefallen auf, nachdem man sich darüber geeinigt hatte, daß die „sprechende“ Kiste nichts anderes sei als der Gott des Weißen, den man hiermit gefangen habe. Um diesen hochwichtigen Fang nicht entwischen zu lassen, baute man an abgelegener Stelle um die Orgel ein festes Blockhaus. Nun war der Gott in „Nummero Sicher“, der Weiße aber gottverlassen und seine Macht gebrochen. Was Fo Bessong selbst, der Erzähler dieser Geschichte, über den eingefangenen Gott dachte,

weiß ich nicht, da ich ihm früher schon eine Ziehharmonika verehrt hatte und er sich schmeichelte, in ihr gleichfalls einen Gott zu besitzen.

So gingen sechs Wochen schnell dahin. Die Regenzeit war vorüber, und es schien an der Zeit, nach Kamerun zurückzukehren. Am Tage vor Weihnachten, also am 24. December 1889 fand der Aufbruch statt. Sieben meiner Weijungen — vier, die zu längerer Freiheitsstrafe wegen Beraubung von Eingeborenen verurtheilt und drei, die zu krank waren — blieben auf der Station zu deren Bewachung zurück. Seinerseits gab Garega 11 Mann mit, drei ältere Leute und acht jüngere Burschen. Etwa 25 Kilometer weit begleiteten uns 1500 bewaffnete Bali, um einen am Wege wohnenden Stamm für verschiedene gegen Fo Bessong verübte Wegelagereien und Vergewaltigungen zu bestrafen.

Der alte Fo Besson war hocherfreut, mich selbst wieder zu sehen und noch mehr über die Hülfe, die wir ihm brachten; er gab reichlich Lebensmittel mit auf den Weg, und bald stiegen wir wieder über die steilen, bei einigen der Bali Schwindel erregenden Abhänge des westafrikanischen Tafellandes in die dunklen Wälder zum Küstengebiet hinab.

Bei der Schnelligkeit, womit wir marschirten, gelang es uns, ziemlich weit ins Land der Banyang hineinzukommen, ohne daß diese Zeit gehabt hätten, sich zum Angriff zu sammeln. Manche Dörfer überraschten wir, deren Einwohner auf das Gerücht unserer Annäherung hin im Begriffe standen, die Flucht zu ergreifen, doch fügten wir ihnen kein Leid zu, sondern beschenkten sie. Als wir jedoch die letzten Dörfer, also die Gehöfte von Fo Tabe, wo die Weiber uns noch freundlich entgegenkamen und sogar den Weg zeigten, kaum hinter uns hatten, fielen die falschen Banyang plötzlich über unsere Nachhut her. Durch frühere Erfahrungen in diesem Lande gewitzigt, hatte ich gerade diese aus 30 meiner besten Leute zusammengesetzt, die beim ersten Anlaufe sofort zehn der Banyang zur Strecke

brachten, während wir nicht einen Tropfen Bluts verloren; länger hielt ich mich mit den Leuten aber nicht auf, sondern marschirte weiter der Küste zu.

Die Freude über unser Kommen war auf dem ganzen Wege unverkennbar. Großes Aufsehen erregten meine Bali; namentlich in den Sklavendörfern strömten die Leute zusammen, als sie auf ihre Frage nach der Herkunft der langen Bursche, die mit uns zögen, erfuhren, daß dies Leute aus Bali wären. Nun redeten diejenigen, die selbst aus jenen Gegenden stammten, die Bali ihrerseits in heimischen Lauten an, und stolz antwortete jedesmal deren Führer: Mú Bāli! Ja, ich bin Balimann! Ich entsinne mich noch einer uralten Sklavin, deren blöde Augen zwar die Gestalt der Leute nicht mehr zu erkennen vermochte, die aber beim bloßen Klange der heimischen Laute Thränen vergoß und erklärte, nun gerne sterben zu wollen. Ein anderer Sklave schenkte für eine Handvoll Hirsemehl eine Ziege, so rührte ihn der Anblick dieser nur im Graslande, seiner Heimath wachsenden Frucht. Kurz, die Aufregung im Lande war allenthalben groß; die Sklaven jauchzten vor Freude, die sonstigen Einwohner aber stierten und staunten.

Ohne weitere Schwierigkeiten erreichten wir die Barombistation, die, da Lieutenant Zeuner indessen krankheitshalber nach Europa gegangen war, leer stand. Nur ein Vertreter der Hamburger Firma Jantzen & Thormählen hielt sich gerade hier auf, um mit den Eingeborenen Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Diese unternehmende Firma hatte seit einigen Monaten in unserem benachbarten Mundame eine Faktorei eröffnet.

Am 5. Januar 1890 traf ich mit den ersten meiner Leute, darunter die mitgegebenen Bali, in Kamerun ein, und zwar hatte ich den Weg von Mundame bis Kamerun zu Wasser den Mungo abwärts zurückgelegt. Als ich im Begriffe stand, hinter dem im Kamerunflusse vor Anker liegenden Kreuzer „Habicht“ vorbeizufahren, sah ich ein bärtiges, sonnenverbranntes Gesicht durch eine der Geschützpforten lugen, und erkannte zu meiner großen Freude darin meinen verehrten Gönner, den Gouverneur

von Soden, der im Begriffe stand, an Bord dieses Schiffes nach St. Thomé zu fahren, um sich dort von den Folgen eines schweren Fieberanfalls zu erholen.

So hatte ich gerade noch Zeit, um ihm über den Verlauf meiner Expedition und deren Erfolge Bericht zu erstatten und ihm das Ergebniß in Gestalt der mich begleitenden Bali zu Füßen zu legen. Nun erfuhr ich denn auch, welche Versuche gemacht worden waren, um mich, den verloren Geglaubten, wieder aufzufinden.

Ehe ich hierauf des Näheren eingehe, muß ich übrigens bemerken, daß mich der Gouverneur schon beim Aufbruch der Expedition darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich lediglich auf mich selbst angewiesen sei und von ihm, der weder Soldaten noch Geld zur Verfügung habe, keinerlei Nachschub oder sonstige Unterstützung zu erwarten hätte für den Fall, daß mir etwas Menschliches begegnen sollte. Dadurch erklärt sich zum Theil auch die Erfolglosigkeit der zu meiner Auffindung ausgesandten Expeditionen, die nicht von langer Hand vorbereitet, sondern sozusagen „extemporirt" waren und deren Führern, so wie die Verhältnisse damals lagen, eine an sich kaum lösbare Aufgabe gestellt war.

Die erste mir nachgesandte, 30 Mann starke Hülfsexpedition stand unter dem damals noch im persönlichen Dienste des Gouverneurs befindlichen, späteren Expeditionsmeister Carstensen, kam aber bloß bis ins Wurigebiet, wo sie bereits wegen der feindseligen Haltung der Bevölkerung und der Muthlosigkeit der eigenen Träger umkehren mußte.

Sodann wurde das damalige Mitglied der Kundschen Expedition, der für die Afrikaforschung leider viel zu früh dahingeschiedene Lieutenant Tappenbeck, beauftragt, Erkundigungen über mich einzuziehen und mir womöglich Hülfe zu bringen, da unterdessen Nachrichten nach Kamerun gekommen waren, daß ich bei den Bannang festgehalten würde. Aber auch Tappenbeck vermochte nicht bis zu mir durchzudringen, sondern brachte nur die

Meldung zurück, daß ich, einem Gerüchte zufolge, die Adamauavölker glücklich erreicht hätte und, wenn sich dies bewahrheite, auch sicher außer Gefahr sei. Der Ungewißheit über mein Schicksal machte erst mein am 22. Juli von Braß am Niger nach Berlin abgesandtes Telegramm ein Ende, das alsdann durch den Bericht der 9 Weileute, die ich, wie man sich erinnern wird, von Ibi aus nach Kamerun geschickt hatte, ergänzt wurde. Dieser mündliche Bericht ist vom Kaiserlich Deutschen Konsul in Lagos, wo die Leute am 6. August, auf der Reise nach Kamerun begriffen, eintrafen, zu Protokoll genommen worden und dürfte für den Leser, der nunmehr meine eigene Darstellung der Expeditionserlebnisse gelesen, nicht ganz ohne Interesse sein, weshalb ich den Wortlaut dieses Protokolls hier folgen lasse.

„Ende November 1888 brach die Expedition von Dr. Zintgraff von Kamerun nach der Barombistation am Elefantensee auf, die nach fünf Tagen erreicht wurde. Nach zweitägigem Aufenthalt wurde weiter marschirt und am nächsten Tage in Krivinde (= Kiliwindi) übernachtet. Auf dem weiteren Marsche schliefen wir des Nachts in den Dörfern Bolo (= Bulu), Burumatie (= Baduma), Bakundu, Bakuni (= Bakun), Kombone und Dukuma (= Dikumi). In Wabesse feierten wir das Weihnachtsfest. Die nächste Nacht schliefen wir bei dem Häuptling Fobia und trafen einen Tag später in Bakun ein. Zwei Tage später waren wir in Bokue (= Sukwe) beim König Bullock, wo Dr. Zintgraff einen Elefanten tödtete. Tags darauf erreichten wir Manjang (= Banyang), König Befang (= Difang). Nach zweitägigem Aufenthalte, der durch den Widerstand der Eingeborenen gegen unseren Weitermarsch veranlaßt wurde, marschirten wir nach dem Dorfe des Königs Tabe (= Fo Tabe) und dem Dorfe Lefantare (= Difang Tale), woselbst uns eine freundliche Aufnahme ward. Einen Tag darauf kamen wir nach Janga (= N'Gang), wo wir abermals mit dem Widerstand der Eingeborenen gegen unser weiteres Vordringen zu kämpfen hatten und wo sich sieben Leute im

Busch verirrten, von denen nur einer später sich wieder einfand. Nach einem zweitägigen Marsche kamen wir nach Babe, dessen Häuptling uns Nüsse schenkte und zwei seiner Leute zum Häuptling Notako (= Nu Taku = Fo Bessong) mit der Nachricht voraussandte, daß viele Leute zu ihm kommen würden. Der Marsch zum Dorfe Notakos dauerte einen Tag; der Häuptling war sehr erfreut, uns zu sehen, und spendete viele Nahrungsmittel. Wir blieben daselbst zwei Tage. Auch Notako sandte wieder zum Häuptling Gareka (= Garega) im Dorfe Balejon (= Bali N'yong). Der Marsch dorthin dauerte zwei Tage. Der Häuptling veranstaltete große Festlichkeiten und errichtete Häuser für uns. Wir verblieben daselbst drei Monate, während welcher Zeit wir Häuser bauten und Ackerbau trieben; sechzehn (30) Leute ließen wir zum Schutze der Station zurück.

Auf dem weiteren Marsche wurden die Dörfer Banda (= Bandeng), Baffu (= Bafut), Bakka (= Băbĕká) und Biffan (= Biffa) berührt; letztgenanntes Dorf liegt an einem kleinen Fluß. Fünf Tage später erreichten wir Muti (= Mudi), woselbst wir sieben Tage blieben. Während des Marsches dorthin ernährten wir uns größtentheils von Blättern.

Von der errichteten Station Balejon waren wir jetzt ungefähr anderthalb Monate (1 Monat) fort.

Auf dem Weitermarsche überschritten wir zwei große Flüsse und gelangten nach Koffirtown (= Koffi), woselbst die Haussasprache gesprochen wird. Einen Tag später kamen wir in Takum, am Fuße eines großen Berges, an und blieben dort sieben Tage, weil der Häuptling den Weg nicht zeigen wollte. Zwei Tage später erreichten wir Odunga (= Donga) am Flusse Benue (= Katsena Allah); hier hielten wir uns eine Woche auf. Bevor wir zu diesem Orte gelangten, überschritten wir den Fluß. Der König von Odunga wünschte, daß wir noch länger bleiben und das mohammedanische Weihnachten mit ihm feiern sollten. Nach weiterem Marsche, auf welchem der Fluß abermals überschritten werden mußte, gelangten wir nach Wukari, woselbst zwei Tage

Rast gemacht wurde. Hier in diesem Platze war es, wohin Mr. Mac Intosh zuerst zu uns sandte; wir erhielten von ihm zwei Kisten mit Eßwaaren und drei Haussaleute. Diese Haussaleute führten uns nach Ibi am Benue, wo Dr. Zintgraff mehrere Briefe nach Kamerun und Deutschland schrieb. Von Ibi fuhren wir in acht Tagen nach Akassa und dann hierher nach Lagos, um uns nach Kamerun zurückzubegeben.

Dr. Zintgraff wollte von Ibi nach Benjum (= Bagnio), dem Lande der Pferde, weiter marschiren. Er war niemals krank, und wir sahen ihn zuletzt vor anderthalb Monaten (also Mitte Juni)." Soweit das Protokoll.

Wie man hieraus ersieht, haben die Schwarzen den Verlauf der Expedition im Großen und Ganzen ziemlich genau beschrieben, obschon sie, namentlich bei der Angabe der Entfernungen sowie der Aufenthaltszeit an den einzelnen Orten, ihr Gedächtniß mitunter arg im Stich gelassen hat; auch die Aussprache der eingeborenen Namen ist natürlich sehr abweichend.

Die von mir mitgebrachten 11 Bali wurden auf dem Gouvernement einquartiert. Gewohnt, den Weißen als Gott zu betrachten, wunderten sie sich über die vielen neuen Dinge nicht sonderlich. Ihren Eindruck faßten sie beim Anblick der großen Gebäude in dem kurzen, aber vielsagenden Wort zusammen: Gott, wir schlafen so nahe beim Gelde und wissen es nicht!

Da ich selbst einer Erholung sehr bedürftig war, so entschloß ich mich, auf eine Einladung des Kommandanten S. M. S. „Habicht", Herrn Korvettenkapitän Burich, der ein Jahr später auf der Heimreise ein Opfer des westafrikanischen Klimas werden sollte, den Gouverneur an Bord des „Habicht" bis St. Thomé zu begleiten, wo wir, wie schon so mancher andere deutsche Landsmann, auf der etwa 600 Meter über dem Meere gelegenen Plantage Monte Café bei dem deutschen Vicekonsul Herrn Spengler und dessen liebenswürdiger Gattin sorgsame Aufnahme und Pflege fanden. Herr v. Soden ging von dort unmittelbar nach Europa, während ich zunächst wieder nach Kamerun zurückkehrte, um die

Expedition aufzulösen und meine Leute in die Heimath zu entlassen. Der mittlerweile zum Hauptmann beförderte Lieutenant Zeuner, der gerade einen Monat vorher aus Europa zurückgekehrt war, sollte mit einem Stamm von 70 Weijungen bis zu meiner in sechs Monaten zu erwartenden Rückkehr auf der Barombistation bleiben und vornehmlich sich mit meteorologischen Beobachtungen und zoologischen Sammlungen beschäftigen. Herr Dr. Preuß, Entomologe und Schmetterlingssammler, stand ihm zur Seite.

Die Lagosleute fuhren in einem englischen Dampfer der Heimath zu, die Weijungen brachte ich selbst an Bord eines Woermann-Dampfers noch bis Monrovia, von wo aus sie sich in ihre verschiedenen im dortigen Küstengebiete gelegenen Heimathsdörfer zerstreuten, indessen ich selbst nach Deutschland dampfte.

Die Gefühle, die mich beschlichen, als ich endlich von den Getreusten meiner schwarzen Genossen Abschied nahm, mit denen ich über zwei Jahre lang Freud' und Leid getheilt hatte und von denen mancher arme Teufel die Heimath nicht wiedersehen sollte, will ich lieber für mich behalten, um nicht am Schlusse noch bei dem verehrten Leser in den Geruch von Sentimentalität zu kommen.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Alte Rathgeber Garegas.

Capitel IX.

Die Station Baliburg und ihre Wirksamkeit. 1890 bis 1892.

Ziele der Denkschrift ans Auswärtige Amt. Aussichten für den Handel, die Soldaten- und Arbeiter-Frage. Bedeutung Garegas und seiner Bali. Anschluß der Firma Jantzen und Thormählen an die neue Expedition. Die Monopolverordnung. Wechsel in der Leitung Kameruns. Tod Zenners. Ersatz durch Lieutenant von Spangenberg. Ausrüstung der Expeditionen. Zweck. Schwierigkeiten, Träger zu erhalten. Der Führer der Handelsexpedition Herr Nehber. Vertheilung der Träger und des Dienstes. Frieden mit den Banyang. Zweck afrikanischer Kriegführung. Ankunft auf Bali. Beginn der Arbeiten. Herr Nehber und Herr Lieutenant von Spangenberg nach Bandeng. Ermordung meiner zwei Boten in Bafut. Afrikanische Ränke. Bericht nach Kamerun. Vergeblichkeit eines Versuches friedlicher Beilegung. Der Krieg. Das Gefecht bei Bandeng. Unglücklicher Ausgang. Vier Europäer, 170 Schwarze fallen. Schlimme Zeiten. Die Haltung des Gouvernements. Die Gründung der Tintostation. Bericht nach Berlin. Ersatz für die Gefallenen. Bewaffnung der Bali. Zurück nach Bali. Vertrag mit Garega. Lieutenant Hutters Thätigkeit. Die Friedensunterhandlungen. Bandeng hartnäckig. Fehlen jeder Rückendeckung. Zurück ins Waldland. Bau von zwei Stationen. Spannung zwischen Gouvernement und Expedition. Rückkehr nach Europa. Lege die Führung der Expedition nieder. Vergeblicher Versuch, als Privatmann kolonialwirthschaftlich in Kamerun thätig zu sein. Der dies verhindernde Erlaß.

In der Denkschrift, die ich über die Erfolge und Erfahrungen der Expedition von Kamerun zum Benue dem Herrn Reichskanzler einreichte, vertrat ich behufs Nutzbarmachung der bisher erzielten Errungenschaften folgende Gesichtspunkte:

Die Baliländer können wirthschaftlich für die junge Kolonie in zweifacher Hinsicht verwerthet werden: 1. als Handels- und Absatzgebiete, 2. als Aushebungsländer für Soldaten und Arbeiter.

Große Mengen Elfenbein liegen in jenen Gegenden noch aufgespeichert, dessen Preis bei weitem niedriger steht, als an der Küste, und das durch die Vermittelung der Haussa bisher nicht etwa nach Kamerun, sondern beinahe ausschließlich in die Gebiete des Kalabar, Benue und Niger gebracht wird. Selbstredend sind diese Gebiete auch wieder die Bezugsquellen der Eingeborenen für die meisten Waaren des europäischen Marktes. Der Weg nach Kamerun ist nicht viel weiter, als der nach Kalabar und als der zum Benue und Niger; es handelt sich also bloß darum, ihn frei und sicher zu machen.

Auffallend ist der Unterschied zwischen der Ausfuhr von Palmöl und Palmkernen aus Kamerun und der aus benachbarten, ein englisches „Protektorat" bildenden Oelflüssen (Kalabar, Bonny, Braß, Opobo, Benin). Es wurden ausgeführt aus Kamerun:

	Palmöl	Palmkerne
1891	für 1 181 901 Mk.	für 1 155 395 Mk.
1892	„ 1 197 456 „	„ 1 162 238 „
zusammen	für 2 379 357 Mk.	für 2 317 633 Mk.
in 2 Jahren gegen		
	9 257 200 Mk.	5 495 140 Mk.

in dem einzigen Jahre 1891/1892 aus den englischen Oelflüssen!

Ein großer, vielleicht der größte Theil dieser Erzeugnisse kommt aus dem eben erforschten nördlichen Hinterlande unseres Schutzgebietes!

Aber nicht nur unserem Handel eröffnet sich dort ein weites und vielversprechendes Feld, sondern es ist auch gegründete Hoffnung vorhanden, die Unterthanen Garegas mit der Zeit als Arbeiter auf den Plantagen an der Küste, sowie als Soldaten im Dienste des Gouvernements verwenden zu können.

Daß wir in unserm Schutzgebiete auf die Dauer eine bewaffnete Macht, und wäre es auch nur zu Polizeizwecken, nicht entbehren können, daß diese wenigstens in Ländern wie Kamerun aus Schwarzen bestehen muß, und daß ein geeigneter Menschen-

schlag an Ort und Stelle nicht vorhanden ist, darüber konnte niemand im Zweifel sein.

Die Engländer verwenden zu diesem Zweck die sogenannten Haussa, die Franzosen ihre in Algier herangezogenen Tirailleurs indigènes oder die Laptots vom Senegal. Alle Versuche, für Kamerun eine Haussatruppe anzuwerben, scheiterten an der Weigerung der Engländer, da nur über englische Häfen solche zu erhalten waren. Die Sudanesen waren damals noch nicht entdeckt. Heutzutage ist, wie in Ostafrika, so auch in Kamerun, mit ihnen ein Versuch gemacht worden. Allein es ist immerhin fraglich, ob diese geborenen Landsknechte trotz ihrer anerkannt kriegerischen Eigenschaften oder gerade wegen dieser ihrer Eigenschaften sich für die dortigen Zwecke eignen, sowie ob sie das feuchte Klima Westafrikas auf die Dauer ertragen und bleiben werden. Endlich sind wir auch bezüglich ihrer Anwerbung lediglich von der Gnade der Engländer abhängig; so oft wir einige hundert Mann nöthig haben, bedarf es längerer Unterhandlungen mit dem Khedive, oder richtiger mit der englischen Regierung, um die Erlaubniß dazu zu erhalten. Mehrfach ist diese auch schon abgelehnt worden, und sobald die Engländer dort selbst wieder einmal viele Soldaten nöthig haben, ist diese Quelle unbedingt als versiegt zu betrachten. Ueberdies ist die Erlaubniß auch keine unbeschränkte, sondern erstreckt sich im günstigsten Falle auf die Anwerbung von ein paar hundert Mann, von denen sich schließlich nicht alle als tauglich erweisen. Die Kostspieligkeit dieser Truppe, vollends wenn es sich darum handelt, sie nach Kamerun zu befördern, will ich nur nebenbei erwähnen.

Nicht minder abhängig vom Auslande sind wir im Plantagenbau. Der bei weitem größte Theil von Arbeitern wird aus Monrovia und Accra, kurz aus den nördlichen Küstenplätzen bezogen. Wenn sie erst sämmtlich einmal von europäischen Mächten besetzt sind, kann jeden Tag ein Ausfuhrverbot erfolgen. Auch schon heutzutage ist diese Anwerbung mit Umständen aller Art und großen Kosten verbunden. Denn die guten Arbeiter

sind selten, anspruchsvoll und bleiben höchstens zwei Jahre. Unter diesen Umständen scheint es denn doch der Mühe werth, sich im eigenen Lande nach einem passenden Ersatze umzusehen. So ohne Weiteres läßt sich ja dieser nicht beschaffen; auch die Bewohner des Graslandes, darunter die Bali, sind ja ein wildes Naturvolk und mehr auf Raub und Plünderung, als auf friedliche Beschäftigung bedacht. Aber auf der andern Seite haben sie doch auch wieder viele gute Eigenschaften, sind aufgeweckt, bildsam, muthig und vor allem unter einem Oberhaupte vereinigt, das nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit herrscht.

Denn eine der größten Schwierigkeiten für die Regierung in Kamerun ist der Mangel irgend einer allgemein anerkannten, auf Ueberlieferung beruhenden Autorität, auf die man sich stützen könnte oder die werth wäre, ihrerseits gestützt zu werden. Die Zersplitterung der Eingeborenen in unzählige kleine Stämme und ebenso viele kleine Häuptlinge hat niemals eine solche aufkommen lassen; die politische Verfassung beruht vielmehr auf einem patriarchalischen System, wofür „Anarchie" beinahe die richtigere Bezeichnung wäre.

Unter solchen Umständen ist es doch als ein glücklicher Zufall zu begrüßen, an der Spitze eines dortigen Volksstammes einen Mann wie Garega zu finden.

Garega hegt keinen geringeren Plan, als sich zum Herrscher aller Graslandstämme aufzuschwingen. Schwer freilich mag ihm die Erreichung dieses seines Lieblingswunsches scheinen, so lange er auf die Gewehre und Speere seiner 5000 Bali allein angewiesen ist. Aber doch immerhin hat er es schon verstanden, durch glückliche Kriege seinen Namen weit über die Grenzen Balis hinaus zu einem gefürchteten zu machen.

Wie schon im Capitel VIII erwähnt, sind die Bali, durch die Sklavenjagden der Haussa-Fulani aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, als Eroberer ins Land gekommen. Diese Rolle spielen sie auch weiter, nachdem sie sich bereits in den neuen Wohnsitzen festgesetzt und eingerichtet haben.

Da plötzlich erscheint vor dem ehrgeizigen, nach Kriegsruhm und Vergrößerung seines Landes dürstenden Häuptling ein weißer Mann, der erste jener Rasse, von deren Stärke und Reichthum er und die Seinigen längst schon Wunderdinge gehört haben. Er tödtet den Fremdling nicht, um sich in den Besitz seiner Schätze zu setzen, vielmehr sucht er sein Vertrauen und seine Freundschaft zu gewinnen, um ihn und seine, freilich weit überschätzte, Macht in den Dienst der eigenen Interessen zu stellen. Nicht sowohl auf die äußere Macht und deren Ausnutzung hat er es abgesehen, als vielmehr auf die geistige Ueberlegenheit und Einsicht des Europäers, die ihm gewaltigen Respekt einflößt. „Krieg und Gewalt," pflegte er zu sagen, „macht die Leute fürchten und verödet das Land, das ohne Menschen wie ein ausgebranntes Feuer ist." Darum will er vor allem, daß die Nachbarstämme vor ihm, Garega, als Schiedsrichter ihre Streitigkeiten zur Entscheidung bringen. Hierin sieht er den sichersten Weg zur Einigung sämmtlicher Graslandstämme unter der Führerschaft von Bali. Dazu aber soll ihm der Weiße behülflich sein, durch dessen Macht er etwaige Zweifel an die Unfehlbarkeit seiner Entscheidungen endgültig zu beseitigen hofft.

Diese und ähnliche Gedanken sprach der Alte zwar selten so offen aus, wie ich sie hier darlege, aber gelegentliche Bemerkungen ließen mich deutlich seine Pläne erkennen. Um daher den Mann, seine Macht und seine Bestrebungen unseren kolonialen Interessen dienstbar zu machen, schlug ich in meinem Programm die Einsetzung eines Kommissariats auf Bali vor, dem in erster Linie die Leitung Garegas und die allmähliche Einrichtung einer Verwaltung der Grasländer anvertraut werden sollte. Die fragliche Stelle lautete in der Denkschrift, wie folgt:

„Wie die Verhältnisse in den Küstengebieten liegen, wird kein Kaufmann es unternehmen, ohne starken Schutz oder sichere Straße nach dem Innern zu gehen, noch werden es die Binnenstämme wagen, aus Furcht vor unbekannten Gegnern, so ohne

weiteres zur Küste zu kommen. Für beide Fälle ist es daher wünschenswerth, eine Straße, im vorliegenden Falle Mundame-Bali, zu eröffnen; die Wasserstrecke Mundame-Kamerun setze ich als offen voraus. Es ist nothwendig, in Bali eine Art Kommissariat einzurichten, welchem folgende Aufgaben obzuliegen haben:

1. Schutz der Europäer, die sich als Kaufleute, Missionare oder in sonst irgend einer Eigenschaft im Lande niederlassen;
2. Sicherung der Karawanenstraße;
3. Rechtspflege unter den Eingeborenen und damit
4. Einigung der bis jetzt noch zersplitterten Stämme unter Garega zu einer Macht.

„Garega, ein wilder Buschneger reinsten Wassers, ehrlich, wo es ihm Vortheil verspricht, — und diesen findet er im Verkehr mit den Weißen — Straßenräuber, sofern es mit Ehrlichkeit nicht geht, ist von der Idee, und zwar aus eigenem Antriebe, erfaßt, daß alle „eins", mĕ́ mĕ́ i-īn! werden müßten. Diese Einigkeit, glaubt er, kann durch den Weißen, den er bereits als Oberhäuptling begrüßt und vor ihm als solchen getanzt hat, erreicht werden, und er selbst hört sich, da persönlich sehr eitel, gerne als großen Zukunftskönig angeredet. Der Weiße solle alle Streitigkeiten entscheiden, und das Leutefangen — Sklavenjagen — aufhören."

Man konnte ja immerhin Zweifel darüber hegen, ob Garega auch beständig unser getreuer Bundesgenosse bleiben würde. Indessen hatte er sich bei meiner ersten Anwesenheit auf Bali bis ins Kleinste als treu und zuverlässig gezeigt. Durch kluge Begünstigung und Förderung seiner Pläne, die ja, zunächst wenigstens, mit den unseren vollständig übereinstimmten, konnte es nicht allzu schwer werden, ihn dauernd an uns zu fesseln.

Dieses Band gemeinsamer Interessen mußte noch eine ganz besondere Stärkung erhalten durch Anlage einer Handelsniederlassung in Bali, der Lieblingswunsch jedes eingeborenen Häupt-

lings. Im Einverständniß mit dem Auswärtigen Amt ließ ich es mir daher bald angelegen sein, deutsche Kaufleute für die Ausführung dieses Unternehmens zu gewinnen.

Die Hamburger Firma Jantzen, Thormählen & Dollmann war es, die sich zur Ausrüstung und Entsendung einer Handelsexpedition in jene Gegenden, sowie zur Anlage einer Handelsfaktorei in Bali entschloß.

Die Ausführung dieses Planes wurde der Firma durch eine Verordnung erleichtert, die Anfangs des Jahres 1890 in Kamerun erlassen worden war, die sogenannte Monopol-Verordnung. Sie lautete:

„Verordnung, betreffend die Verleihung ausschließlicher Berechtigung.

Auf Grund des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der Deutschen Schutzgebiete, verordnet der Kaiserliche Gouverneur, wie folgt:

§ 1.

Demjenigen, welcher in dem Schutzgebiete von Kamerun Veranstaltungen trifft, um Gegenstände zu gewinnen, herzustellen oder zu verarbeiten, die bisher aus dem Schutzgebiete nicht ausgeführt wurden, kann, sofern dies zur Hebung des Handels oder der Kultur nützlich erscheint, ein ausschließliches Recht auf die Gewinnung und Verwerthung über die Ausfuhr jener Gegenstände ertheilt werden.

§ 2.

Demjenigen, der in Gegenden des Schutzgebietes, woselbst bisher Weiße nicht angesiedelt waren, eine Niederlassung anlegt und dadurch dem hiesigen Handel neue Gebietstheile erschließt, kann innerhalb dieser Gebietstheile ein ausschließliches Recht zum Handelsbetriebe in dem Sinne ertheilt werden, daß Handelsniederlassungen dritter daselbst ausgeschlossen sind.

Die Grenzen des Gebietes, für welche diese Berechtigung Geltung hat, wird vom Kaiserlichen Gouverneur festgesetzt.

§ 3.

Die in §§ 1 und 3 bezeichneten Rechte werden auf eine Zeitdauer von längstens 10 Jahre verliehen. Die Verleihung kann an Bedingungen geknüpft werden. Die verliehenen Rechte können ohne Entschädigung aufgehoben werden, wenn sie im Interesse der Schutzgebiete erforderlich ist.

Anträge auf Ertheilung der gedachten Rechte sind unter Darlegung der in Betracht kommenden Verhältnisse schriftlich bei dem Kaiserlichen Gouvernement in Kamerun einzureichen.

§ 4.

Es wird vorbehalten, für die Ertheilung der in §§ 1 und 2 bezeichneten Rechte eine besondere Patentgebühr zu entrichten. Dieselbe soll 5 Prozent des Werthes der Gegenstände nicht überschreiten, welche in dem priviligirten Industrie- oder Handelsbetriebe aus dem Schutzgebiete ausgeführt werden.

§ 5.

Dritten, welche den ausschließlich verliehenen Berechtigungen zuwiderhandeln, werden vorbehaltlich des zu leistenden Schadenersatzes mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark bestraft.

Kamerun, den 14. Dezember 1889.

Der Kaiserliche Gouverneur.
gez. Freiherr v. Soden."

Diese Verordnung bezweckte, die Aufmerksamkeit der Kaufleute auf die noch nicht erschlossenen Wirthschaftsgebiete zu lenken. Durch das Monopol sollte ein Schutz gegen den Wettbewerb fremder Firmen und zugleich eine Entschädigung für die mit einer derartigen Erschließung unbekannter Gegenden unvermeidlich verbundenen Kosten und Gefahren geboten werden. Auf diese Weise erhielt nun die genannte Firma ein größeres Handelsgebiet zur ausschließlichen Ausbeutung im Norden Kameruns auf zehn Jahre zugesichert.

Auch das Auswärtige Amt hatte sich entschlossen, auf meinen Bericht hin eine neue Expedition nach Bali zu schicken und mich

für jene nördlichen Gebiete mit den Befugnissen eines Kommissars ausgestattet. Dieser Regierungsexpedition sollte sich die Handelsexpedition Jantzen, Thormählen & Dollmann anschließen.

Ueber das Verhältniß der Handelsexpedition zur Regierungsexpedition und den von dieser für die Baliländer ernannten Beamten, giebt der nachfolgende Erlaß des Auswärtigen Amtes an die Firma Jantzen & Thormählen Aufschluß:

Berlin, den 11. August 1890.

Auf das gefällige Schreiben vom 26. v. M. erwidere ich Ew. Wohlgeboren ergebenst, daß gegen den geplanten Anschluß einer seitens Ihrer Firma auszurüstenden Handelsexpedition an die Forschungsreise des Dr. Zintgraff in das Kamerun-Hinterland, diesseits keine Bedenken obwalten. Ich begrüße den auch bei dieser Gelegenheit bethätigten Unternehmungsgeist Ihrer Firma mit Freude und wünsche der Expedition jeden Erfolg. Daß eine Kollision mit den Interessen Dritter, welche auf Grund der Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs von Kamerun vom 14. Dezember v. J. ausschließliche Berechtigungen zum Handelsbetriebe in bestimmten Gegenden erworben haben, vermieden wird, setze ich als selbstverständlich voraus. Auch erachte ich es als unumgänglich, daß, wie die Expedition, so auch die sich ihr anschließende Handelskarawane der Oberleitung des Dr. Zintgraff untersteht und, daß im Falle ein bewaffnetes Einschreiten erforderlich ist, die Verfügung über die gesammte Mannschaft der Karawane von dem Genannten übernommen wird. Nur unter einer einheitlichen und umsichtigen Leitung, wie sie von dem mit den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen vertrauten Herrn Zintgraff zu erwarten ist, lassen sich Fehlgriffe vermeiden, die unerwünschte Folgen nach sich ziehen und das Gelingen der ganzen Expedition gefährden könnten. Ich bitte, Ihre Herren Vertreter in Kamerun, in deren innere kaufmännische

Aufgaben ein Eingriff selbstverständlich nicht beabsichtigt wird, in diesem Sinne mit eindringlichen Instruktionen versehen zu wollen.

Auswärtiges Amt, Kolonialabtheilung.
In Vertretung: Rettich.

Um diese Zeit vollzog sich nicht nur in der Leitung unserer äußeren Politik, sondern auch in der unserer Kamerunkolonie eine Aenderung, welche auf deren weitere Entwickelung nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Herr von Soden legte infolge geschwächter Gesundheit sein Amt nieder, das er fünf Jahre in einer Weise geführt hatte, über die bei Freund und Feind nur eine Stimme war und unter Umständen und Verhältnissen, von deren Schwierigkeiten und Gefahren sich Fernstehende wohl kaum eine richtige Vorstellung machen können. Es ist bedauerlich, daß Herr von Soden, der neuerdings als „Bureaukrat“ und „Schreiber“ erkannt worden ist — risum teneatis amici! —, nicht endlich selbst einmal zur Feder greift, um die Gründungsgeschichte unserer Kolonie zu schreiben, namentlich da er, wie ich bereits in meinem Vorworte andeutete, es nicht gerne sieht, wenn andere sich mit seiner Person beschäftigen.

Es ist selbstverständlich, daß auch meine Pläne gemeinsam mit dem damaligen Gouverneur entworfen und theilweise auf seine Anregung zurückzuführen waren. Für seinen Nachfolger war es schon schwierig genug, sich an der Küste zurechtzufinden und darum erschien es auch zweifelhaft, ob er meinen weitergehenden Absichten dasselbe Verständniß und dasselbe Wohlwollen entgegenbringen würde.

Gleichzeitig wurde ich auch noch von einem anderen schmerzlichen Verluste betroffen. Während meines Aufenthaltes in Deutschland wußte ich die Expedition in den guten Händen meines schon oft erwähnten Begleiters, des nunmehrigen Hauptmanns Zenner. Wie schon erwähnt, war er zur Zeit meiner

Adamauareise im August schon einmal gesundheitshalber nach Hause gereist und erst kürzlich wieder in Kamerun eingetroffen, um mich dort bis zu meiner Rückkehr aus Deutschland zu vertreten. Doch nicht lange mehr hielt seine Gesundheit dem Klima Stand. Aufs neue vom schweren Fieber befallen, mußte er abermals Kamerun verlassen und starb, ohne die Heimath wiederzusehen, am 23. April 1890 auf der Rhede von Lagos.

Mit einer Bedürfnißlosigkeit, die selbst dort, wo Ueberfluß vorhanden war, sich stets gleich blieb, verband der Verstorbene ein seltenes Anpassungsvermögen, das ihn, wie Wenige, für seine Aufgaben geeignet machte. Zugleich verfügte er über ein hohes Maß von Geduld, Ruhe und Ausdauer, Eigenschaften, die in Afrika, soweit es sich um den Verkehr mit Negern handelt, die erste Vorbedingung jeden Erfolges sind. So wie die Verhältnisse lagen, war seine Thätigkeit hauptsächlich auf die Station beschränkt, wenngleich er auch einige Expeditionen mit Erfolg und Glück geleitet hatte, die von ihm selbst in den amtlichen Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten in anschaulicher Weise beschrieben sind. Auch die von ihm mit großer Sorgfalt betriebenen meteorologischen Beobachtungen sind in den „Deutschen überseeischen meteorologischen Beobachtungen Heft III" veröffentlicht worden. Seine ornithologischen und entomologischen Sammlungen sind die ersten aus dem Hinterlande von Kamerun und haben manches Neue zu Tage gefördert, wie denn thatsächlich 16 neue Arten nach Zeuner benannt worden sind. Sein gemessenes und gerechtes Auftreten hat sehr viel dazu beigetragen, die Stämme des Hinterlandes für uns zu gewinnen und freundschaftliche Beziehungen mit ihnen herzustellen. Wenn so die Erforschung Afrikas an Zeuner einen äußerst brauchbaren Pionier verloren hat, so betrauerte ich persönlich in ihm einen treuen und aufopferungsvollen Freund und Gefährten, mit dem ich in der idyllischen Einsamkeit am Elefantensee manche schöne und unvergeßliche Stunde verlebt hatte.

Somit mußte ich daran denken, mir einen Ersatz für Hauptmann Zeuner zu beschaffen. Herr Dr. Preuß, der nach dem Tode Zeuners vorübergehend dessen Stelle übernommen hatte, war in erster Linie Gelehrter und Naturforscher und verfolgte dementsprechend andere Ziele. Die Wahl fiel auf die Person des Lieutenants von Spangenberg vom 73. Infanterie-Regiment, der sich unter anderem durch Uebungen in astronomischen Ortsbestimmungen zu seiner Thätigkeit vorbereitet hatte. Leider waren auch jetzt wieder die der Expedition zu Gebote stehenden Mittel so knapp bemessen, daß Herr von Spangenberg das Opfer bringen mußte, zunächst auf eigene Kosten nach Afrika zu gehen, mit der Anwartschaft auf eine spätere feste Anstellung im Kolonialdienst. Ein weiteres Mitglied fand sich in der Person des Landwirthes Huwe, der als Expeditionsmeister angenommen wurde.

Die Firma Jantzen & Thormählen stellte ihrerseits für die Handelsexpedition ein ausgesucht gutes Personal zur Verfügung und auch die auf Grund langjähriger Erfahrungen angeschaffte Ausrüstung beider Expeditionen ließ nichts zu wünschen übrig.

So ging es denn am 1. September 1890, nach kaum halbjährigem Aufenthalte in Deutschland wieder nach Kamerun. Der amtliche Auftrag meiner Expedition umfaßte nachstehende Punkte:

„1. Herr Dr. Zintgraff hat mit den Häuptlingen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

2. Ruhe und Ordnung im Hinterlande aufrecht zu erhalten.

3. Für offene Straßen zu sorgen, welche einen ungestörten und sicheren Karawanenverkehr nach der Küste und umgekehrt ermöglichen.

4. Den Handel des Hinterlandes auf diese Straßen und nach der Küste von Kamerun zu leiten.

In der Ausführung dieser Aufgabe ist Herr Dr. Zintgraff zunächst selbständig.“

Es lag in der Natur der Sache, daß die beiden Expeditionen, Forschungs- und Handelsexpedition, eine außergewöhnliche Stärke erhalten mußten, um die nöthigen Tauschwaaren und die sonstigen Expeditionsgüter nach Bali zu schaffen. So suchte ich denn in Monrovia etwa 400 Leute zusammen zu bringen. Allein fremder Mißgunst, namentlich den Umtrieben eines in Monrovia ansässigen deutschen Kaufmanns, dem ich aus gewissen Gründen meine Aufträge entzogen hatte, war es gelungen, unter den Weileuten gegen mein neues Unternehmen große Abneigung wachzurufen. So fand ich bei meiner Ankunft in Monrovia anstatt einer marschbereiten Trägertruppe, zu deren Anwerbung ich meine beiden mit in Deutschland gewesenen Diener vorausgeschickt hatte, kaum ein halbes Hundert Schwarze vor.

Zum Glück wußte ich meine alten Aufseher wieder ausfindig zu machen und namentlich Bai Tabe, der altbewährte, war es, der für mich die Werbetrommel im Weilande zu rühren versprach. Ihm gelang es denn auch allmählich, 300 Mann aufzubringen, mit den 70 noch in Kamerun befindlichen eine ausreichende Zahl, um die Expedition anzutreten.

An Weißen stießen in Kamerun zu mir zunächst der Führer der Handelsexpedition, Herr Nehber, Vertreter der Firma Jantzen & Thormählen. Herr Nehber hatte bis dahin die Handels- und Plantagengeschäfte seiner Firma in Bibundi bei Kamerun geführt und kannte Land und Leute nach vierjährigem, ununterbrochenen Aufenthalte an der Küste ganz vorzüglich. Ich hatte ihn mir von seiner Firma ausdrücklich als Führer der Handelsexpedition ausgebeten. Er war nicht nur Kaufmann und ein hervorragend tüchtiger Mensch — er besaß das Reifezeugniß zur Universität — sondern auch sonst, was Erziehung, Umgangsformen und Gesinnung betrifft, durch und durch ein Gentleman. Nur mit solchen Leuten kann man hoffen in Afrika moralische Eroberungen zu machen, und nichts ist verkehrter und unheilvoller, als die Ansicht, daß der europäische Ausschuß für da drüben gerade noch gut genug sei. Der Neger hat für alle Schwächen

und Fehler der Europäer ein ungeheuer scharfes Auge und versteht sie auch dementsprechend auszunutzen.

Ferner nahm ich noch den im vorigen Capitel bereits erwähnten früheren Diener des Freiherrn von Soden, Carstensen, einen Holsteiner, der seiner Zeit bei den Garde-Füsilieren in Berlin gedient und als Diener des Herrn Oberstlieutenant von Brandis diesen auf einer Reise nach Persien begleitet hatte, in die Dienste der Forschungsexpedition, gleichfalls ein wohlerzogener Mann von großem Pflichtgefühl und aufrichtiger Hingebung an die Sache. Herr Rehber verfügte noch über zwei gute Unterbeamte, die Karawanenmeister Caulwell und Tiedt, von denen dieser mehrere Jahre im nördlichen Afrika sich aufgehalten hatte, während jener ein sturm- und wetterfester Seemann war.

Insgesammt zählte die Expedition, nach Abgabe des Dr. Preuß an das Kaiserliche Gouvernement, sieben Europäer, wovon vier zur Forschungsexpedition — v. Spangenberg, Carstensen, Huwe und ich, — drei zur Handelsexpedition gehörten — Rehber, Tiedt und Caulwell; — nur zweien, Carstensen und mir, war die Heimkehr vergönnt, die anderen alle deckt die afrikanische Erde.

Die Träger wurden so vertheilt, daß auf die Handelsexpedition, die eine große Menge Tauschwaaren im Werthe von über 8000 M. nach Bali zu bringen hatte, 200 Mann, auf die Forschungsexpedition, der Rest, etwa 175 Mann, entfielen. Aus sämmtlichen Trägern wurden Abtheilungen von durchschnittlich 30 Mann, jede unter einem schwarzen Aufseher, gebildet. Die Aufseher standen unter dem Befehl der Expeditionsmeister, diese wieder unter dem der Herren von Spangenberg und Rehber, während ich mir selbst die Oberleitung des Ganzen vorbehalten hatte.

In dem ihm zugetheilten Wirkungskreise ließ ich jedem Europäer die größte Freiheit, um einerseits das Ansehen des Weißen in den Augen der ihm unmittelbar unterstellten Schwarzen nicht zu gefährden, andererseits um die Empfindlichkeit des Einzelnen, die unter dem Einfluß der tropischen Sonne erfahrungs-

gemäß oft einen bedenklichen Höhegrad zu erreichen pflegt, nach Möglichkeit zu schonen. Nur in Bezug auf die Verhängung und Vollstreckung von Strafen, besonders aber der Körperstrafen machte ich eine Ausnahme, indem ich sie stets von meiner Genehmigung abhängig machte. Ohne Prügel ist besonders auf Reisen und in Feindesland mitunter schwer auszukommen; auch ist die Strafe eine so landläufige, und ein Ersatz durch andere Strafen in den meisten Fällen so wenig angängig, daß der Schwarze für ihre Nichtanwendung keinerlei Verständniß hätte. Aber freilich kann jede in dieser Beziehung begangene Uebertreibung und Ungerechtigkeit sich schwer rächen und meist zwar leider nicht immer an denen, die sie verschuldet haben. Ich halte es allerdings für möglich, mit gewissen Negerstämmen, deren Angehörige noch nicht von europäischer Kultur beleckt sind, und die noch niemals als Versuchskaninchen für die Erziehungsmethoden einer gewissen Klasse von Europäern gedient haben, überhaupt ganz ohne Prügel auszukommen, und ich habe dies auch später an den Bali bewiesen.

Im Uebrigen hatte ich meinerseits die Genugthuung, daß während unserer Expedition die Kameradschaftlichkeit unter den Weißen stets ungetrübt geblieben und auch unser Verhältniß zu den Schwarzen ein patriarchalisches zu nennen war.

Die beiden Expeditionen vereinigten sich auf der Barombistation. Dort wurden zunächst die nöthigen Arbeiten vorgenommen, die diesen Platz auch für die Zukunft zu einem Stützpunkt für hin- und hergehende Karawanen machen sollten.

Vor allen Dingen wurden Pflanzungen angelegt, sowie ein Stück Wald von etwa 7 Hektar gerodet, um dort noch vor dem Aufbruch nach Bali den aus Monrovia mitgebrachten Reis auszusäen, der in Verbindung mit den übrigen landwirthschaftlichen Erträgnissen der Station an Pisang, Koko, Maniok und dergl. den kostspieligen Unterhalt der Leute innerhalb der Küstengebiete verringern sollte.

Vor dem eigentlichen Aufbruch der Expedition schickte ich Lieutenant von Spangenberg an die Banyanggrenze, sowohl um

den Banyangleuten friedliche Eröffnungen zu machen, als auch um bei unserem Freunde, dem Häuptling N'Guti, für den Fall eines feindlichen Empfanges im Banyanglande 1250 Reisrationen niederzulegen.

Man wird sich erinnern, daß unser letzter Gruß an die Banyang beim Rückmarsch von Adamaua ein wohlgezieltes, zehn Opfer forderndes „Salve" gewesen war. Lieutenant von Spangenberg, der den Auftrag erhalten hatte, sehr entschieden den Banyang gegenüber aufzutreten, kehrte mit der Meldung zurück, daß Difang diesmal ernstlich den Frieden wolle und brachte zugleich auch einiges Elfenbein als Tributzahlung mit. Zugleich konnte er berichten, daß allenthalben die Eingeborenen für den zu erwartenden „big Massa", so nannten mich die Leute des Waldlandes, meilenweit mit dem Reinigen der Wege in der Breite von drei Metern beschäftigt seien, ein weiteres Zeichen dafür, daß man im Lande den nöthigen Respekt noch nicht verloren hatte.

Der Aufbruch der großen Expedition fand Ende November statt und zwar abtheilungsweise, um den von unserem Kommen benachrichtigten Eingeborenen zur Beschaffung von Lebensmitteln Zeit zu geben. Bei dieser Gelegenheit konnte man sich von der Leistungsfähigkeit dieser Gegenden überzeugen. Denn die an sich doch kleinen Ortschaften hatten keine Schwierigkeiten, uns vollauf zu verpflegen, und an Mais, Pisang, Koko, Ziegen, Schweinen, Hühnern, Ochsen, geräuchertem Fleisch, Oel u. s. w. war nirgends Mangel.

Ich führte, um das Ganze besser überwachen zu können, die letzte Abtheilung, wozu auch die von mir seiner Zeit zur Küste gebrachten Balileute gehörten, die sich als eine Art persönlicher Leibwache fühlten.

Ohne Unfall erreichten wir N'Gutis Dorfschaften, und hier an der Grenze des Banyanglandes zog ich für alle Fälle die Expedition zusammen. Einige unserer Träger mußten wegen Vergewaltigung von Eingeborenen, das alte Uebel starker und bewaffneter Expeditionen, aufs Strengste bestraft werden. Die

Schuldigen waren übrigens noch keine expeditionserfahrenen Leute, und der nunmehrige Oberaufseher Bai Tabe verfehlte daher nicht, an sie nach gründlich vollzogener Strafe eine längere, wohlgesetzte Ansprache über Disziplin im allgemeinen und deren Nothwendigkeit in fremden Landen im besondern zu richten.

Am 4. Dezember rückte die Expedition ins Banyangland ein. Difang hatte angeblich krankheitshalber nicht zu N'Guti kommen können, wozu er eigentlich meinem Befehle gemäß verpflichtet gewesen wäre; doch schrieb ich dies wohl mit Recht mehr der Furcht und dem schlechten Gewissen, als böser Absicht zu.

Das frühere dorf- und gehöftreiche Land Difangs, wo wir zwei Jahre zuvor uns herumgeschlagen hatten, war nicht wieder besiedelt. Die Gegend glich einer Wildniß, worin überall das Unkraut üppig emporwucherte und nur noch ab und zu ein verkohlter einsamer Balken an die früheren Wohnungen erinnerte.

Difang selbst traf ich auf dem Platz, wo einst sein Gehöft gestanden hatte. Eiligst waren hier drei Lehmhäuser aufgeführt, um zu zeigen, daß er sich wieder anbauen wolle. Doch war dies mehr als ein potemkinscher Versuch anzusehen, da er seinen festen Wohnsitz, den er uns aber nicht verrathen wollte, eine Stunde westwärts aufgeschlagen hatte. Er saß auf einem Stuhle, seine Kniee, zum Zeichen, daß er „krank" sei, mit weißer Erde beschmiert; etwa fünfzig, meinem Befehl gemäß unbewaffnete Banyang standen hinter ihm. Ich trat auf ihn zu, reichte dem sichtlich vor Schreck Zusammenfahrenden die Hand und ließ ihm etwa Folgendes sagen: „Er, Difang, hätte wegen seiner beständigen Verräthereien eigentlich den Tod verdient. Daß er dem Weißen nichts anhaben könne, werde er jetzt wohl eingesehen haben. Vor zwei Jahren hätte ich ganz allein seine Macht zurückgeschlagen. Heute stände ich mit vielen Weißen und unendlich vielen gut bewaffneten Schwarzen vor ihm, zugleich aber auch seien die Bali mit mir, deren Macht er ja auch kenne. Wenn er nun in Zukunft nicht ehrlich sei und noch ein einziges Zeichen

von zweideutiger Gesinnung gebe, würde ich mit meinen Leuten von der einen, und mit den Bali von der anderen Seite her kommen und die Banyang zermahlen, so wie ein Weib den Mais mahle; — man muß nämlich diesem Herrn gegenüber den Mund etwas voll nehmen. — Er wisse, der weiße Mann halte stets Wort. Das Land gehöre jetzt mir, aber er und sein Volk könnten wohnen bleiben, um nach wie vor Ackerbau und Handel zu treiben. Auch würden weiße Männer in sein Land kommen und Geschäfte mit ihm machen, woraus er sehen könne, daß wir Freunde der Banyang sein wollten."

Dieses wurde dem Difang langsam, nicht ohne daß die Bali auch ihrerseits ihren Senf dazu gaben, mitgetheilt. Alsdann erhielt er den Befehl, mich zu dem Dorfe Fo Tabes zu führen, wo wir die Nacht zu bleiben gedachten.

Dieser hatte mittlerweile ein großes neues Dorf angelegt, und wir trafen außer ihm auch Miyimbi, so daß die Häuptlinge der Banyang, mit Ausnahme von Sabi, alle zusammen waren.

Nachdem wir uns in den Hütten der Einwohner wohnlich eingerichtet hatten, mischte ich zur Bestätigung des Friedens mit den anwesenden Häuptern des Banyanglandes Blut, und von dieser Zeit ab ist ihr Benehmen auch stets ein tadelloses geblieben, wiewohl es ihnen, wie wir im Laufe der Darstellung sehen werden, an Gelegenheit nicht fehlte, ohne eigene Gefahr Rache an uns zu üben. Daß Difang jetzt Essen in Hülle und Fülle heranschaffen ließ, war natürlich, ebenso daß ich ihm meinerseits kein Geschenk dafür machte, denn das sollte er durch künftiges Wohlverhalten sich erst noch verdienen.

Unser Aufenthalt in Fo Tabe dehnte sich einen Tag länger aus, als beabsichtigt, weil Tags vorher einige Träger zurückgeblieben waren. Eben sollte am andern Morgen das Zeichen zum Aufbruch gegeben werden, als in der Richtung des zurückgelegten Weges Schüsse fielen. Alles sprang auf und griff zu den Waffen. Ich befand mich gerade in Unterhaltung mit Difang und Miyimbi, die aber ganz ruhig sitzen blieben und erklärten, sicherlich werde

auf Elefanten geschossen. Auch ich blieb ruhig und gab meinen Leuten nur den Befehl, beim geringsten verdächtigen Anzeichen Difang und Miyimbi zu packen, die nun von einigen anscheinend harmlos ihre Pfeifen rauchenden Weijungen scharf beobachtet wurden. Die Schüsse wiederholten sich, und die unter Lieutenant von Spangenberg, Huwe und Tiedt ausgeschickte Patrouille kam bald mit der Meldung zurück, daß unsere Nachzügler einen Elefanten erlegt hätten.

Difang, stolz, wenigstens einmal die Wahrheit gesagt zu haben, reichte mir lächelnd die Hand, und ich mußte sogar die Liebkosungen eines seiner Weiber, die einzige ihres Geschlechts, die wir damals zu Gesicht bekamen, über mich ergehen lassen; Mande, jenes zweifelhafte Heldenweib der Banyang, war es übrigens nicht. Nachdem das „Kriegspalaver" schlecht ausgefallen war, soll sie ein Opfer der Volkswuth geworden sein.

Was ich anfangs unterlassen, nämlich ein Gegengeschenk für die gelieferten Nahrungsmittel, gab ich nun beim Zerlegen des Elefanten aus freiem Antriebe mit vollen Händen in Gestalt von Elefantenfleisch, und dies hatte offenbar die gute Wirkung, das gegenseitige Zutrauen noch zu erhöhen.

Wie bei Fo Tabe, so war es auch in Miyimbi und Sabi. Ueberall wurde unsere Verpflegung von den Eingeborenen getragen. Vater Miyimbi selbst zeigte große Freude, da er ja mittlerweile seine Töchter wieder erhalten hatte. Leider war eins seiner Lieblingskinder, wie schon erwähnt, in dem Unwetter auf den Höhen von Mambui umgekommen, und dem alten Mann auch jetzt noch nicht auszureden, daß dies ein böser Zauber von mir gewesen sei, trotzdem ich geltend machte, daß ja doch auch meine Leute dabei gestorben seien. Der Tod dieses Mädchens war denn auch mit die Ursache gewesen, warum uns die Banyang beim letzten Durchzuge durch ihr Land abermals überfallen hatten. Denn da wir in ihren Augen den Tod verursacht hatten, so mußte nach landesüblicher Vorstellung auch an uns Vergeltung dafür geübt werden.

Jedenfalls ließen wir diesmal die Banyang als Freunde hinter uns, und ich nahm mir fest vor, sobald die Verhältnisse in Bali erst einigermaßen geregelt wären, auch im Banyanglande eine Station zu gründen.

Denn nichts ist eine verkehrtere Politik, als lediglich „Siege“ über die Eingeborenen davon zu tragen und sie für angebliche Verbrechen zu züchtigen, für die sie meist kein Verständniß haben, ohne nicht zugleich ein sichtbares Zeichen der neuen Kultur, als deren Träger wir doch begrüßt sein wollen, zurückzulassen, sei es in Gestalt einer Handels- oder einer Ackerbaustation, oder in sonst irgend welcher bleibenden Gestalt.

Wenn wir, die wir doch in der Regel als ungerufene Gäste im Lande erscheinen, lediglich einen Haufen Leichen, zerstörte Felder und rauchende Dorftrümmer hinter uns lassen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in den Augen der uns gegenüber doch im Stande der Nothwehr befindlichen Eingeborenen eben auch nur als Räuber und Mordbrenner dastehen, die sich von ihresgleichen nur durch die größere Macht und die überlegenen Hülfsmittel unterscheiden. Auch selbst die Sklavenjagden, deren Unterdrückung ja vielfach zum Vorwande fortwährender Kriegführung gemacht wird, lassen sich nur allmählich durch bleibende, civilisatorische Einrichtungen, nicht aber durch vereinzelte Siege und Strafzüge abschaffen.

Am 9. Dezember traf die ganze Expedition im besten Gesundheitszustand in Bali ein.

Die Aufregung im Lande war, dem hochwichtigen Ereignisse entsprechend, eine ungeheure, und zum zweiten Male überzeugte sich Garega, daß der weiße Mann Wort hielt. Das Vertrauen und Ansehen, das ich bisher im Lande genossen, konnte dadurch nur erhöht und gestärkt werden.

Erklärlicherweise befand sich die Station, die von jetzt ab den Namen „Baliburg“ führte, in wenig erbaulichem Zustande, da die paar dort zurückgelassenen Weijungen sich nach Negerart nicht viel um deren Instandhaltung gekümmert hatten.

Es begann nun ein emsiges Arbeiten, um die nöthigen Wohnungen für die Weißen, von denen jeder sein eigenes Häuschen nebst Garten erhalten sollte, die Kasernen für die Schwarzen, die Vorrathsräume und Schuppen zu erbauen, sowie Ställe, Gemüsegärten und Pflanzungen aller Art anzulegen. Dabei leisteten die Bali durch Heranschleppen von Bambus, deren wir jetzt Tausende und Abertausende gebrauchten, thatkräftige und unentgeltliche Hülfe. Daß daneben Garega es an großartigen Festlichkeiten nicht fehlen ließ, brauche ich nach den früheren Schilderungen kaum noch ausdrücklich zu versichern, und meine Begleiter schwelgten in dem günstigen Eindrucke, den das schöne Land mit seiner ausgezeichneten Bevölkerung auf jeden fremden Ankömmling machen muß.

Hatte ich bis dahin bei den Bali den Namen Fōn M'Bang M'Bang, d. h. „rother Fürst“ geführt, so verlieh mir jetzt Garega vor allem Volk die mich nicht wenig stolz machende Bezeichnung: Fōn M'Borr N'Gong = der Fürst, der das Volk stark macht, d. h. „Stärke des Volkes“, mein nunmehr landläufiger Name bei den Graslandstämmen.

Ein für dortige Anschauungen bezeichnender, nicht unschöner Zug war es, daß Garega in der Freude des Wiedersehens auch seines todten Vaters gedachte, der, wie er sich ausdrückte, als ein armer Buschmann gestorben sei, ohne Ahnung von den weißen Männern und all' den Schätzen, die sie ihm mitgebracht hätten. Nun sollte der Vater auch noch seinen Theil an dem Glücke des Sohnes haben, und darum ließ Garega das väterliche Grab öffnen und einen Theil der von uns geschenkten Zeugstoffe darin niederlegen.

Ich richtete meine Hauptaufmerksamkeit zunächst auf die Anbahnung neuer Zustände im Balilande.

Sehr bald nach unserer Ankunft erklärte Garega in feierlicher Versammlung dem Führer der Handelsexpedition, Herrn Nehber, daß die Europäer allenthalben im Lande umherreisen und Handel treiben dürften.

Dieses Zugeständniß war sehr wichtig. Denn die eigentlichen Elfenbeinplätze lagen in der Nachbarschaft Balis, während die Bali selbst davon nur wenig hatten. Zudem kamen fast tagtäglich Gesandtschaften auch von ferner wohnenden Häuptlingen, wie beispielshalber vom Häuptling von Bamungu und von dem Bruder Garegas, Fo N'ssoa, der in der Gegend des Libaflusses wohnt. Alle erschienen mit reichen Geschenken, vornehmlich an Vieh, und Alle gingen reich beschenkt wieder von dannen, um die neue Mär von der Niederlassung der Weißen zu verbreiten. Auch die ersten Elfenbeinzähne wurden angebracht, aber nur als Versuch, um zu sehen, was die Weißen wohl dafür zahlen würden. Wenn nun auch für das Elfenbein erheblich weniger, als an der Küste verlangt wurde — das Pfund kam etwa auf 1 Mark zu stehen, während an der Küste 4—7 Mark und noch mehr, je nach Beschaffenheit der Zähne, gezahlt werden, — so war doch selbst diese Forderung immer noch hundert Procent höher, als der sonst bei den Bali übliche Marktpreis.

So ging Alles nach Wunsch, und die Hoffnungen auf eine gedeihliche Zukunft waren in jeder Weise begründet.

Da mit einem Male brach ein Ereigniß über die junge Unternehmung herein, das einen Augenblick den Bestand der gesammten bis dahin errungenen Vortheile zu vernichten drohte. Nur einzig und allein dem Umstande, daß der Häuptling Garega mit seinen Bali so unentwegt zur deutschen Sache hielt, ist es zu danken, wenn Baliburg trotz der nun folgenden schweren Zeitläufte erhalten werden konnte.

Wie oben erwähnt, hatte Garega uns freien Handelsverkehr im Lande zugesichert. Um die Probe auf diese Versprechungen zu machen, veranlaßte ich Herrn Nehber behufs Anknüpfung von Handelsbeziehungen eine Reise zu den Häuptlingen von Bandeng und Bafut zu unternehmen, da gerade diese viel Elfenbein besaßen. Herr von Spangenberg erhielt den Auftrag, Herrn Nehber zu begleiten.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Neues Haus des Expeditionsleiters auf Baliburg.

Erbaut Dezember 1889.

Mit 60 Weijungen traten die beiden Herren am 26. Dezember ihren Marsch nach Bandeng an. Tags vorher hatte ich zwei meiner Wei, die der Balisprache mächtig waren, sowie zwei Leute von Garega nach Bafut geschickt, um den dortigen Häuptling von der Ankunft und den Absichten der Reisenden in Kenntniß zu setzen. Am 28. Dezember, also zwei Tage nach der Abreise der Handels-Expedition, traf ein Zettel von Herrn Nehber mit der überraschenden Meldung ein, laut Mittheilung des Häuptlings von Bandeng seien die beiden nach Bafut geschickten Boten der Expedition von dem dortigen Häuptling Gualem getödtet, die beiden Bali aber freigelassen worden. Zugleich bat Herr Nehber um Verstärkung, da die Lage in Bandeng ebenfalls unsicher sei und sie vorzögen, nach Bali zurückzukehren. Sofort gingen die Expeditionsmeister Carstensen und Huwe mit 200 Mann nach Bandeng ab, und nach zwei Tagen traf Alles wieder wohlbehalten in Bali ein.

Eine kleine Gesandtschaft von sechs Mann, die ich unter meinem Diener Isaak, ebenfalls um Garega's Wort zu prüfen, zu meinem etwa 60 Kilometer entfernt wohnenden Freunde To Mungu geschickt hatte, war dagegen noch nicht wieder angelangt.

Es war zunächst nicht wohl möglich, die Gründe festzustellen, die den Häuptling von Bafut bestimmt haben konnten, die beiden Weijungen zu tödten. Daß es nur uns galt, bewiesen die beiden verschont gebliebenen Bali, daß Gualem aus eigenem Antriebe und nicht etwa auf Garegas Anstiftung gehandelt, dafür schien die freundliche Haltung des Häuptlings von Bandeng zu sprechen.

Das Benehmen Garegas schloß jeden Verdacht einer Mitschuld aus. Den folgenden Tag hatte ich nämlich eine Unterredung mit ihm, der nur seine beiden Leibsklaven Fonté sowie Tituat und die beiden nach Bafut gewesenen Boten, Leute seines zweitältesten, mit Bafut in Handelsbeziehungen stehenden Sohnes M'Bo, beiwohnten.

Zunächst leerten wir verschiedene Becher Palmwein, sprachen vom Wind und Wetter, und da Garega zu erwarten schien, daß

ich das Thema zunächst berührte, ich dies aber absichtlich unterließ, fragte er mich plötzlich, ob ich die Neuigkeit von der Ermordung meiner beiden Leute schon gehört habe und was ich nunmehr zu thun gedenke. Als ob es sich um nichts Außergewöhnliches handele, erwiderte ich ruhig, ich würde selbstverständlich den Häuptling von Bafut zur Rechenschaft ziehen und für die Ermordeten Rache nehmen.

Bei diesen Worten leuchtete es in den Augen Garegas raubthierartig auf, und indem er vom Sitze schnellte und sich mit der Hand auf die breite Brust schlug, rief er laut: „Ich, der Häuptling der Bali, Weißer, werde Deine Leute rächen. Warte, bis die Zeit gekommen, und Du wirst sehen, was ich für Dich, meinen Blutsfreund, thun werde. Deine Freunde sind meine Freunde, Deine Feinde sind meine Feinde."

Das hatte ich nicht anders erwartet. Nachdem ich nunmehr meiner Sache gewiß war und Garega als getreuen Verbündeten hinter mir wußte, fing ich die Unterhandlungen mit Bafut an, wobei ich noch immer die Hoffnung hegte, auf gütlichem Wege, etwa durch Vereinbarung eines zu zahlenden Wehrgeldes, nach Landessitte die Sache beilegen zu können. In diesem Glauben bestärkte mich der Umstand, daß, wie sich im Laufe der Untersuchung herausstellte, der geistige Urheber des Mordes kein Anderer als der Häuptling von Bandeng selbst gewesen war.

Ich könnte mich mit der Anführung dieser einfachen Thatsache begnügen. Allein es dürfte für den Leser vielleicht einigen Reiz haben, bei dieser Gelegenheit einen Einblick in die unberechenbaren Wege und Gepflogenheiten afrikanischer Diplomatie zu thun. Unentwirrbar lag ja auch mir selbst im Anfang dieser Rattenkönig von Bestrebungen und Einflüssen aller Art vor, ehe es mir gelang, nach wochenlangen, bei Tag und bei Nacht geführten Verhören, eingezogenen Erkundigungen, angestellten Vergleichen u. s. w. das oben bereits erwähnte Endergebniß zu Tage zu fördern.

Wie sich der geneigte Leser entsinnen wird, hatte ich bereits bei meiner ersten Anwesenheit in Bandeng Gelegenheit, das gespannte Verhältniß zwischen den Häuptlingen von Bandeng und Bafut festzustellen. Vorher hatte ich schon in Bali gehört, daß um die Zeit meiner ersten Ankunft zwischen Bali und Bafut Verhandlungen wegen eines Krieges gegen Bandeng stattgefunden, durch meine Ankunft aber einen Abbruch erfahren hätten. Ferner wird man sich der verrätherischen Haltung des Häuptlings von Bafut entsinnen, sowie der glücklichen Art, wie ich damals seinen raub- und mordlustigen Anschlägen entschlüpfte. Nach meiner Rückkehr von Adamaua berührte ich sehr gegen meinen Willen Bafut nicht, forderte aber nach meinem glücklichen Eintreffen auf Baliburg den Häuptling von Bafut auf, mir für die seiner Zeit erhaltenen großen Geschenke — es waren für über 150 Mark Waaren — ein Gegengeschenk zu machen, da er mir dafür den versprochenen Weg nicht gezeigt hatte. Er hatte auch damals thatsächlich einen Ochsen schicken wollen, ein Geschenk, das ich jedoch als ungenügend zurückwies, da das meinige mindestens 30 Ochsen werth gewesen war. So standen die Sachen, als ich Bali verließ, um nach Europa zu gehen. Wie ich nun mit der großen Expedition wieder auf Baliburg erschien, sprach sich das Gerücht von ihrer Stärke im Lande herum, wobei nach Negerart natürlich unsere Macht und unser Reichthum ungeheuerlich übertrieben wurde. Der Häuptling von Bandeng, der die von Bali und Bafut aus gegen ihn geschmiedeten Ränke nicht vergessen hatte, auch die zwischen mir und den Bafut bestehende Spannung wohl kannte, glaubte sich nun bei den Bafut lieb Kind zu machen, wenn er sie vor der angeblich von mir drohenden Gefahr warnte. Als daher meine beiden Boten auf dem Wege nach Bafut in seinem Dorfe schliefen, ließ er aus demselben Grunde schleunigst dem Häuptling von Bafut sagen, er möge sich vor den beiden kommenden Leuten des Weißen wohl in Acht nehmen; diese hätten den Auftrag, bei ihrer Anwesenheit in Bafut einen bösen Zauber auszustreuen, der die Bafut

hindern würde, sich bei dem bevorstehenden Kriege zu vertheidigen; denn der Weiße wolle mit seinem starken Kriegsvolk gegen Bafut ziehen, um das ihm vorenthaltene Gegengeschenk sich selbst zu holen. Die Folge dieser Warnung war die Ermordung der beiden Boten am anderen Tage durch den abergläubischen Gualem, kurz vor Bafut, als diese die Stadt betreten wollten. Zugleich aber warnte der Häuptling von Bandeng auch die Tags darauf bei ihm eintreffenden Weißen durch die vertrauliche Mittheilung des in Bafut verübten Gesandtenmordes, um sich nun wieder auch mit uns und den Bali gut zu stellen. Die beiden unsere Boten begleitenden Bali hatte man, wie erinnerlich, berechnenderweise in Bafut ungeschoren laufen lassen, um es nicht mit Garega zu verderben; gab man sich doch noch immer der Hoffnung hin, eines Tages mit diesem gemeinschaftlich die Weißen überfallen und ausplündern zu können.

Selbstverständlich hatte ich die Ermordung der beiden Boten sofort nach Kamerun berichtet und im Anschluß daran meine Ansicht ausgesprochen, daß auf Bali ein größerer Krieg mit mächtigen Binnenstämmen in Aussicht stände. Deshalb ersuchte ich das Kaiserliche Gouvernement, die auf Barombistation lagernde Ersatzmunition der Expedition nach Bali oder zu den drei Tagereisen südlich davon wohnenden Banyang zu schicken, wo ich sie dann in Empfang nehmen lassen wollte. Ich begründete diese Bitte damit, daß das Fehlen von genügender Munition die Ausnutzung eines voraussichtlich siegreichen Gefechtes unmöglich machen würde. In der bestimmten Erwartung, daß das Gouvernement dieser Bitte entsprechen würde, unterließ ich es, einen Theil meiner Leute selbst zu diesem Zweck nach Barombi zu schicken, da ich mich, so wie die Verhältnisse in Bali lagen, nicht unnöthig schwächen durfte. Ich muß gleich hier bemerken, daß dieser meiner Bitte vom Kaiserlichen Gouvernement aus niemals entsprochen wurde. Denn dort wehte seit dem Wechsel der maßgebenden Persönlichkeiten ein ganz anderer Wind, was ich aber freilich zu jener Zeit noch nicht wissen konnte.

Der neue Gouverneur Herr Zimmerer, von dem ich allen Grund hatte anzunehmen, daß er im Sinne der von seinem Vorgänger befolgten Politik weiter arbeiten werde, hatte, was die Erschließung des Hinterlandes betraf, jedenfalls ganz andere, den seines Vorgängers genau entgegengesetzte Ansichten.

Er wollte sich auf die Küste und die Küstenbevölkerung stützen, dem Zwischenhandel nicht zu nahe treten und das Hinterland Hinterland sein lassen. Ob er hierbei bloß der eigenen Ueberzeugung oder höheren Weisungen folgte, entzieht sich meiner Beurtheilung. Auch auf eine Kritik des neuen Systems will ich mich nicht einlassen, nur soviel muß ich bemerken, daß, wenn man andere Wege einschlagen wollte — und bekanntlich führen ja alle Wege nach Rom — man mir dies besser ohne Weiteres mitgetheilt und mich zurückberufen hätte. So aber saß ich ahnungslos im Busche, und obwohl ich auch von Herrn von Soden aus den bereits mehrfach erwähnten Gründen niemals einer wesentlichen Unterstützung versichert, sondern in erster Linie auf mich selbst angewiesen worden war, so hatte ich doch stets eine gewisse Rückendeckung und zugleich die Gewißheit, daß mein Unternehmen in jeder Beziehung mit den Wünschen und Plänen des Gouvernements übereinstimmte, und von dieser Seite somit auch stets das Menschenmögliche geschehen würde, um es nicht zum Scheitern, sondern zu einem glücklichen Ende zu bringen.

Nach dieser, zu einem richtigen Verständniß meiner spätern Lage nothwendigen Abschweifung, kehren wir wieder nach Bali zurück, wo die Verhältnisse sich mit jedem Tage ernster gestalteten.

Meine Versuche zu einer friedlichen Beilegung der Angelegenheit faßten die Bandeng und Bafut, die sich jetzt offen als Bundesgenossen erklärten, als Furcht auf. Man war drüben zum Krieg entschlossen und mein von Bamungu zurückkehrender Diener Isaak entrann nur mit genauer Noth den ihm auf dem Wege auflauernden Bafut.

So fingen wir an, tagtäglich an Ansehen im Lande zu verlieren, und es mußte etwas geschehen, sollte anders unsere Macht-

stellung unter den Eingeborenen nicht untergraben und auch der Zweck, mit dem Innern Handelsverbindungen anzuknüpfen, nicht auf die Dauer vereitelt werden.

Die Bafut und Bandeng sandten, entsprechend den abergläubischen Vorstellungen des Landes, mehrfach des Nachts ihre Zauberer an die nach Bali führenden Hauptwege, um dort die merkwürdigsten Gegenstände niederzulegen, die uns krank und schwach machen sollten. Ich veranlaßte meinerseits den darüber besorgten Garega, kleine Balijungen an eben diese Plätze zu schicken, um über die Zaubermittel unserer Gegner ihre Nothdurft zu verrichten, ein Gegenzauber, der den natürlich nicht minder abergläubischen alten Herrn mit unsäglicher Freude und Zuversicht erfüllte, und auch sonst gerechtes Aufsehen hervorzurufen nicht verfehlte.

Aber es war noch ein stärkerer Zauber von Nöthen, insbesonders nachdem die Bandeng und Bafut unsere Aufforderung, für die Erschlagenen ein Wehrgeld von zehn Elefantenzähnen und fünf Ochsen zu zahlen, dahin beantworteten: „wenn wir Männer wären, sollten wir kommen und das Verlangte selber holen!"

Infolge dieser klassischen Antwort wurde bei Garega Kriegsrath abgehalten und da auch seine Priester, Zauberer, Auguren oder wie ich sie sonst heißen soll, und die gleichfalls befragten ältesten Weiber des Stammes dem bevorstehenden Krieg einen glücklichen Ausgang vorhersagten, so wurden die Vorbereitungen mit Nachdruck betrieben.

Auch unsere Träger wurden zusammenberufen und ihnen durch Bai Tabe die Sachlage klargemacht. Ich muß dabei bemerken, daß die Schwarzen bei Eingehung ihres Vertrages sehr wohl einen Unterschied zwischen „Trägern oder Arbeitern im weiteren Sinne" und zwischen „eigentlichen Soldaten" zu machen wissen. Alle die Volksstämme, aus denen die „Arbeiter" bezogen werden, wollen keine Soldaten sein, anderenfalls wäre ja die Soldatenfrage in Kamerun schon längst gelöst, und ich hätte auch bisher schon ganz anders auftreten können.

Die Küstenneger waren aber durch ihre Erfahrungen am

Kongo, sowie bei uns — Expedition Kund und Tappenbeck, mein Banyangkrieg — und anderwärts gewitzigt, und schon bei Unterzeichnung des Vertrages ließen sie sich ausdrücklich ausbedingen, daß sie nicht zum „Fechten“ verpflichtet seien.

Diese Zusicherung war auch meinen Leuten gegeben worden, theils im guten Glauben, weil ich ja in der That nur friedliche Zwecke verfolgte, theils aber auch mit einem gewissen jesuitischen Vorbehalt, nämlich: sofern wir nicht angegriffen würden. Dies hatte ich auch alsbald schon vor dem Aufbruch meinen Leuten klargemacht, als ich die Gewehre und Messer unter sie vertheilte. Waffen, meinten sie, brauchten doch nur Soldaten, und sie wären ja keine. Hierauf suchte ich ihnen nun auseinanderzusetzen, daß auch der frömmste Mann nicht Frieden halten könne, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefalle, daß ich meinerseits keinen Krieg im Schilde führe — wie dies ja auch der Wahrheit entsprach, — sie aber doch in den Stand setzen müsse, sich zu wehren und ihr Leben zu vertheidigen.

Nun war also dieser Fall wirklich eingetreten, und es hieß, den Wei den Krieg annehmbar zu machen, was allerdings jetzt, nachdem die Leute mich kannten und von persönlichem Vertrauen und einem gewissen militärischen Corpsgeist beseelt waren, weit leichter ging, als zu Beginn der Expedition. Meine Anrede blieb daher auch nicht ohne den gewünschten Erfolg. Nach kurzer Berathung erklärten sie, gegen eine tägliche Zulage für die Dauer des bevorstehenden Krieges ihre Bereitwilligkeit mitzufechten, eine Erklärung, die von mir und Herrn Nehber unterzeichnet und an Bai Tabe zur Verwahrung übergeben wurde. Die vereinbarte Feldzulage betrug das doppelte der bisherigen Löhnung und entsprach dem Solde der schwarzen Soldaten in den englischen Kolonien, mit deren Lohnsätzen die Weileute bekannt waren.

Der 31. Januar 1891 wurde zum Losschlagen bestimmt und die Tage vorher mit den üblichen Vorbereitungen ausgefüllt: Gewehre geputzt, Messer geschliffen, Brandfackeln angefertigt

und vor allem die nöthigen Lebensmittel herbeigeschafft und eingepackt.

Am 28. Januar wurden die Weileute vertheilt. Daß die zur Regierungsexpedition gehörigen Weißen mitgingen, war selbstverständlich; aber auch die Herren der Handelsexpedition, Rehber und Tiedt, bestanden darauf, die Sache mitzumachen. Nur Carstensen und Caulwell, die beide noch an den Folgen eines Fiebers litten, das sie sich bei den Märschen im sumpfigen Waldlande zugezogen, mußten zurückbleiben.

Zwischen Bali und Bandeng liegt, ziemlich in der Mitte, der etwa 25 Kilometer betragenden Entfernung ein Kranz von kleinen Vasallendörfern der Bali, etwa acht Ortschaften, deren Häuptlinge häufiger nach Bali gekommen und auch mit mir persönlich Bündnisse eingegangen waren. Der Plan war, in einem dieser Dörfer, Namens Bángoa, sich zu sammeln und den ersten Theil der Nacht dort zuzubringen, alsdann von dort nach Mitternacht aufzubrechen, um anderen Tages plötzlich vor Bandeng und zwar auf der Nordseite zwischen Bandeng und Bafut zu erscheinen.

So marschirten wir denn am Nachmittag des 30. Januar um 2 Uhr von Baliburg ab. Der alte Garega, in jüngeren Jahren ein gefürchteter Kämpe, war nun zu alt und schwerfällig und mußte zu seinem größten Kummer mit den alten Männern im Palmweinhaus zurückbleiben, nachdem er mir in Gegenwart der versammelten Unterhäuptlinge und seiner beiden ältesten Söhne feierlichst den Oberbefehl über die Bali übertragen und mit wahrer Patriarchenwürde uns fünf Europäern seinen Segen ertheilt hatte.

Als Vorhut ging eine Abtheilung Kundschafter, deren die Eingeborenen sich bei solchen Gelegenheiten stets zu bedienen pflegen, vorauf. Dann kamen als Spitze etwa 100 Mann Bali, hinter diesen der Bannerträger des Balihäuptlings und zwar diesmal nicht mit dem üblichen weißen Banner, sondern mit der Garega seiner Zeit von mir übergebenen schwarz-weiß-rothen Fahne zum

Zeichen, daß er für uns und unsere Sache den Heerbann aufgeboten habe. Hinter der Fahne folgten wir Europäer mit unseren 300 Weijungen, und an diese schloß sich eine lange Reihe flinten- und speerbewaffneter Bali, vorerst etwa zwei Tausend.

Beim Anblick dieser im Gänsemarsch einherziehenden Krieger, die sich in mannigfachen Windungen durch das kaum kniehohe Gras dahinschlängelten, läßt sich leicht begreifen, wie unsere Vorfahren auf den Ausdruck „Heerwurm" verfielen. Bekanntlich marschiren auch die Indianer auf diese Weise, weshalb man diese Marschform auch „Indianerreihe" nennt. Vermuthlich hat sie aber nicht den vielfach angegebenen Grund, nämlich dadurch die einzelnen Fußspuren und damit die Zahl der Krieger zu verdecken, sondern den weit einfacheren, der auch für uns maßgebend war, daß nämlich eben die gewöhnlichen Wege nicht breit genug sind, um das Nebeneinandergehen selbst von nur zwei Personen zu gestatten, weil es in Afrika so wenig wie seiner Zeit in Amerika eine Regierung giebt, die Wege und Landstraßen baut, vielmehr sich eben jeder seinen Weg selber bahnen muß und deshalb mit Vorliebe in die einmal mühsam getretene Spur seines Vordermannes tritt. Dadurch wird es allerdings unmöglich, aus den hinterlassenen Fußspuren die Zahl der hintereinander gehenden Fußgänger auch nur mit annähernder Sicherheit abzuschätzen.

Unsern Zug begleiteten auch einige für ihre Herren Mundvorrath nachtragende Weiber. Selbst eine Tochter Garegas, Kossa, befand sich darunter. Dies junge Weib stand bei unsrem Aufbruch am Thore der Station. Als mein Diener ihr mein Gewehr und meine Waschschüssel zum augenblicklichen Halten reichte, rief ich ihr im Scherze zu, uns zu folgen. Ich vergaß den Vorfall und war nicht wenig erstaunt, als ich später beim Marsche unter der weißemaillirten Waschschüssel, die weithin, von irgend Jemand als Hut auf dem Kopf getragen, aus der Kriegerreihe hervorleuchtete, jenes junge Weib entdeckte, das, die Pfeife im Munde, und das Gewehr auf der Schulter auch richtig bis nach Bangoa mitzog.

Das erste Vasallendorf war Bambutu, ungefähr $^3/_4$ Stunden

von Bangoa entfernt, wo der Weg nach Osten bog, während Bandeng in nordöstlicher Richtung lag. Der dortige Häuptling ließ uns Palmwein reichen, und ich benutzte diesen ersten Halt, um von dem erhöht liegenden Marktplatze aus eine Art Heerschau abzuhalten, da hier auch die Hülfsvölker der Vasallen zu uns stießen.

Elastischen Schrittes eilten in ununterbrochenem Zuge die Krieger der Bali daher, immer je 100—150 Mann zu einem Fähnlein vereinigt. Der echte Bali war leicht kenntlich an dem wallenden Federbusch, dem flatternden Kriegshemde von weißer, rother oder blauer Farbe; zu meiner Verwunderung trugen einige stramme, noch jugendliche Häuptlingssöhne spitzenbesetzte Damenhemden, die ich für einige Töchter Garegas mitgebracht und die sie sich zu dem Kriegszuge wohl als „erste Garnitur" entliehen hatten.

Die eigentlichen Balikrieger führten Tita N'Yi und M'Bo, die ältesten Söhne Garegas, von denen jeder mit einer schönen doppelläufigen Steinschloßflinte, ein Geschenk unserer Expedition, bewaffnet war. Ihnen folgten die Hülfsvölker der Bali, gleichfalls unter eigenen Führern, darunter manche, die zum ersten Mal den Weißen sahen. Sie, die „Bakonguan", Buschleute, waren weniger fein gekleidet, aber wild und verwegen aussehende Kerle mit muskelstarken Armen, die beim Vorbeimarsch ihre Speerbündel und Schlachtschwerter mir zum Gruße entgegenschüttelten. Wie ich diese Scharen so unaufhörlich im Vollgefühl ihrer Kraft und von kriegerischer Freude strahlend an mir vorbeiziehen sah, dachte ich mit Schaudern an das Schicksal derer, die in die Hände dieser unbändigen Gesellen fallen würden und war im Augenblick froh, sie auf unserer Seite zu wissen.

Doch war es noch nicht die ganze Streitmacht, die ich hier zu sehen bekam, obschon es ihrer schon über 3½ Tausend waren; entferntere, mehr westlich nach Bandeng zu wohnende Vasallen wurden erst zur Nachtzeit erwartet, so belehrte mich des Häupt-

lings Leibschmied und Geheimdolmetscher Fonté, der neben mir stand und die einzelnen Heerhaufen erklärte.

In Bangoa, wo wir gegen 5 Uhr eintrafen, wurden wir Europäer in ein geräumiges Palmweinhaus einquartirt, während das „Heer" die Weiler und Gehöfte unseres Vasallen Fo N'Goa ziemlich rücksichtslos in Beschlag nahm. Meine Gefährten konnten es sich nach dem Abendessen verhältnißmäßig bequem machen und schlafen; ich dagegen fand keinen Augenblick Ruhe, da ein heranziehender Vasall nach dem anderen sich bei mir meldete und Fonte mich im Auftrage Garegas gebeten hatte, alle diese Leute persönlich zu empfangen.

Als gegen 2 Uhr der Mond genügend Licht verbreitete, weckte ich die Meinigen, um verabredetermaßen als der erste mit den eingeborenen Kundschaftern in nordöstlicher Richtung aufzubrechen und an einem Kreuzpunkte des Weges nach Bandeng Aufstellung zu nehmen.

Diese Kundschafter sind eine höchst merkwürdige Einrichtung, über die ich mir selbst nie ganz klar geworden bin. Sie spielen nämlich berufsmäßig die Narren und werden von der Menge des Volkes wohl auch wirklich für solche gehalten. Als Narren aber sind sie der Landessitte gemäß bei allen Stämmen unantastbar, „sakrosankt", oder mit anderen Worten, sie genießen Narrenfreiheit. Jeder Stamm hält solche Kundschafter, die Bali meines Wissens 40. Ihre Aufgabe besteht darin, die Nachbarn zu beobachten und über jede drohende Gefahr den Ihrigen rechtzeitig Meldung zu machen. Ihrem Berufe gemäß treiben sie sich meist an den Landesgrenzen umher; ausnahmsweise, bei den großen Festtänzen, sah ich sie auch in Bali selbst in unmittelbarer Nähe Garegas auf dem Erdboden sitzen. Auch hier fallen sie nicht aus der Rolle, spielen vielmehr vor allem Volke die Narren, indem sie bald allerlei unartikulirte Laute ausstoßen, bald blödsinnig vor sich hin lachen, sich mit Staub und Erde bewerfen, mit einem Worte, ein idiotisches Wesen zur Schau tragen. Daß es im Grunde genommen ganz gescheute und ge=

riebene Kerle waren, davon konnte ich mich nachträglich unter vier Augen leicht überzeugen, wenn sie mir auf der Station in Begleitung der Leibsklaven Garegas einen Besuch abstatteten.

So marschirten wir denn bei dem unsicheren Zwielichte des Mondes ab; nur ein halbes Dutzend Weijungen, die Furcht gezeigt hatten, ließ ich auf ihre Bitten in Bangoa zurück; es sollte ihr Tod sein.

Ein nächtlicher Marsch durch die in geheimnißvollem Schweigen ruhende Natur hat schon an und für sich etwas seltsam Berührendes. Viel mehr noch auf dem Kriegspfade, wo das Ohr für jedes noch so unscheinbare Geräusch doppelt empfänglich ist. Die Laute der Wildniß, sonst weniger beachtet, haben nun erhöhte Bedeutung, da man nie wissen kann, ob feindliche Späher zur gegenseitigen Warnung sich nicht ihrer bedienen.

Nach $1^1/_2$ stündigem Marsche, dessen tiefe Stille nur hier und da durch das Klappern eines Karabiners oder Messers oder durch den Schrei eines aufgescheuchten Vogels oder Wildes unterbrochen wurde, meldeten die Kundschafter, daß wir am Ziele seien, und ich ließ meine Leute sich lagern. Bei dieser Gelegenheit ging unglücklicher Weise einem Weijungen der Karabiner los, so daß etwaige feindliche Späher unsere Anwesenheit bemerken mußten, ja der Schuß selbst in dem kaum eine Stunde entfernten Bandeng vielleicht hörbar war.

Wir Europäer wandelten fröstelnd und rauchend auf und ab, ohne uns über den Ausgang des Tages große Sorge zu machen, denn unsere Vorbereitungen ließen nichts zu wünschen übrig. Auch unter den Weileuten nahm ich zu meiner Freude keine sonderliche Aufregung wahr.

So strich langsam die Zeit dahin. Der Schrei des Morgenvogels verkündigte das baldige Ende der Nacht, und schon erblaßten Mond und Sterne vor dem aus Osten strahlenden röthlichen Lichte. Ehe wir uns versahen, stand auch schon die Sonne, ein kupferglühender Feuerball hinter leichten Morgennebeln, am Himmel.

Unvermittelt und ohne Uebergang ist in diesem Lande Alles, und wie der Sonne keine Dämmerung vorangeht, so brechen auch die Ereignisse plötzlich und unvermuthet über den Menschen herein.

Jetzt wurde es im Gelände lebendig. Auf den nach Bangoa zu liegenden niedrigen Höhen waren in langer dunkler Linie die Scharen der Bali im Anmarsch. Schien einen Augenblick der Faden abzureißen, gleich tauchte wieder eine neue Linie am Horizonte auf. So kamen sie allmählich heran und kauerten in unserer Nähe im Grase nieder, aus den unvermeidlichen Pfeifen schmauchend, sonst still und kaum ein leises Wort mit einander wechselnd.

Die Oberführer der Bali besprachen nun mit mir den Schlachtplan. Die gesammte eingeborene Streitmacht, nach unserer Schätzung jetzt wohl 5000 Mann, die Hülfsvölker eingeschlossen, sollte in drei Haufen getheilt werden. Die Mitte bildeten die Leute Garegas, etwa, nebst entsprechenden Hülfsvölkern, tausend Mann unter Führung eines älteren Unterhäuptlings, einem klug und besonnen auftretenden Manne; die beiden Flügel führten die ältesten Söhne Garegas, Tita N'Yi und M'Bo. Unsere Weileute, unter dem Befehle der vier Weißen, — denn ich konnte mich nicht an eine einzelne Abtheilung binden, — wurden ebenfalls der Mitte zugetheilt, jedoch auch noch für jeden Flügel je 25 Mann unter bewährten Weijungen abgegeben.

Eine Vertheilung der Weißen auf die beiden Flügel war nicht wohl thunlich, weil zum Zusammenhalten unserer eigenen 250 Leute die vier Europäer nicht entbehrt werden konnten. Als Sammelplatz nach dem Sturme wurde der Marktplatz von Bandeng bestimmt. Im übrigen beabsichtigten wir, an diesem Tage nur Bandeng zu stürmen und nieder zu brennen, um dann sofort wieder den Rückmarsch auf Bali anzutreten, das bis auf den letzten waffenfähigen Mann von Streitern entblößt war.

Nach stattgehabter Vertheilung der Streitkräfte, die sich mit bewunderungswerther Ruhe und Ordnung vollzog und Zeugniß von dem natürlichen militärischen Geiste dieser Leute ablegte,

brach M'Bo mit seinen $1^{1}/_{2}$ Tausend Mann und den dazu gehörigen Weisungen zuerst auf, voran die Kundschafter, die den Weg kannten. Sie sollten, durch flache Thalmulden gedeckt, uns möglichst ungesehen in die geplante Aufstellung zwischen Bandeng und Bafut bringen. Diese Stellung wurde gewählt, um die Bandeng- und Bafutleute von einander abzuschneiden.

Der Ort Bandeng ist auf einem etwa $1^{1}/_{2}$ Kilometer langen und $^{1}/_{2}$ Kilometer breiten, niedrigen Hügel erbaut und besteht aus zahlreichen Gehöften und Hütten mit den dazu gehörigen Gärten und Pflanzungen. Der Marktplatz und die Gebäude des Häuptlings befinden sich etwa in der Mitte; beinahe rings um den Ort zieht sich ein muldenförmiges, wohl 3 Kilometer breites, gut angebautes Thal, dessen südlicher Theil durch einen von Ost nach West fließenden ansehnlichen Bach bewässert wird; diesen hatten wir bereits beim Nachtmarsche, etwa 8 Kilometer oberhalb Bandeng, überschritten. Zwischen Bandeng und Bafut ist die Einsenkung eine geringe, dagegen befinden sich auf dem Wege von Bangoa nach Bandeng verschiedene Hügel von ähnlichem Umfange wie der, auf welchem Bandeng selbst liegt.

An diesem Morgen stieg aus der Thalmulde von Bandeng ein dichter Nebel auf, der den Aufmarsch ganz außerordentlich begünstigte. Ich nahm Gelegenheit, die Führer der Bali, an die ich vor unserm Aufbruch eine kurze Ansprache richtete, auf diese sichtbare Hülfe des Christengottes hinzuweisen; denn die Erscheinung war in der That auffallend. Die ganze Gegend lag weit und breit im Sonnenglanze da, nur über Bandeng lagerte ein weißer Nebelfleck, der dessen Bewohner verhindern mußte, uns zu sehen, während er für uns die Lage des Ortes um so deutlicher kenntlich machte.

Einige hundert Meter hinter M'Bo folgte das Mitteltreffen mit uns Europäern und alsbald im Anschluß hieran der linke Flügel unter Tita N'Yi.

Als der rechte Flügel die ersten, zu Bandeng gehörigen

und etwa $2^1/_2$ Kilometer von dem Ort entfernt liegenden Felder erreichte, sahen wir dort noch ein halbes Dutzend Weiber beschäftigt, die bei unserm Anblick die Flucht ergriffen; nur mit Mühe hielt ich einige Weijungen davon ab, auf die Fliehenden zu feuern. Es war klar, daß die Bandeng uns nicht oder doch noch nicht so bald erwarteten, obschon in Bangoa Meldung eingelaufen war, daß zahlreiche Bafut in Bandeng zur Verstärkung eingetroffen seien.

Indessen hatte sich der Nebel etwas verzogen, so daß wir Bandeng, und zwar seine schmale Ostseite, etwa in $1^1/_2$—2 Kilometer Entfernung vor uns liegen sahen. Nun ging es fast im Laufschritt vor bis auf etwa 1000 Meter Abstand vom Dorfe. Hier machten wir zunächst Halt, um die bei dem Eilmarsche auseinander gekommenen Haufen sich sammeln zu lassen.

Die Bandeng hatten auch uns nun mittlerweile gesehen. Der dumpfe Klang ihrer Kriegstrommeln drang bis zu uns herüber, und ein weißes, über Bandeng wehendes Banner deutete ihre Bereitwilligkeit an, den Kampf aufzunehmen. Vergeblich spähte ich nach einer schwarz-weiß-rothen Flagge aus, die Lieutenant von Spangenberg dem Bandenghäuptling als Zeichen unserer Freundschaft erst vor einigen Wochen übergeben hatte. Man verzichtete also drüben trotz unserer ansehnlichen Streitmacht thatsächlich auf den letzten Versuch eines friedlichen Ausgleichs, worauf ich im Stillen immer noch gehofft hatte.

Von unserm jetzigen Standpunkt aus konnten wir die Feinde genau beobachten, wie sie am Dorfrande Flinten und Speere schwingend auf und nieder rannten. Auf dem über den nördlichen Muldenrand nach Bafut führenden Weg jagten einige Männer in langen Sätzen dahin, augenscheinlich um die Meldung von unserem Erscheinen nach Bafut zu bringen. Bafut liegt aber zwei Stunden von Bandeng, und im allerbesten Falle konnten die Bafut, wenn sie unser Schießen hörten, erst in drei Stunden eintreffen; dann aber mußte Bandeng zerstört und wir längst wieder auf dem Rückmarsche begriffen sein.

Nach kurzer Rast ging es nun auf das Dorf los. Der eigentliche Sturm sollte beginnen, sobald nach erfolgtem Aufmarsch aus der Mitte der Schlachtlinie, die sich gleichlaufend zur breiten Nordfront des Dorfes aufstellen sollte, ein Signalschuß fallen würde.

Wir bogen beim Aufmarsche zunächst nach Nordwesten, dann nach Westen ab, um den nördlichen Muldentheil vor Bandeng, von dessen ersten Häusern wir jetzt 200 Meter entfernt waren, noch in seiner ganzen Ausdehnung von Ost nach West zu besetzen. Zwischen dem rechten Flügel und der Mitte, wo wir Europäer uns befanden, lagen etwa 700 Meter. Da der linke Flügel noch nicht ganz in seine Stellung, etwa 200 Meter östlich von uns, eingerückt war, hockte zunächst alles nieder.

Der uns zugewandte, langgestreckte Theil des Dorfes war dicht mit zahlreichen, im Schatten der Bananen sich bergenden Vertheidigern besetzt. Auf einem kleinen Vorsprunge des Hügels, dicht vor dem Dorfe, standen frei und frank die Fahnenträger des Häuptlings von Bandeng mit dem an einer hohen Bambusstange flatternden weißen Banner und führten unter dem Klang der Trommeln und der Elfenbeinhörner einen uns verhöhnenden Kriegstanz auf, wobei sie uns in nicht mißzuverstehender Weise die Hintertheile zukehrten; sie glaubten sich natürlich außer aller Schußweite!

Die ganze Scene bot ein prächtiges, farbenreiches Bild. Es war unterdessen Mittag geworden, und von fast wolkenlosem Himmel schien die Sonne auf die fruchtbare Landschaft. Soweit das Auge reichte, überall grünende Fluren, in den reichlich bewässerten Thälern üppiger Graswuchs, auf den Höhen ein Meer von Bananen, aus dem die spitzen Dächer der Hütten wie kleine Inselchen hervorlugten; nur im Osten begrenzte die dunkle Kette der Wadyoberge den Blick. Dazwischen glitzerten und flimmerten Flintenläufe und Speerspitzen, die weißen Federkronen der Kriegsmützen flatterten im Winde, und wie bunte Wiesenblumen leuchteten die Hemden der Bali in ihren wechselnden Farben aus dem Grün

hervor. Niemand hätte bei diesem Anblick gedacht, daß hier in wenigen Augenblicken sich ein blutiger Kampf entspinnen würde.

Endlich kam die Meldung, daß auch Tita N'Yi zum Sturm bereit sei. Und da ich auf dem rechten Flügel eine vorwärts-gehende Bewegung zu bemerken glaubte, hob ich meine Flinte und zielte auf den Fahnenträger der Bandeng. Unmittelbar nach dem kurzen, scharfen Knall des neuen Militärgewehrs stürzte der Fahnenträger zusammen und das Banner der Bandeng fiel mit ihm, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Bei diesem Anblick herrschte mehrere Secunden eine athemlose Stille, dann aber erhob sich plötzlich ein Mark und Bein erschütterndes Kriegs-geheul und Waffengerassel sowohl auf Seiten der aufspringenden Bali, wie auch bei dem gegenüberstehenden Feinde. Nun ging der Sturm los; wir Europäer mit unseren Weileuten voran, jedoch bald von den langbeinigen Bali überholt. Einen Augen-blick hüllten sich die Bananenhaine in qualmende Rauchwolken, aus denen mit kanonenähnlichem Donner die Schüsse der Bandeng, deren Steinschloßflinten offenbar zur Feier des Tages bis zum Bersten geladen waren, hervorkrachten, über uns surrte und zischte es in den Lüften; es war die erste, zugleich aber auch die letzte, viel zu früh und zu hoch abgegebene Salve des Feindes. Im Nu waren wir bei den ersten Hütten, und es dauerte nicht lange, so schlugen auch schon an den verschiedensten Stellen aus deren dicken Strohdächern mächtige Flammen empor. Da, wo der Fahnenträger gestanden hatte, lagen zwei Todte, welche beide zu-gleich das kleinkalibrige Geschoß durchbohrt hatte.

Waren Aufmarsch und Sturm in einer geradezu über-raschenden Ordnung vor sich gegangen, so herrschte dagegen bald darnach im Dorfe selbst ein jeder Beschreibung spottendes Durcheinander. Nicht nur die einzelnen Abtheilungen hatten bald jede Fühlung unter einander verloren, sondern auch bei diesen selbst löſten sich in kurzer Zeit alle Bande der Ordnung, und das Gefecht artete mehr und mehr zu Gruppen- und Einzelkämpfen aus. Vom rechten wie vom linken Flügel

sausten die Mauserkugeln über Freund und Feind, während die Stimmen der einzelnen Führer in dem allgemeinen Getöse spurlos verhallten. Das Geschrei der Kämpfenden, das Gedröhne der Kriegshörner und Flöten, das Knallen der Flinten wurde beinahe noch übertönt durch das Rauschen der von einem plötzlich ausgebrochenen Sturmwinde hin- und hergepeitschten Bananenblätter, sowie durch das Geprassel der brennenden Strohdächer, deren einzelne Stücke in hellen Flammen durch die Luft sausten, überall neue Brände entzündend.

Alles drängte schließlich nach dem Marktplatz, und je näher man diesem kam, desto toller wurde das Getümmel. Röthliche, vom Winde getriebene Staubwolken, ein stets dichter werdender Rauch und dazu ein unaufhörlich fallender Funkenregen ließen schließlich kaum noch Freund und Feind unterscheiden, was bei dem gleichartigen Aussehen der meisten Graslandstämme an und für sich schon schwierig ist.

Hier, als am Wohnsitze ihres Häuptlings, versuchten die Bandeng einen letzten, geordneten Widerstand; schon hatte unser Fahnenträger die schwarz-weiß-rothe Fahne der Expedition als Siegeszeichen auf dem Marktplatz aufgepflanzt und in einen Steinhaufen festgestoßen, als die Bandeng aus den umgebenden Bananenhainen ein so starkes Feuer auf den Platz eröffneten, daß einige Augenblicke unsere Fahne verlassen zwischen Staub und Rauch im Winde flatterte. Aber ein heftiges Gewehrfeuer von unserer Seite brachte die Feinde bald zum Weichen, so daß der Marktplatz wieder unser wurde. Damit war der Tag entschieden, und die Bandeng zogen sich, anscheinend in westlicher Richtung, zurück.

Allmählich verstummte das Gewehrfeuer im Dorfe selbst; außerhalb auf den um Bandeng liegenden Hügeln wurde trotz des stellenweise in Brand gerathenen Grases noch weiter gekämpft, so oft der von den Bali heftig verfolgte Feind einen erneuten Versuch zum Widerstand machte. Die Hitze in dem brennenden Dorfe wurde jedoch mit der Zeit so unerträglich, daß wir es räumen mußten

und einen Bandeng beherrschenden Hügel auf der Südseite, also auf dem Wege nach Bali, zu erreichen suchten. Hier konnte man endlich nach dreistündigem Kampfe wieder Athem schöpfen.

Der nun unter uns liegende Ort schwamm in einem Flammenmeer, über das der Wind mächtige schwarze Rauchwolken hinwegfegte. Auf dem nordwärts gelegenen Muldenrande, hinter unserer ersten Aufstellung, sah man die Bandeng sich wieder sammeln und eine beobachtende Stellung einnehmen, indeß westlich von der von uns besetzten Anhöhe bereits einzelne Balihaufen auf einem durch eine Niederung führenden Wege verabredetermaßen den Rückmarsch nach Bali antraten

Da ich bemerkte, daß größere Massen des Feindes sich schon wieder anschickten, die nordöstlich vom Dorfe gelegenen Anhöhen herabzusteigen, so ertheilte ich, um nicht umgangen und von Bali abgeschnitten zu werden, der Expedition den Befehl, auf dem nächsten Wege im Anschluß an etwa tausend Bali auf Bangoa, unser früheres Nachtquartier loszumarschiren und von dort auf der Straße nach Bali zurückzugehen. Ich selbst blieb mit einem halben Dutzend Weijungen und einigen Bali auf dem Hügel, um die weiteren Bewegungen des Feindes zu beobachten. Da eine Schar der Bandeng dem rechten Flügel unserer Leute, der sich auf einem anderen Wege nach Bafutchu westlich von Bangoa gleichfalls auf Bali zurückzog, auch wieder nachsetzte, stieg ich, um dies zu verhindern, unter beständigem Feuern die Anhöhe auf einem anderen, mehr westlichen Wege hinab, wobei ich beabsichtigte, um den Fuß des Hügels herumzumarschiren und die Meinigen in der Flanke zu erreichen. Bei diesem Bestreben kam ich an eine breite, undurchdringliche Schilfniederung, die mir den Weg zu ihnen und damit den nach Bangoa abschnitt und mich, da ich mit einem erneuten Besteigen des Hügels zu viel Zeit verloren haben würde, nöthigte, einen anderen Weg einzuschlagen, der nach Aussage der Bali auch nach dem Dorfe Bafutchu führen sollte, das wir tags vorher auf dem Marsche links hatten liegen lassen.

Durch die einige 100 Meter breite Schilfniederung führte ein schmaler Pfad, dem ich folgte. Hier traf ich auf die Nachhut der Bali, deren Hauptmacht bereits voran geeilt war, so daß ich mich jetzt mit Bai Tabe und einigen Wei und Bali so ziemlich als Letzter hinter dem rechten Flügel befand und dadurch dem nachrückenden Feinde am meisten ausgesetzt war. An eine regelmäßige Deckung denkt natürlich kein Neger, besonders nicht nach einem siegreichen Gefechte. So hatten auch die Bali nur einen Gedanken: der Verabredung gemäß baldmöglichst in ihre vier Pfähle zurückzukehren und den Sieg zu feiern. Um Nachzügler, Verwundete und Müde kümmert sich überhaupt Niemand; sie werden ihrem Schicksal überlassen, und ihre Köpfe liefern auch dem geschlagenen Feinde nachträglich noch eine leichtgewonnene Siegestrophäe.

Ich mußte vor Allem darauf bedacht sein, wieder aus dem Schilfe herauszukommen und die Hauptmacht zu erreichen, um einige Ordnung in den sich immer mehr und mehr auflösenden Rückmarsch zu bringen und unsern Rücken durch unsere Gewehre zu decken, die in dem hohen Schilfgras nicht zur Geltung kommen konnten. Unglücklicherweise aber stieß ich von Hinderniß auf Hinderniß. Das erste war ein etwa drei Meter tiefer und beinahe eben so breiter Graben, in den ich hinabspringen und, auf mein Gewehr gestützt und mit Hülfe einiger Bali, auf der anderen Seite wieder emporklimmen mußte. Kaum war dieser genommen, so kamen wir an einen reißenden Gebirgsbach, dessen Wasser uns bis an den Leib reichte, und den wir beim Nachtmarsch etwa anderthalb Stunden oberhalb dieser Stelle auf einem Baumstamme überschritten hatten. Meine langen Stiefel liefen dabei voll Wasser und behinderten mich so sehr am Weitergehen, daß ich mich niedersetzen und sie ausziehen mußte. Die ersten Bandeng waren uns bei dieser Gelegenheit schon so nahe gekommen, daß sie, während ich mit Hülfe einiger Leute die Ruhe und Geduld erfordernde Arbeit des Stiefelausziehens verrichtete, nur durch mehrere Salven uns vom Leibe gehalten werden konnten. Indessen gingen hierüber werthvolle Minuten verloren, die ich durch ver-

doppelten Aufwand meiner Kräfte wieder einzuholen suchte; leider aber fingen diese an mich immer mehr zu verlassen.

Schon in der vorhergehenden Nacht in Bangoa hatte ich nach einem aufreibenden Tage kein Auge zugethan; seit zwei Uhr Nachts bis jetzt — es mochte etwa vier Uhr Nachmittags sein — war ich ununterbrochen auf den Beinen; dabei hatte ich mir noch beim Sturme durch einen Fehltritt in ein Loch den linken Fuß verstaucht, der mich jetzt immer heftiger zu schmerzen begann. Nahrung hatte ich so gut wie gar keine zu mir genommen, und die Zunge klebte mir wie ein Stück Leder am Gaumen, so daß ich mit wahrer Gier das Wasser eines am Wege liegenden Sumpfes schlürfte, worin eben einige Bali ihre Wunden wuschen. Nur mit Anspannung meiner letzten Kräfte konnte ich mich überhaupt noch weiter schleppen.

Ich hatte indessen den Weg erreicht, auf dem der rechte Flügel der Bali nach Bafutchu bereits voraus marschirt war; nur einzelne erschöpfte und ermüdete Nachzügler fand ich noch hier und dort am Wege liegen und hörte hinter mir ihren Todesschrei, so oft ihnen die Speere oder Messer der ringsum schwärmenden Bandeng den Garaus machten.

In dieser höchsten Bedrängniß, als ich das nahezu gelähmte Bein kaum mehr nachzuziehen im Stande war, nahmen mich drei der bei mir befindlichen Bali abwechselnd eine Viertelstunde lang auf ihren Rücken, und retteten mich dadurch vor einem sicheren Tode. So erreichte ich nach schweren 1½ Stunden die Aufstellung der Bali vor Bafutchu.

Es waren etwa zwei Drittel der ganzen Streitmacht, indessen das andere Drittel auf einem weiter östlich führenden Wege nach Bangoa abmarschirt und unterwegs mit meinen Leuten zusammengetroffen war. Die Fahne des Häuptlings mit M'Bo und Tita N'Yi befand sich hier, auch fehlte es nicht an abgeschnittenen Bandengköpfen. Das in einzelnen Niederungen am Wege stehende Schilf war durch diese grausigen Siegeszeichen so mit Blut bespritzt, daß mir beim Hindurchgehen Hut, Gesicht und Brust ganz roth gefärbt worden waren.

Meine Bemühungen, mit der hier gesammelten Streitmacht einen Vorstoß gegen die nachdrängenden Bandeng auszuführen, schlugen fehl. Einmal war es gänzlich gegen den landesüblichen Kriegsbrauch, den ich hier selbst erst kennen lernen mußte, und dann verbot mir unglücklicher Weise mein Zustand, meinem Befehle durch eigenes Vorangehen den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Die Bali erklärten, und zwar mit einer gewissen Berechtigung, sie wollten ihren Ort die Nacht über nicht ohne Schutz lassen, und außerdem hätten sie kein Pulver mehr, wobei sie mir die abgeschossenen Flinten vor die Augen hielten. Auch als wir bald darauf, etwa eine Stunde westlich von Bangoa, in dem Dorfe Bafutchu, dessen Einwohner mir einen Trunk Palmweins gaben, anlangten, waren die Bali nicht zum Bleiben zu bewegen. Sie beschränkten sich darauf, mit Anbruch der Dunkelheit einen auf halbem Wege zwischen Bafutchu und Bali belegenen Höhenrand zu besetzen und dort die Nacht über Aufstellung zu nehmen. So waren wir nahe genug an Bali, um es gegen einen Angriff zu decken und doch auch nicht allzufern von Bandeng, um die dortigen Bewegungen überwachen zu können. Die Bandeng selbst hatten sich, da Sonnenuntergang nicht mehr fern war, mittlerweile zurückgezogen, nur hier und da sah man in der Ferne einige uns beobachtende Posten.

Wegen der Europäer und meiner Weileute beruhigte man mich, da diese mit den übrigen Bali Bangoa längst erreicht haben mußten. Da auch ich von der Expedition und den anderen Bali nichts sah und annahm, daß sie meinem Befehl gemäß bereits nach Bali zurückgekehrt seien, ich überdies aber die Anordnungen für den folgenden Tag treffen wollte, machte ich mich ebenfalls auf den Weg.

Gegen halb acht langte ich mit einem halben Dutzend Begleiter auf dem Marktplatze von Bali an und fand den alten Garega mit einigen älteren Männern und Weibern Palmwein trinkend bei einem helllodernden Feuer, dessen Schein ich schon von weitem im Grasfelde wahrgenommen hatte. Der Ort selbst

schien noch wie ausgestorben, weshalb ich sofort zur Station schickte, um mich nach meinen Leuten zu erkundigen.

Mit lauerndem Blick, ohne ein Wort zu sagen, sah mich der alte Garega an, als ich, blutbespritzt und erschöpft, wie ich war, mich auf der neben ihm stehenden Bambusbank niederwarf. Nachdem er aber den Bericht eines seiner Bali angehört hatte, wie Bandeng in Flammen aufgegangen und wohl mehr als 600 Feinde umgekommen seien, eine Zahl, die die Bandeng später bestätigten, strahlten seine Augen in wahrhaft dämonischem Glanze, und freudelächelnd drückte er mir, ganz gegen seine sonstige Zurückhaltung, herzlich die Hände.

Bald kam die unerwartete Meldung von der Station zurück, daß von der Expedition noch Niemand zurückgekehrt sei. Meine begreifliche Unruhe beschwichtigte Garega durch den an sich glaubhaften Einwand, sie würden wie seine eigenen Leute, von denen in dieser Nacht außer wenigen Verwundeten und Boten noch Niemand ins Dorf zurückgekehrt sei, draußen lagern. So schleppte ich mich denn zur Station, um den beiden kranken Europäern die erste Nachricht über den glücklichen Ausgang unseres Kriegszuges zu bringen.

Wir selbst hatten bei Bandeng nur wenig Verluste erlitten; abgesehen von einigen durch Speerwürfe Getroffenen war mir bis dahin kein Todesfall bekannt geworden.

Schlaflos vor Müdigkeit und Aufregung lag ich auf meinem Lager, als um 11 Uhr einige Wei mit der Botschaft eintrafen, bei Bangoa sei ein Europäer getödtet worden, die Uebrigen aber seien im Rückmarsch begriffen. Eine halbe Stunde später traf eine neue Hiobspost ein, der zufolge viele Weileute und Bali bei Bangoa gefallen seien, und bald darauf meldeten wieder Andere, alle vier Europäer seien todt!

Und leider nur zu bald wurde diese mir Anfangs ganz unglaublich klingende Kunde bestätigt, als noch um Mitternacht der größte Theil meiner Leute in vollkommen aufgelöstem Zustande auf der Station eintraf.

Sofort ließ ich Garega rufen, der auch alsbald mit einem Dutzend Bali, die ähnliche Meldungen gebracht hatten, zur Station kam.

Es wurde festgestellt, daß auf dem Wege nach Bangoa, Nachmittags gegen 5 Uhr, die durch das Gewehrfeuer herbeigerufenen Bafut, vereint mit den Bandeng, unsere Leute und etwa 1000 Bali, die den größeren Theil des linken Flügels unter Tita N'Ji gebildet hatten, mit großer Uebermacht angegriffen, sie über Bangoa zurückgeworfen und dieses selbst in Brand gesteckt hatten. Die vier Europäer, die vor Müdigkeit nicht weiter gekonnt, waren bei dieser Gelegenheit von der Uebermacht umringt, getödtet und ihre Leichen nach Bandeng geschleppt worden.

Diese niederschmetternde Nachricht wurde aber noch weiter dahin ergänzt, daß auch die Einwohner der verbündeten Dörfer Bangoa, Bambutu und Bafutchu, um sich gegen die Wuth der Bafut und Bandeng zu schützen, namentlich um das Niederbrennen ihrer eigenen Dörfer zu verhindern, zum Feinde übergegangen und sich nun gegen die Bali und Weileute gewandt hätten, indem sie die in ihren Dörfern Ausruhenden mit Palmwein bewirtheten und dann während des Trinkens den Ahnungslosen die Messer hinterrücks durch die Kehle zogen. Viele seien so getödtet worden; nachträglich wurde ihre Zahl auf etwa 170 Mann festgestellt und zwar 68 Wei und an 100 Bali.

Das war in der That eine unheilvolle Nacht nach einem so glücklich begonnenen Tage. So schmerzlich diese Verluste waren, so kamen sie im Augenblick zunächst weniger in Betracht, im Vergleich zu der Schwächung, die wir durch den Abfall der Bangoa-, Bambutu- und Bafutchuleute erfuhren; diese stellten zusammen doch immerhin eine Streitmacht von 1500 Mann dar; ohne sie waren wir vielleicht noch 3—4000 Mann, denen 5000 Bandeng und vielleicht 8000 Bafut gegenüberstanden.

Selbstverständlich war auch in dieser Nacht an keinen Schlaf mehr zu denken. Ich ließ sofort — es war indessen 3 Uhr

Morgens geworden — an Garega sämmtliches Pulver und die Steinschloßflinten der Handelsexpedition, etwa 150 Stück, zur besseren Bewaffnung seiner Leute übergeben.

Mit sorgenvollem Blick musterte ich meine eigenen wenigen Patronen auf der Station, da die gesammte mitgenommene Ersatzmunition, wo nicht dem Feinde in die Hände gefallen, so doch jedenfalls verloren war. Nicht eine Last hatte die mit dem Tragen der Feldausrüstung betraute Abtheilung gerettet; nach der Niedermetzelung der Europäer herrschte offenbar allgemeine Kopflosigkeit.

Jetzt vermißte ich doppelt die bei Barombi zurückgelassenen Patronen; sie konnten täglich eintreffen, da mein Schreiben an das Kaiserliche Gouvernement vor einem Monat oder länger schon abgegangen war. Ich ließ alsbald durch Vermittlung Garegas sich die gesammte Balimacht im Dorfe vereinigen, um für den Fall eines Angriffes am folgenden Tage gerüstet zu sein. Die beiden kranken Europäer sollten zu ihrer größeren Sicherheit und schnelleren Erholung mit Tagesgrauen nach dem 25 Kilometer entfernten Babessong zu Freund Fo Bessong, der 30 Krieger geschickt hatte, aufbrechen und denjenigen Theil der Weileute mitnehmen, den ich schon bisher aus Mißtrauen in ihren Muth nicht hatte am Kampfe Theil nehmen lassen, sowie unter Umständen auch Fühlung mit Banyang suchen, um die von der Küste zu erwartende Munition so rasch als möglich nach Bali zu befördern; ungefährdet erreichten sie denn auch Babessong.

Gegen 9 Uhr rückte der größte Theil der Bali wieder im Dorfe ein, mit ihnen die Führer der treu gebliebenen Bundesgenossen. Es wurde alsbald im Gehöfte Garegas, dessen Hauptkummer war, daß er keinen frischen Palmwein hatte, Kriegsrath gehalten.

Er und seine Leute hatten natürlich eine andere Auffassung von der Lage, als ich; sie fühlten sich noch immer als Sieger, war doch Bandeng zerstört und so und so viele Feinde niedergemacht. Daß diese uns nachträglich nochmals

überrascht und auf dem Rückzuge mit Hülfe der Bafut und besonders der abgefallenen Bundesgenossen einige Verluste beigebracht hatten, that dem errungenen Erfolge wenig Eintrag. Menschenleben standen in ihren Augen überhaupt nicht sehr hoch im Preise, und der Verlust meiner Begleiter lag ihnen nicht wie mir auf dem Herzen; drei waren ja noch am Leben, vor Allem ich selbst, und das schien ihnen die Hauptsache. Mir persönlich schrieben die Bali übernatürliche Kräfte zu, und Garega erbat sich mehrfach meine mich im Kampfe stärkende Zauberarzenei und war von seinem Glauben an eine solche nicht abzubringen, bemerkte vielmehr auf meinen Einwand, ich würde doch sicherlich, wenn ich eine solche hätte, auch meinen Kameraden davon gegeben haben: das sei eben ein so großer Zauber, daß ich ihn nicht einmal meinen Freunden mittheilen wolle! Im Uebrigen waren die Bali darüber einig, daß ein Angriff am folgenden Tage nicht zu besorgen sei, und bewiesen dadurch, daß sie unsere Feinde besser kannten, als ich. Darum konnte ich auch mit meinem Vorschlage, um das Dorf oder doch einen Theil desselben Wall und Graben zu ziehen, nicht durchdringen. Garega wies ihn lachend mit dem Bemerken zurück, wir seien die Sieger, nur durch Verrath und Hinterlist hätten die anderen einen Vortheil errungen. Sie würden nicht wagen, wiederzukommen, und wenn sie wiederkämen, würden wir sie nicht hinter Wall und Graben erwarten, sondern ihnen im offenen Felde entgegentreten und abermals Sieger sein.

Wenn auch im Innern weniger vertrauensselig, trug ich doch äußerlich dieselben Gefühle zur Schau, schon um den Muth meiner eigenen Leute, auf die der Tod der Ihrigen einen tiefen Eindruck gemacht hatte, nicht noch mehr zu erschüttern. Vor Allem tröstete ich sie durch Hinweis auf die nun bald eintreffende Munition; denn der Mangel an Patronen war für uns gleichbedeutend mit Wehrlosigkeit.

Die Wei, die bis zuletzt bei den Europäern ausgehalten hatten, unterzog ich einem Verhör.



Freiherr von Steinaecker. L. Hendel. G. Conrau.

N. Carstensen. Lt. von Spangenberg †. M. Huwe †.

F. Caulwell †. H. Nehber †. H. Tiedt †.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Dieses Verhör ist seiner Zeit dem Auswärtigen Amte eingesandt, mir aber leider zur Benutzung für dieses Buch nicht wieder zur Verfügung gestellt worden. Daß die Aussagen ziemlich verworren und widersprechend ausfielen, wird Niemand, der Neger kennt und das Außerordentliche der Lage in Betracht zieht, Wunder nehmen. Jedenfalls war soviel mit Bestimmtheit daraus zu entnehmen, daß alle Europäer einen raschen Tod gefunden hatten und zwar wohl schon auf dem Wege von Bandeng nach Bangoa, wo sie von den nachdrängenden Bafut offenbar überrascht und von den eigenen Leuten mehr oder weniger im Stich gelassen, einzeln nach heftiger Gegenwehr niedergemacht und ihre Leichen vom Feinde mitgenommen wurden. Nehber und Huwe sanken von vielen Speeren durchbohrt todt nieder, wie dies des Ersteren Diener, der sich unter einem Busche versteckt hatte, mit eigenen Augen gesehen haben will. Von Spangenberg und Tiedt schossen bis zur letzten Patrone ihre Gewehre ab und sollen, von Feinden umringt, sich zuletzt mit den eigenen Revolvern den Tod gegeben haben. Unsere Leute, die augenscheinlich nicht mehr zusammengehalten, sondern im ersten Schrecken das Weite gesucht hatten, gaben zu ihrer Entschuldigung an, daß sie vollständig ohne Munition und damit wehrlos gewesen seien. Lt. von Spangenberg hätte nach dem Abmarsch von Bandeng die Ausgabe neuer Patronen verweigert, ein Beweis für mich, daß auch er den allgemeinen Irrthum theilte, als ob mit der Zerstörung des Dorfes alles beendigt und von keiner Seite mehr etwas zu befürchten sei. Auch deuteten die sämmtlichen Aussagen der Schwarzen darauf hin, daß die Europäer und insbesondere Lt. von Spangenberg, wohl infolge der überstandenen Anstrengungen und des großen Durstes, gleich mir am raschen Marschiren verhindert und deshalb zurückgeblieben waren.

M'Bo wurde mit einer Anzahl Leute zur Suche abgesandt; ich selbst konnte nicht mit, da ich infolge der ungeheuren Anstrengungen an Blutharnen litt. Aber leider brachte M'Bo nur

die bestätigende Nachricht, daß die Weißen bei Bangoa niedergemetzelt, ihre Leichen nach Bandeng geschleppt und nirgends Spuren von ihnen zu finden seien. Zugleich meldete er, daß er weit und breit keinen Feind mehr gesehen und die Dörfer der abgefallenen Bundesgenossen ausgeplündert sowie dem Erdboden gleich gemacht habe. Schon bei seinem Anmarsche traf er alle Ortschaften vollkommen menschenleer, und daß sie ganz plötzlich verlassen sein mußten, dafür sprach unter Anderem, daß im Palmweinhause von Bangoa, worin wir vor dem Sturme genächtigt hatten, noch ein Theil der Feldbetten und eine schwere wollene Reisedecke aufgefunden wurde, die mir meine Mutter gehäkelt und mit auf die Reise gegeben hatte. Diese Decke war zu einer gewissen Berühmtheit gelangt; denn im Gegensatz zu den dünnen, im dortigen Handel vorkommenden Baumwollstoffen galt sie als eine besondere Kostbarkeit, um so mehr, als man den Werth kannte, den ich ihr selbst beilegte. Obwohl das Ziel vieler Wünsche, wußte doch nach und nach männiglich, daß sie für alle Schätze Afrikas nicht zu erstehen sei. Da ich wohl manchmal Anlaß nahm, den Leuten klar zu machen, woher die Decke stamme und weshalb sie mir so theuer sei, so ging sie schließlich allgemein unter dem Namen „Mammy". Obwohl von Haus aus nicht eben rührsam, so konnte ich mich doch einer tiefen Bewegung nicht erwehren, als mir plötzlich einer der mit M'Bo zurückkehrenden Balikrieger die Decke, ohne weiter ein Wort zu sagen als: „Mammy!" — freudig grinsend in den Schoß legte.

Eigenartig war die Art und Weise, wie Garega mir sein Beileid ausdrückte, nachdem der Tod der vier Europäer gewiß war.

Er kam mit seinen beiden vertrauten Leibsklaven auf die Station, setzte sich bei mir nieder und hieß einen seiner Begleiter in einer Schale etwas Erde aus den Häusern der vier Gefallenen holen. Alsdann wurde das Gefäß mit Wasser gefüllt, der Inhalt umgerührt, und in einer feierlichen Weise sich erhebend, voll natürlicher Würde und Anstand,

ließ der alte Häuptling mir sagen: „Die vier Freunde des Weißen sind todt, und ich sehe Kummer in seinen Mienen. Und da es auch mir nicht mehr vergönnt ist, seine Gefährten zu sehen, so will ich Erde trinken, auf der ihr Fuß hier in Bali gewandelt hat und so auch noch nach ihrem Tode mit ihnen etwas Gemeinsames haben.“ Und dann tranken er und seine Begleiter aus der Schale.

Unsere Feinde dachten, wie Garega mit Recht vorausgesehen, nicht im Mindesten daran, uns zu belästigen, vielmehr lagen sie sich bereits selbst in den Haaren, und zwar waren Weiber, die in Afrika noch eine weit größere Rolle spielen, als in Europa, schuld daran. Der Häuptling von Bandeng hatte nämlich bei unserem Angriffe 30 seiner Weiber nach Bafut in Sicherheit gebracht, und diese wollte der dortige jetzt nicht mehr herausgeben.

So war in der That für die nächste Zeit jede Gefahr verschwunden, und die Weiber des Dorfes erhoben nun eine unendliche Todtenklage um die Gefallenen, deren Zahl ich nie ganz genau feststellen konnte, aber worunter sich auch der oben erwähnte Anführer der Krieger Garegas befand. Als das Geschrei zu arg wurde, hieß Garega die Weiber das Heulen einstellen unter der Drohung, sie alle für ein paar Faß Pulver in die Sklaverei zu verkaufen; sonst seien sie doch zu nichts nutz, mit dem Pulver aber könnte er wenigstens die Erschlagenen rächen!

Von Babessong erhielt ich inzwischen Nachrichten, insofern der Zustand der beiden Europäer Carstensen und Caulwell sich rasch besserte, so daß ich sie schon nach acht Tagen zurückbeordern konnte. Nur von der Küste kam weder Munition noch überhaupt eine Nachricht, was mich Garega und seinen Leuten gegenüber in ein schiefes Licht brachte, da ich ihnen stets von meinem großen und mächtigen Freund an der Küste, dem Gouverneur, vorrenommirt hatte.

Ueberdies brannte ich meinerseits danach, die Scharte aus-

zuwetzen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit Freund und Feind kennen gelernt, und der Ausgang eines neuen Kampfes war mir unter diesen Umständen unzweifelhaft, aber dazu brauchte ich Patronen und immer wieder Patronen!

Ein Gewehrappell auf der Station ergab, daß ich nur noch über 130 Karabiner und 2000 Patronen verfügte. Alle übrige Munition war theilweise im Gefecht verbraucht worden, zum größeren Theile aber auf dem Rückmarsch von Bandeng nach Bali verloren gegangen. Unter diesen Umständen schien um so größere Sparsamkeit geboten, als ich mich vor dem Rückmarsche zur Küste doch nicht vollständig verschießen durfte. Denn wenn ich auch mit allen zwischenliegenden Volksstämmen zur Zeit in Frieden lebte, so glaubte ich doch damals, mit ungeladenen Gewehren diesem Frieden nicht unbedingt trauen zu dürfen.

Obwohl ich am 8. Februar eine ausführliche Post durch Fo Bessong nach Kamerun geschickt und sie durch meinen im ganzen Lande als „Amtssiegel" wohlbekannten silbernen Krückstock beglaubigt hatte, hielt ich es doch nach reiflicher Ueberlegung für das Gerathenste, selbst aufzubrechen und nach Kamerun zu gehen. Bis jetzt hatte mein Ansehen nicht gelitten, denn wir waren ja nach Ansicht der Bali und selbst der unserer Gegner Sieger geblieben. Allein durch ein weiteres thatenloses Zusehen konnte es jedenfalls nicht gewinnen und überdies — wer konnte wissen, was an der Küste los war?

Die andauernde gänzliche Nachrichtenlosigkeit in Verbindung mit einer durch die letzten Ereignisse wohl entschuldbaren Nervosität ließ die sonderbarsten Vermuthungen in mir auftauchen; denn das Kaiserliche Gouvernement hatte doch früher unter viel schwierigeren Umständen stets Fühlung mit mir zu unterhalten gesucht.

Garega gewährleistete mir vollständige Sicherheit für Carstensen, der mit 200 Mann oben auf Bali bleiben sollte, während Caulwell den Auftrag hatte, mich mit dem Rest nach Banyang zu begleiten und dort eine Handelsstation anzulegen,

die selbstredend zugleich auch als eine Art Beobachtungsposten dieser noch immer etwas unsicheren Kunden dienen sollte.

Meine Weijungen hatten sich zwar mittlerweile bei den Fleischtöpfen Garegas und der liebevollen Pflege der Baliweiber über den Verlust ihrer Landsleute wieder getröstet, doch gab ich mich darüber keiner Täuschung hin, daß es bei meinem Abmarsch zu einer „Aussprache“ kommen würde, da eben vermuthlich Alle mit mir nach der Küste zurückkehren wollten; ich hatte daher schon vorher die zweifelhaften Elemente zu meiner Begleitung ausgeschieden und nur die „Besten“ zum Bleiben bestimmt. Als nun die Trennungsstunde schlug, und ich an die Zurückbleibenden eine wohlgesetzte, mit guten Ermahnungen und schönen Versprechungen gewürzte Abschiedsrede hielt, trat denn auch wirkich der zum Bleiben bestimmte Aufseher — nicht Bai Tabe — vor, und begann eine offenbar wohl vorbereitete Ansprache mit den Worten: „Please, Sir, I think we all go better down too!“ „Bitte, Herr, ich glaube, es ist besser, wir gehen Alle miteinander hinunter!“ Weiter ließ ich ihn nicht kommen, und, meine wahren Gefühle unter einer ingrimmigen Miene verbergend, donnerte ich ihn mit einem so furchtbaren „What you want?“ — „Kerl, was willst Du?“ — an, daß er schleunigst wieder Kehrt machte und sich mit seinen Leuten bei Carstensen meldete.

So brach ich denn am 12. Februar mit Caulwell, 100 Wei und 40 Bali auf. Auch Fo Bessong gab mir 10 Mann Begleitung mit zur Küste. Er hatte, wie schon bemerkt, die 5 Tage vorher durch meinen Stock beglaubigte Post nach Sabi geschickt und dieser sie bis nach Fo Tabe befördert. In Miyimbi blieb ich einen Tag, um mit den Eingeborenen wegen der künftigen Anlage einer Station zu sprechen, womit sie sich einverstanden erklärten. Ich wählte auch sofort einen geeigneten Bauplatz aus, etwa 3/4 Stunden vom Dorf, auf einer Anhöhe mit anscheinend fruchtbarem Boden, deren Fuß der Fluß Fi bespült. Miyimbi gab mir auf meinen Wunsch ebenfalls 9 Leute mit. Denn es kam mir darauf an, möglichst viele Eingeborene nach der Küste

zu bringen, um sie mit den dortigen Verhältnissen vertraut zu machen und um ihnen zu zeigen, daß Alles, was ich bisher von dort erzählt hatte, auf Wahrheit beruhe.

Es fiel mir unterwegs auf, daß die Banyangdörfer vielfach von ihren Bewohnern verlassen waren, und als ich nach Fo Tabe kam, war das erste, was ich zu Gesicht bekam, mein im Dach des Versammlungshauses steckender Stock mit der daran gebundenen Post. Ein Bayong, Sklave Fo Tabes, hielt dabei Wache und erklärte, man hätte sich gefürchtet, den Stock mit der Post nach N'Guti zu befördern, weil man einen bösen Zauber in den Briefen vermuthete. Die Eingeborenen des Difanggebietes wären beim Anblick meines Stockes geflohen; das sei der Stock des großen Zauberers, und nun werde er bald selbst kommen! Auch sollte ich mich in einen Elefanten verwandelt und dem Difang gehörige Dörfer zerstört haben. Thatsächlich fanden wir kurz vor Difang zwei Ortschaften und die dabei befindlichen Bananenpflanzungen vollständig durch Elefanten verwüstet. Die Elefanten hatten die fleischigen Stämme der Bananen meist mit den Zähnen aufgeschlitzt, das zartere Mark verzehrt, und sich dann auf den Stauden gewälzt, so daß diese platt am Boden lagen. Auch in die Gehöfte waren sie eingedrungen, hatten die Dächer abgehoben, das darunter befindliche Maiskorn sich zu Gemüthe geführt und indem sie sich vermuthlich an den Hauswänden reiben wollten, diese umgedrückt. Kurz, überall war ein Bild der Zerstörung. Auch die mich begleitenden Bali ließen es sich nicht nehmen, daß ich mit meinem Krückstock, worin sie wohl den Zauberstab erblickten, der Urheber dieser Zerstörung sei und priesen sich glücklich, den großen Zauberkünstler zum Freunde zu haben.

Aus diesen und manchen anderen Anzeichen konnte ich ersehen, daß der Tag von Bandeng uns thatsächlich im Lande als Sieg angerechnet wurde und allenthalben großen Eindruck gemacht hatte.

In Eilmärschen zogen wir dann nach Kamerun, wo wir

am 1. März zu nicht geringer Ueberraschung des Gouverneurs eintrafen, der bereits am 3. Februar geglaubt hatte, uns als todt zu den Akten schreiben zu müssen, da an diesem Tage durch Eingeborene die Nachricht überbracht worden war, die gesammte Expedition sei im Graslande vernichtet worden. Durch meine schon Mitte Januar in Kamerun eingetroffene und gleichfalls bei den dortigen Akten ruhende Meldung, daß ich schleunigst Patronen benöthigte, da schwere Kämpfe bevorständen, hatte jene Nachricht einen gewissen Grad von Glaubwürdigkeit erhalten.

Wenn ich mich deshalb einigermaßen wunderte, daß von Seiten des Gouvernements so garnichts geschehen war, um obiges Gerücht von unserer gänzlichen Vernichtung durch geeignete Schritte auf seine Wahrhaftigkeit zu prüfen, so darf man mir dies nicht allzu übel nehmen, wenn ich gleich nicht verhehlen will, daß ich meine Unabhängigkeit und Selbständigkeit dem Gouvernement in Kamerun gegenüber stets nachdrücklich betont hatte und man mir somit mit einem gewissen Rechte sagen konnte: „Tu l'as voulu, Georges Dandin!“ Auf meine dringenden Vorstellungen hin fand sich der Gouverneur aber bereit, 120 Mann mit Gewehren und ausreichender Munition, nach Bali zu entsenden. Dieser Karawane schloß sich ein Vertreter der Firma Jantzen & Thormählen, Herr Conrau, an, um den gefallenen Herrn Nehber zu ersetzen.

In Herrn Conrau, den ich mir in Kamerun besonders ausgebeten hatte, erhielt die Handelsexpedition einen Führer, der in jeder Beziehung geeignet war, seinen Vorgänger zu ersetzen, da er gleich diesem mit guter Bildung und vornehmer Gesinnung eine große Bescheidenheit und die seltene Gabe verband, die eingeborene Bevölkerung richtig zu behandeln.

Zu gleicher Zeit schickte ich von Kamerun aus einen Bericht an das Auswärtige Amt, worin ich um Bewaffnung der Bali von Reichswegen mit 2000 Mausergewehren bat. Beim Fehlen einer Schutztruppe war dies die einzige Möglichkeit, uns oben auf die Dauer zu halten und auszubreiten. Die Bewaffnung

mit Mausergewehren schlug ich deshalb vor, weil dadurch die Bali in der Patronenfrage immer von uns abhängig blieben, und weil Steinschloßgewehre, in solchen Mengen verschenkt, diesen wichtigen Handelsartikel zum Schaden der Kaufleute sehr entwerthen mußten. Im Allgemeinen weiß der Eingeborene mit Steinschloßflinten besser umzugehen und ich persönlich wäre auch mit dieser billigeren Bewaffnung zufrieden gewesen. Gleichzeitig bat ich um Ersatz für die gefallenen Europäer.

Denn mit Carstensen allein war ich nicht im Stande, die mir gestellten Aufgaben zu erfüllen, wenn es auch dankbar anerkannt werden muß, daß die Beamten der Handelsexpedition, soweit dies mit den Interessen ihrer Firma zu vereinigen war, sich unserer Sache mit Leib und Seele zur Verfügung stellten. Das hatten Nehber, wie Tiedt gethan, und ebenso handelten auch ihre Nachfolger Caulwell, Conrau und der letzte Führer der Handelsexpedition, Herr Lucas Hendel, ein alter Afrikaner von echtem Schrot und Korn und urwüchsigem Auftreten.

Mit dem Gesuch um Ersatzmänner verband ich den Vorschlag, zwischen Bali und Mundame sowohl aus politischen wie handelswirthschaftlichen Gründen einen Weg zu bauen.

Auf der Strecke von Kamerun bis Mundame war der Mungofluß benutzbar, eine zwar für die Schiffahrt etwas unsichere, fürs erste aber immerhin ausreichende Verkehrsstraße. Ich machte mich anheischig, die auf der Ueberlandstraße Mundame-Baliburg anwohnenden Eingeborenen zum Ausbau des Weges aufzubieten. Wenn man den Handel des Hinterlandes allmählich nach der deutschen Küste ableiten, in jenen Gegenden einige Ordnung und Sicherheit schaffen, kurz sie überhaupt mit dem Sitze der Regierung, zu der sie doch, wenn auch zunächst nur dem Namen nach, gehörten, in Verbindung bringen wollte, war dies nach meiner Ansicht das beste, einfachste und zugleich billigste Mittel.

Aber ich merkte bald, daß meine Pläne beim Kaiserlichen Gouvernement keinen sonderlichen Beifall mehr fanden. Die

eingangs dieses Capitels erwähnte Monopolverordnung fand ich bereits durchbrochen, insofern den Dualaleuten erlaubt worden war, sich gerade in denjenigen Gegenden, wo die Firma Jantzen & Thormählen ein ausschließliches Handelsrecht besaß, anzusiedeln und dort mit englischen Vorschußgeldern Handel zu treiben. Auf diese Weise hatte die deutsche Firma die Kosten und Gefahren, die Engländer aber den Vortheil, was durch die Verordnung eben verhindert werden sollte.

Auch in den kaufmännischen Kreisen Kameruns hatte ich eigentlich nur die Vertreter der beiden deutschen Firmen auf meiner Seite; die übrigen Handelshäuser, wenn ich nicht irre neun, sind in englischen Händen, deren Inhaber vielfach auch in Kalabar oder in den Oelflüssen Faktoreien besitzen. Daß sich diese Firmen zu meinen Bestrebungen, den Handel des Hinterlandes von Kalabar und den Oelflüssen weg nach Kamerun zu leiten, zum mindesten gleichgültig verhielten, wird Niemand Wunder nehmen. Was ich im Innern an europäischen Waaren getroffen hatte, Flinten, Pulver, Zeuge, Messing, stammte zum allergrößten Theile aus den Faktoreien der englischen Interessensphäre.

Ohne Geld waren meine Vorschläge allerdings nicht ausführbar, doch wäre mir mit einer einmaligen Summe von 150 000 Mark schon gedient gewesen.

Ich zog mich daher nach Erledigung der Geschäfte in Kamerun mit meinen Leuten nach der Barombistation zurück, um von dort aus schon mit dem Bau der Straße zu beginnen und zugleich das Eintreffen des Ersatzes an Europäern und Waffen abzuwarten. Meine Anwesenheit auf Baliburg erschien nicht nöthig, da Carstensen regelmäßige Berichte schickte, denen zu Folge die dortige Lage unverändert war.

Am 25. Juni kam denn auch der sehnlichst erwartete Ersatz an, und zwar in der Person des Rittmeisters von Gemmingen und des Lieutenants F. Hutter, nebst den erbetenen Gewehren, 2000 an der Zahl.

Das Hinaufschaffen der Gewehre und der Munition bis Baliburg machte sehr viel Schwierigkeiten. Einmal hatte die Regenzeit früher wie sonst eingesetzt, dann aber waren nicht genügend Träger vorhanden. Erst als Garega mir nach der mittlerweile von Caulwell angelegten Miyimbistation 300 Bali schickte, ging die Sache etwas besser.

Am 23. August traf ich, nach fast siebenmonatlicher Abwesenheit, mit Lieutenant Hutter zunächst wieder in Bali ein, wo ich alles in Ordnung und in Erwartung der Dinge fand, die da kommen sollten; Herr von Gemmingen sollte später nachfolgen.

Unser Erscheinen verfehlte nicht, überall im Lande großes Aufsehen zu erregen, und alsbald schickten zwei größere, dicht bei Bandeng belegene Stämme Gesandtschaften mit reichlichen Geschenken und der Bitte um Freundschaft.

Garega vor allem war hoch erfreut, daß ich wieder Patronen oder, wie er sich ausdrückte, daß der Leopard wieder Zähne hatte.

In den ersten Wochen meines Aufenthaltes auf Baliburg, die ich zu wiederholten Besprechungen mit Garega über unser künftiges Verhältniß und unsere nächsten Pläne benutzte, gelang es mir, mit ihm einen Vertrag abzuschließen, den ich hier in seinem Wortlaut folgen lasse. Dieser Wortlaut ist allerdings mehr für die Akten des Auswärtigen Amtes, als für das Verständniß eines schwarzen Häuptlings berechnet, und begegnet deshalb vielleicht bei Manchem einer kopfschüttelnden Beurtheilung. Demgegenüber kann ich nur versichern, daß Garega über den Inhalt des Vertrages bis aufs Kleinste von mir, zum Theil in der Balisprache sogar, aufgeklärt wurde, und daß die Dolmetscher ihr Möglichstes thaten, um jeder falschen Auffassung oder Mißdeutung vorzubeugen.

Die Bestimmungen des Vertrages waren folgende:

Um den Stamm der Bali zu jener Macht und jenem Ansehen zu bringen, wodurch dieser zur Führerschaft über die Stämme im nördlichen Kamerungebiete befähigt wird, schließen

obengenannte Personen, und zwar Garega, als selbständiger Häuptling, für sich und sein Volk, Dr. Zintgraff, als Beauftragter der deutschen Regierung, vorbehaltlich der Genehmigung letzterer, nachstehenden Vertrag ab:

I.

Dem Dr. Zintgraff wird von Garega die Ausübung aller Gewalt über die Baliländer übertragen, soweit Garega selbst zur Zeit über eine solche verfügt, namentlich das Recht über Leib und Leben der Bali, sowie die ausschließliche Entscheidung über Krieg und Frieden.

II.

Garega verpflichtet sich demgemäß, den Anordnungen des Dr. Zintgraff, welche derselbe im Interesse der Bali zu treffen für gut befindet, unbedingt Folge zu leisten, sowie denselben Geltung zu verschaffen, auch die von Dr. Zintgraff verhängten Strafen entweder selbst zur Ausführung zu bringen, oder deren anderweitige Vollstreckung rückhaltlos anzuerkennen, sowie endlich gelegentlich der von Dr. Zintgraff für nothwendig erachteten Kriege seine Mannschaften unentgeltlich zur unumschränkten Verfügung des Dr. Zintgraff bereit zu halten, im Uebrigen aber sich selbst, aus eigenem Antriebe und ohne Zustimmung des Dr. Zintgraff, nicht in kriegerische Unternehmungen einzulassen.

III.

Dagegen wird dem Häuptling Garega die Begründung, Anerkennung und der Schutz seiner Stellung als oberster Häuptling über die umwohnenden Stämme des nördlichen Kamerun-Hinterlandes zugesichert.

IV.

Von den angrenzenden Stämmen wird eine regelmäßige Abgabe, von den binnenländischen, durch das Baligebiet ziehenden Handelskarawanen ein bestimmter Wegezoll erhoben, welche Einkünfte zwischen Dr. Zintgraff und Garega zur Bestreitung der

Verwaltungsunkosten von Nord-Kamerun getheilt werden, und zwar so, daß der Antheil des Dr. Zintgraff als für direkte Verwaltungsunkosten, wie namentlich für Wege- und Brückenbau, Ergänzung von Waffen und Munition, Lebensunterhalt der Stationen u. s. w. in Verwendung kommt, während der Antheil Garegas als eine demselben von Reichswegen ausgesetzte Belohnung für treues Festhalten an den geschlossenen Verträgen anzusehen ist.

V.

Die Festsetzung der Höhe dieser Abgaben, die Anlage der Zollstationen, die Anstellung der Zollaufseher und damit zusammenhängende Anordnungen unterliegen in Gemäßheit von I dem Gutbefinden des Dr. Zintgraff ausschließlich.

Dieser Vertrag wurde vom Auswärtigen Amte später bestätigt.

Ueber die nach dem Vertragsschluß stattgehabte Feierlichkeit berichtete Lieutenant Hutter an das Auswärtige Amt Folgendes:

Im Anfange drehte sich das Gespräch um gleichgültige Gegenstände, — comme chez nous — es wurde durch doppelten Dolmetscher geführt in der Weise, daß z. B. Dr. Zintgraff in englischer Sprache unserm Dolmetscher etwas sagte, dieser sagte es in der Weisprache Fonté und dieser endlich in der Balisprache dem König; in gleicher Weise ging es zurück; will der König sich nur mit seinen Vertrauten oder seinem Rathe besprechen, bedient er sich einer eigenen Geheimsprache, wie die alten Aegypter-Priester ihrer Geheimschrift. Bald aber kam es zum eigentlichen Palaver; dem König ward der zu Papier gebrachte Vertrag vorgelesen und erklärt: Dr. Zintgraff, und wenn dieser nicht oder nicht mehr hier ist — Lieutenant Hutter, dann der nächste Weiße u. s. w. ist in Bali Herr über Leben und Tod, hat alle Strafgewalt, entscheidet über Krieg und Frieden, über allen zu entrichtenden Tribut unterworfener Stämme, vor ihn kommen alle Palaver mit anderen Stämmen — dies sind die Hauptpunkte des so bedeutungsvollen, weitreichenden Vertrages. — Der König zeichnete sodann mit ungefüger Hand sein Hand-

zeichen: drei Kreuze, wobei er hartnäckig die beiden Seiten des großen Bogens bemalen wollte! Als Zeuge setzte ich meinen Namenszug darunter. — Der Vertrag war abgeschlossen; und dieser Moment bezeichnet den Beginn der Zeit, wo Kamerun nun erst mit Recht behaupten darf, das Hinterland wirklich zu besitzen, und dieses Hinterland besteht nicht in den paar elenden Dörfern am Mungo; das ist das Waldland und noch mehr das Grasland mit seinen menschenreichen Stämmen, die in richtig geleiteten Bahnen hinunterfluthen müssen an die Küste und, erschlossen und erschließend, nützend und selbst Nutzen ziehend, im steten Verkehr mit den Weißen, unserer Kolonie ihren Werth, ihre Bedeutung geben werden. — Glatt, ohne Einspruch des Königs oder des Rathes ging der Vertragsabschluß vor sich: Garega hatte schon längst alles reiflich erwogen und schenkt den Weißen Vertrauen, hatte er doch schon früher einmal zu Dr. Zintgraff gesagt: „Wir sind zwar zwei Leiber, aber nur ein Herz." Hierauf stand er auf und feuerte sein Gewehr vor uns ab, was nur der Untergebene zur Ehrung seines Gebieters thut.

Geradezu klassisch ausdrucksvoll und besser verständlich als die längste Rede, war die Feierlichkeit, durch die diese Uebertragung der Königsgewalt auf den Weißen der König seinem Volke darthat.

Dr. Zintgraff und ich traten hinaus auf den Königsplatz, mit uns der „Rufer" des Königs, sowie Fonté und Tituat, — der König blieb zurück: nicht er mehr, der Weiße tritt fortan in den Kreis des Volkes — nun wird ein Huhn gebracht, und der Rufer gebietet Stille; lautlos lauscht die tausendköpfige Menge, was ihr König ihnen mittheilt; ein Mann bringt etwas Pfeffer, den Dr. Zintgraff kauen und in den Schnabel des Huhnes speien muß; dann geht der Rufer mit dem Huhn, es an den Füßen haltend, an die Gewehre heran, die in langen Reihen daliegen, bestreicht sämmtliche Gewehre, an den Reihen entlang schreitend, mit dem Kopf des Huhnes und ruft dabei

fortwährend mit lauter Stimme: gleichwie das Huhn dadurch, daß der Weiße ihm den Pfeffer in den Schnabel gebracht, ihm als Eigenthum gehöre, gehörten ihm auch alle Gewehre, die das Huhn berühre. So ging er in weitem Kreis umher, und jedes Gewehr berührte das Huhn — halbtodt gemartert durch dies Verfahren, denn Mitleid mit Thieren kennt der Neger nicht — alle Kriegsmacht gehörte nunmehr den Weißen; sodann trat der Rufer zu Dr. Zintgraff und mir zurück, und nun mußte ersterer das Huhn ergreifen und hoch schwingend ihm den Kopf an der Steinpyramide zerschmettern; darauf knallen fünf Schüsse, und die Ceremonie ist zu Ende; ihre Bedeutung ist die: gleichwie das Huhn, gehört die ganze Kriegsmacht der Bali dem Weißen; wie er Macht hat, das Huhn, sein Eigenthum, zu tödten, so hat er fortan Macht, jeden, der ein Gewehr trägt, eine Waffe führt, zu zerschmettern, zu tödten, und das ist in Bali jeder vom 14. bis zum 70. Jahre! — eine Symbolik fürwahr, wie sie treffender nicht gedacht werden kann.

Dann schritten wir die Reihen ab; eine stattliche Anzahl Gewehre ist schon in den Händen dieses kriegerischen und kriegsfrohen Graslandstammes, wohl an 700 Hinterlader und 1000 Feuersteingewehre; haben die einmal schießen gelernt und ist das Gehorchen ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, dann getraue ich mich mit ihnen den Teufel aus der Hölle zu holen, mit diesem „Volk in Waffen“ im Innern Afrika's! — und doch sah ich heute nur den kleineren Theil dieser Zukunftstruppe!

Das Palaver auf dem Königsplatz war zu Ende; die Bali strömten auseinander, Schüsse knallten, endloses Geschrei durchhallte die Luft. Wir gingen zurück zum König, der mittlerweile den Kriegsschmuck mit dem „Gewande des Bürgers“ vertauscht und behaglich bei seinem warmen Palmwein saß. Mächtige Kalebassen wurden herbeigeschleppt und der „Umbtrunk“ begann von Neuem. Jeder Bali, glaube ich, kommt mit einer Kalebasse voll Palmwein auf die Welt, und so stellte jeder seinen Mann; ein ganz unheimlicher Zecher aber war einer vom „hohen Rath“,

ein fröhlicher Alter, der mich an jenen gewaltigen Zecher Halwar zu weiland Held Frithjofs Zeiten gemahnte, der schweigsam draußen saß vor Jarl Angantyr's Methhalle und treulich Wache hielt:

„Eins war dem Alten eigen,
Stets trank das Horn er leer
Und reicht es dann mit Schweigen
Hinein und heischte mehr.“ —

So saß auch mein Bali-Palmweinzecher schweigend abseits vom Kreise der anderen, und reichte nur in stets gleich kurzen Pausen sein leeres Büffelhorn dem Palmweinschenken in den Kreis hinein!

Gegen 5 Uhr kehrten wir nach der Station zurück; in Bali drüben ward wacker weiter getrunken, und bis spät in die Nacht hinein tönten die Pfeifen, die Trommeln, der Lärm des Tanzes hinüber nach Baliburg. Soweit Hutter.

Die Bereitwilligkeit der Bafut und Bandeng, Frieden zu schließen, war uns schon mehrfach berichtet worden. Ich beeilte mich jedoch nicht sonderlich mit dem Beginn der offiziellen Verhandlungen. Denn scheiterten diese, so mußte doch wieder das Schwert entscheiden; wir hatten aber noch lange nicht genügend Waffen und Munition auf Baliburg und erklärlicherweise auch nicht hinreichend ausgebildete Mannschaften, um einen neuen Krieg zu führen, der unbedingt mit der Vernichtung der Gegner endigen mußte, wenn unser Ziel, die Bali zur Vormacht unter den Graslandstämmen zu erheben, erreicht werden sollte. Es war so wie so auffallend, daß die Bandeng sich weigerten, vor Beginn der Unterhandlungen die Ueberreste der vier Europäer als Beweis ihrer friedlichen Gesinnung auszuliefern.

Lieutenant Hutter hatte alsbald mit der Ausbildung der Bali zu Soldaten begonnen, während Herr von Gemmingen an das Kaiserliche Gouvernement abgegeben und von diesem nach Edea in Süd-Kamerun geschickt wurde, wo er kurz darauf verstarb. So waren wir nur noch zu dritt, um 2000 Mann

heranzubilden und einzuexerzieren, sowie um einen etwa 200 Kilometer langen Weg zu bauen.

Schwer empfanden wir daher den Mangel an europäischen Kräften. Einer von uns dreien war in der Regel auf dem Wege zwischen Bali und Kamerun, der Leiter auf Baliburg hatte dann so viel mit den äußeren Angelegenheiten zu thun, daß für den inneren Dienst, insbesondere für die Ausbildung der Bali mit den Gewehren, nur ein Einziger übrig blieb! In jedem meiner Berichte bat ich daher um einige weitere Europäer, namentlich da doch auch der an drei Stellen in Angriff zu nehmende Wegebau, die Anlage dreier Stationen im Waldlande und deren spätere Besetzung und Instandhaltung weiße Hülfskräfte verlangte. Dieses Bedürfniß wurde so dringend, daß ich schließlich dem Auswärtigen Amte meinen Gehalt zur Verfügung stellte, um dafür wenigstens einige Unterbeamte herausgeschickt zu erhalten; Lieutenant Hutter arbeitete in der ersten Zeit überhaupt ohne jeden Gehalt! Mein Anerbieten wurde nun allerdings nicht angenommen, hatte aber doch den Erfolg, daß am 26. Dezember 1891 Lieutenant a. D. von Steinäcker als erwünschte Unterstützung für Lieutenant Hutter und außerdem der Wegemeister Böckner eintrafen, gleichzeitig allerdings auch leider der Befehl, von einem vom Auswärtigen Amte vorher schon befohlenen Vorstoß zum Tsadsee wieder abzustehen, wozu ich schon im Stillen die Vorbereitungen begonnen hatte.

Die Hauptaufgabe, nämlich die Ausbildung der Bali, fiel zunächst den beiden Offizieren zu. Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, daß es den Bali an trefflichen soldatischen Eigenschaften nicht gebrach. Immerhin war es eine schwere, ein hohes Maß von Geduld erfordernde Aufgabe, den Leuten einen Begriff von „Subordination“ und militärischer „Disziplin“ in unserem Sinne beizubringen. Zum Beweise dessen mag es hier gestattet sein, einige mehr oder minder bezeichnende Scenen aus dem Soldatenleben auf Baliburg dem Leser vorzuführen.

Die Art und Weise des Kommandirens erregte anfänglich

bei unseren Balisoldaten Befremden, so daß sich eines Tages eine Abordnung der schwarzen Unteroffiziere bei mir darüber beschwerte, daß sie beim Exerzieren immer gleich so „angeschrieen“ würden, ehe sie etwas verbrochen hätten; es könnte doch wie sonst immer alles in Ruhe vor sich gehen. Die Leute meinten damit die lauten Kommandoworte, die natürlich wesentlich von der ihnen sonst gewohnten, ruhigeren Befehlsweise abwichen. Nachdem ihnen der Zweck des kurzen und der Nutzen des lauten Kommandirens auseinandergesetzt war, gingen sie beruhigt und erfreut von dannen, und von Stund ab hörte man gerade die Baliunteroffiziere aus Leibeskräften ihre Kommandos rufen.

Im Erfassen des Begriffes Manneszucht machten die jungen Balisoldaten ebenfalls gute Fortschritte. Herr Lieutenant Hutter berichtete mir darüber:

„Als ich im April 1892 in Ihrem Auftrage mit der damals erst aus 50 Mann bestehenden Truppe gegen Bagangú zu marschirte, ging ich, dem Befehl gemäß, bis an die Felder des Dorfes heran. Dort hatte ich zu warten, bis Sie mit einer größeren Zahl Irregulärer nachfolgen würden. Garega jedoch war der Ansicht, es sei unmöglich, eine noch größere Zahl an dem gleichen Tage mobil zu machen, und es erschien in Befolgung dieser zwischen Ihnen und dem Häuptling gemachten Vereinbarung rathsamer, die Unternehmung für diesen Tag aufzugeben, Tita N'Yi, der älteste Sohn des Garega, der bei allen Bali als tapferer Krieger in höchstem Ansehen steht und für seinen Theil gegen 1½ Tausend Mann zu führen pflegt. Dieser theilte mir die Abänderung des Beschlusses mit und schloß daran das Ersuchen, wieder umzukehren; ich wartete jedoch — der Instruktion gemäß — schriftlichen Befehl von Ihnen ab. Als Tita N'Yi sah, daß ich blieb, wandte er sich zu meinen Soldaten; aber siehe, die Worte und Aufforderungen des gefürchteten Tita N'Yi zur Umkehr waren wirkungslos: auch sie blieben, treu ihrem Offizier. Wer die unumschränkte Gewalt des Häuptlings über seine Hörigen, aus denen doch die Truppe bestand, bei den

Graslandstämmen kennt, dem wird dieser Vorfall ein außerordentlicher Beweis für die Disziplin und Anhänglichkeit der Balitruppe an ihren Führer sein.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich, als ich bei meinem Abmarsch von Baliburg von Garega, der, wie es ja auch später geschah, die vertragswidrige Auflösung der Station befürchtete, mit Unterhandlungen hingehalten wurde: meine Soldaten erklärten unbekümmert um ihren Häuptling, der ihnen seiner Zeit bis zu ihrem Tode beim Weißen auszuharren befohlen hatte, mit mir zu marschiren. Unten in Mundame angekommen, waren sie alle traurig, als ich sie entließ und erklärten mir einstimmig, ich solle sie mit über das große Wasser nehmen; sie würden mit mir hingehen, wohin ich sie führe!“

Auf eine sonderbare Art beabsichtigten eines Tages zwei Unteroffiziere einen Ehrenhandel auszutragen. Sie kamen zu mir und baten um je 20 Patronen. Der eine habe dem anderen Furcht vorgeworfen und ihn ein Weib genannt; sie wollten nun nach Bandeng gehen und wer zuerst einen Kopf dort erbeutet habe, dürfe den anderen ein Weib und einen Sklaven schimpfen. Jedenfalls eine sehr empfehlenswerthe Art, Duelle auszufechten.

Ein anderes Mal hatte ein Soldat den Dienst versäumt, um auf einem Markte in der Nachbarschaft, allerdings im Auftrage seines Herrn, Palmwein zu kaufen.

Er war sich zwar bewußt, etwas Unrechtes gethan zu haben und meldete sich daher bei Lieutenant Hutter, aber mit einer großen Kalabasse Palmwein und einigen süßen Bananen. Daß aber die Sache damit nicht abgemacht sei, war dem Manne kaum beizubringen. Denn es widersprach schnurstracks der landläufigen Ansicht, wonach mit Geld oder Geldeswerth eben Alles, selbst der Mord, wieder gut gemacht werden kann. Als deshalb der Mann in Arrest gesteckt wurde, erschien sein Herr, Tita N'Yi, der nach seiner Art laut polternd die Freilassung seines Mannes verlangte. Nun begann derselbe Tanz mit dem Herrn, dem die europäische Logik durchaus nicht einleuchten wollte, bis

ich ihn schließlich, als er mit seinen Reden nicht aufhörte, zur Bezahlung von 40 „tchang“ — Messingstäbe von etwa 1 Meter Länge — verurtheilte, eine ansehnliche Summe für dortige Verhältnisse, die er auch sofort am nächsten Tage entrichtete.

Am Ende blieb aber doch etwas hängen, und es wurde ein durchaus erfreuliches Ergebniß erzielt, das nicht zum wenigsten dem verständnißvollen Eingehen auf den Charakter der Bali zu verdanken war, wodurch sowohl Lieutenant Hutter als auch sein Gehülfe, Freiherr von Steinäcker, sich auszeichneten.

Ueber die Güte des „Materials“ selbst lasse ich hier einem Soldaten das Wort, nämlich abermals Herrn Lieutenant Hutter, zur Zeit Premier-Lieutenant und Adjutant im 1. bayrischen Fußartillerie-Regiment, da ich selbst als „Zivilist“, der es nie weiter als bis zum Gefreiten bei den Ulanen gebracht hat, nicht für unbedingt zuständig in dieser Frage gelten dürfte.

Herr Lieutenant Hutter, der die Bali über 1½ Jahr einexerzirt hat, schrieb mir auf eine an ihn ergangene Anfrage folgendes, wobei ich bemerke, daß dies nur ein Theil seiner Antwort ist, die ihrem vollständigen Wortlaute nach unlängst in Gestalt eines sehr ausführlichen Gutachtens im Militär. Wochenblatt (Nr. 62 und 63) veröffentlicht wurde:

Sehr geehrter Herr Dr. Zintgraff!

Mit Vergnügen bin ich bereit, Ihrem Wunsche gemäß, nochmals meine Ansicht über die Bali als Soldaten niederzulegen.

Ich denke mit Sehnsucht einerseits, mit gewisser Genugthuung andererseits dieser vergangenen Zeiten, wo diese schwarzen Kerls ihrem Führer gern und willig gehorchten, gedenke gar oft des prächtigen Soldatenmaterials, das dieser kriegerische Stamm repräsentirt. Die einleitende Bemerkung ist Ihnen gegenüber allerdings sehr überflüssig, daß bei der Aus- und Heranbildung der Bali zu Soldaten in allererster Linie das „persönliche Moment“ maßgebend ist. Dann aber stelle ich die Behauptung auf, daß weiße Soldaten mit nicht mehr Gehorsam und Treue

an ihrem Führer hängen können, als es die Bali thaten. Bezüglich ihrer Leistungen im militärischen Dienst selbst genügt der Hinweis, daß sie das, was in den von mir ausgearbeiteten Reglements verlangt ist, sicher und rasch ausführten. Es war ihnen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß nach einer längeren Pause in den Exerzir- und Schießübungen — veranlaßt durch ein paar Monate der intensivsten Regenzeit — sie zu meiner eigenen größten Ueberraschung nach dem deutschen Kommando sofort wieder sicher exerzirten und sogar ihre Schießresultate auf Höhe der vorher erreichten sich hielten. Die Kerle sind eben, was man sagt, mit Leib und Seele Soldaten. Die Leute zeigen Eifer, Fleiß, Geschick und sind in körperlicher Gewandtheit und Leistungsfähigkeit vielen unserer Rekruten weit über. Ich gestatte nur zusammenfassend am Schluß ein paar Sätze einem Aufsatz von mir in der „Deutschen Kolonial-Zeitung" vom 22. Juli 1893 zu entnehmen.

„Durch den geglückten Versuch — Verwendung und Ausbildung von ausgewählten Balikriegern zu Soldaten — war konstatirt, daß ein bisher mit europäischer Kultur und Disziplin noch gar nicht in Berührung gekommener menschenreicher Stamm fähig ist, sich der schärfsten Form von Gehorsam und Zucht anzubequemen. Ich behaupte geradezu, daß dadurch civilisatorischer und Missionsthätigkeit vorgearbeitet werden kann. Ich war und bin der festen Ueberzeugung, daß Kamerun einer Schutztruppe benöthigt, und zwar einer zuverlässigeren und stärkeren, als wenn sie aus Krujungen und freigekauften Dahomeysklaven zusammengesetzt ist. Die Kolonie hat sie nöthig, an der Küste sowohl als auch im Innern, um dahin genügend starke Expeditionen zu senden, bereits gegründete Stationen zu halten und den bis zu ihnen mühsam erschlossenen Weg offen zu behalten."

Aus diesen Ausführungen mag gleichzeitig auch hervorgehen, daß meine Auffassung über die Bedeutung und Verwendbarkeit Garegas und seiner Bali für unsere Zwecke nicht etwa eine ein-



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Reprod. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Prlt. Hutter mit den ersten Balisoldaten.

seitige und voreingenommene war, sondern auch von anderen Menschen getheilt wurde.

Einige Grundsätze aus den „Bestimmungen" Hutters „für die Ausbildung der Balitruppe" dürften ebenfalls von Interesse sein. Herr Hutter bemerkt zu ihnen: „Diese Bestimmungen sind erlassen auf Grund von Erfahrungen, gemacht bei einer dreimaligen Ausbildungsperiode der drei zuerst eingestellten Abtheilungen von Balis. Auf diesen Erfahrungen beruhen auch nachfolgende aphoristisch niedergelegte allgemeine Anhaltspunkte.

a) Man darf nie vergessen, daß man es mit der Ausbildung von Negern in ihrem eigenen Lande zu thun hat, denen jede Idee militärischen — ja nicht kriegerischen — Sinnes fehlt, und muß infolge dessen stets eingedenk sein, daß eine ganz unsägliche Geduld, Ruhe und gleichmäßige, auf das ganze Wesen des Negers überhaupt Rücksicht nehmende Strenge der einzig sichere Weg ist, das Ziel: Gehorsam in allen Fällen, Feuerdisziplin und Schießfertigkeit zu erreichen.

b) Man muß hier ganz besonders den Grundsatz befolgen, nur das zu befehlen, was unbedingt verlangt werden kann und muß, mit steter Rücksicht auf den ganzen Charakter des Negers, seine Lebensweise und Anschauungen, sich hüten, europäisch-militärischen Maßstab nur irgendwie anzulegen.

c) Das mangelnde Ausbildungspersonal und Kürze der Zeit — denn nie darf man aus dem Auge verlieren, daß es sich stets darum handelt, in möglichster Raschheit eine möglichst gefechtstüchtige Truppe zu haben — werden stets mehr einem Drill en masse und somit weniger exaktes Arbeiten des Einzelnen bedingen, doch ist stets trotzdem der Eifer des Einzelnen anzuregen durch Vergünstigungen 2c. verschiedener Art."

Kehren wir nun nach dieser, vielleicht zum besseren Verständniß unserer Thätigkeit dienenden Abschweifung wieder zu meiner eigenen Beschäftigung zurück. Sie bestand vor allem darin, mit Bafut und Bandeng Frieden zu schließen; infolgedessen fand ein beständiges Kommen und Gehen zwischen Baliburg, Bandeng

und Bafut statt, und es gewann den Anschein, als ob es den Bafut diesmal doch Ernst sei. Gualem erklärte sich zu persönlichen Unterhandlungen bereit, ging durch Vermittlung seines vertrauten Sklaven in Bali bei Garega eine vorläufige, das heißt eine ihm Leib und Leben bei einer Zusammenkunft sichernde Blutsfreundschaft mit mir ein, und schickte Elfenbein. Die Bandeng jedoch blieben nach wie vor hartnäckig und waren nicht dazu zu bringen, die Ueberreste der vier gefallenen Europäer auszuliefern, so daß es schließlich das Gerathenste schien, diesen Stamm gänzlich aus dem Spiel zu lassen und möglichst zu vereinsamen. Deshalb wurden nun auch mit den östlich, nahe bei Bandeng wohnenden Stämmen der Bamúnda und Báfren durch Blutsfreundschaften geheiligte Schutz- und Trutzbündnisse abgeschlossen, sowie die von entfernteren Häuptlingen, wie denen der Bagám und Bánssoa, angebotenen Friedens- und Freundschaftsbündnisse angenommen. Die Banssoa hatten sogar eine hundert Mann starke Gesandtschaft zu diesem Zwecke nach Bali geschickt.

Diese im Großen und Ganzen günstige Entwickelung der Verhältnisse erlitt leider durch eine unter den Bali plötzlich ausbrechende ruhrartige Seuche eine unliebsame Unterbrechung. Die Krankheit wüthete zumeist unter der männlichen Jugend, während die Weiber beinahe vollständig verschont blieben. Täglich starben 8—10 Menschen, und in wenigen Wochen waren gegen 600 von der Krankheit dahingerafft; daß die Seuche auch in anderen Gegenden des Graslandes herrschte und ganze Dörfer aussterben ließ, sei nebenbei bemerkt. Des alten Garega und seiner Leute bemächtigte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit, und in dieser Stimmung berief er eines Tages eine große Volksversammlung. Hier setzte er nun auseinander, daß die Krankheit bloß die Folge eines bösen Zaubers sei, und daß dieser Zauber nur dadurch gebrochen werden könne, daß einige von ihnen ihr Leben ließen und durch dieses Opfer den bösen Geist versöhnten. Gleichzeitig wurde auch schon von einem seiner Sklaven eine Schale mit Gift

gebracht und drei oder vier Leute bezeichnet, die das Gift nehmen sollten. Welche Gesichtspunkte bei der Auswahl dieser Leute maßgebend waren, ob Garega gerade ihnen eine besondere Schuld beimaß oder ob die Volksstimme oder die Zauberer, die übrigens bei Garega nie eine besondere Rolle spielten, sie als Schuldige bezeichnet hatten, und worauf diese Anschuldigung sich gründete, über all' das konnte ich selbst damals nicht recht ins Klare kommen. Genug, es stand fest, daß dem allgemeinen Sterben nur durch ein Menschenopfer Einhalt gethan werden könne. Nun ergriff ich selbst das Wort und drückte mein Erstaunen aus, daß ein sonst so kluger Fürst, wie Garega, einem so thörichten Glauben verfallen könne. Er wisse doch, daß der Weiße nicht an Zauber glaube, und mehr als einmal habe er dessen Verstand bewundert und anerkannt. Jetzt aber wolle er trotzdem gerade das Gegentheil thun von dem, was der Weiße ihm rathe: nicht genug, daß die Seuche seine kräftigsten Leute dahinraffe, wolle er freiwillig noch die Zahl der Todten vermehren. Wenn die Bandeng und seine Feinde dies hörten, würden sie sich freuen und über die Bali lachen und sagen, wenn Garega selbst sein Volk umbringt, brauchen wir es nicht mehr zu thun! Besser als das Gift seien die Heilmittel, die ich ihm vorschlüge, und Garega und alle Bali würden es gewiß auch diesmal nicht bereuen, wenn sie dem Rathe des weißen Mannes folgten. Während ich so sprach, nahm plötzlich Garega die Schale mit Gift dem Sklaven aus der Hand und schleuderte sie mitten auf den Marktplatz. Nunmehr drang ich in ihn, daß eine gründliche Reinigung des ganzen Dorfes vorgenommen und vor allem das Beerdigen der Todten in den Hütten, eine allgemeine Sitte in Bali, verboten werde. Außerdem bereitete ich für die Kranken aus den mir zu Gebote stehenden Mitteln eine Arznei, die größtentheils aus kaltem Thee und einer Zugabe von Rhabarber und Angosturabitter bestand. Sei es, daß diese Mittel wirklich einigen Erfolg hatten, sei es, daß der Höhepunkt der Seuche an sich schon überschritten war, — jedenfalls war die Seuche nach 14 Tagen

so gut wie beendigt, und ich stand groß da in den Augen Garegas und vor allem Volke.

Mit Kamerun blieb die Verbindung nach wie vor sehr locker. Dieses mußte sich angesichts der bevorstehenden Regenzeit des Jahres 1892 ändern und das um so mehr, als ich für die neuen Bundesgenossen Geschenke brauchte.

Denn wenn auch das Gefecht bei Bandeng trotz unserer dabei erlittenen schweren Verluste großen Eindruck im ganzen Graslande gemacht hatte, so ist es doch nicht die Furcht allein, die den Neger zum Freunde macht, sondern auch bei ihm gilt das französische Sprüchwort: „les petits cadeaux et les bons offices entretiennent l'amitié!“ Wir hatten aber nichts zu verschenken, kaum daß wir in der Lage waren, unsere Soldaten auszuzahlen.

Im April trafen alsdann kurz hintereinander die Unteroffiziere Knetschke, Wisotzki, Goger und Ehmann sowie die Landwirthe Neumann und Nette ein, die als Wegemeister auf den anzulegenden Stationen vertheilt werden und den Bau sowie die Instandhaltung und Sicherheit des Weges überwachen sollten. Ich selbst ging im Mai, begleitet von Herrn von Steinäcker, ins Waldland hinab, um sofort den Bau der Stationen noch während der letzten Hälfte der Trockenzeit in Angriff zu nehmen, und auf diese Weise den Verkehr mit Kamerun zu erleichtern.

Die offenkundig ablehnende Haltung des Kaiserlichen Gouvernements meinen Plänen gegenüber und infolgedessen der Mangel jeglicher Rückendeckung zwang mich, nunmehr selbst eine solche dadurch zu schaffen, daß ich eine von dem guten Willen des Gouvernements unabhängige Verbindung zwischen Kamerun und Baliburg herstellte, was freilich nicht zur Besserung guter Beziehungen beitrug, indem sich unsere gegenseitigen „Interessensphären“ auf diese Weise immer näher rückten.

Meine Person war allen Stämmen des nördlichen Binnenlandes bekannt und mit einem gewissen Nimbus umkleidet, während der Gouverneur, wie dies in der Natur der Sache lag, dort

ein bloßer Name, ein mehr oder weniger verstandener politischer Begriff war. Freilich war er Allah und ich nur der Prophet — aber die Allah sind in der Regel doch eben nur Allah, wenn und so lange sie von den Propheten verkündet werden.

So legte ich also in den Monaten Mai und Juni im Banyanglande die Tintostation an, 3/4 Stunden von der Handelsniederlassung von Jantzen & Thormählen entfernt. Beim Bau beschäftigte ich ausschließlich Bali- und Babessongleute, da es meine Absicht war, durch Erziehung dieser Leute zu einer regelmäßigen Arbeit im Dienste der Weißen späteren wirthschaftlichen Unternehmungen vorzuarbeiten.

Damit fertig, wandte ich mich nach Mundame, um dort eine Hauptniederlage für die Bedürfnisse der Expedition sowie des Innern überhaupt zu errichten. Die dort ebenfalls durch eine Handelsniederlassung vertretene Firma Jantzen & Thormählen hatte einen starken Schleppdampfer, den „Dr. Zintgraff“ angeschafft, der den Verkehr auf dem Mungo mit Kamerun vermitteln sollte. Auch diese Station sowie die dazu gehörigen Pflanzungen führte ich ausschließlich mit Hülfe der Bali aus, die bereits fleißig von dem nun offenen Wege Bali-Mundame Gebrauch machten.

Insoweit waren die Aufgaben der Expedition erfüllt.

Einzelne unbewaffnete Leute — ich ließ absichtlich unsere Postboten immer ohne Waffen gehen — durcheilten nunmehr eine Strecke von 200 Kilometern in 5 Tagen, die man noch vor kaum zwei Jahren nur mit zahlreichen Bewaffneten begehen konnte und wobei die Reisedauer ganz unberechenbar war.

Der Zwischenhandel sodann war in diesem Theile des Schutzgebietes endgültig durchbrochen und die an der Karawanenstraße wohnenden Eingeborenen, von Bali an, hatten alle in Mundame sich persönlich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß sie ihre Landeserzeugnisse sogar gegen höhere Preise, als die bisher gewohnten, loswerden konnten. Von allen Stämmen hatte ich Vertreter zur Küste nach Kamerun gebracht, sie in den

dortigen Faktoreien herumgeführt und auch dem Gouverneur vorgestellt.

Allein um meine Pläne durchzuführen, mußte ich Hand in Hand mit dem Gouvernement gehen. Leider wollte es mir aber immer weniger gelingen, dort diejenige Theilnahme und Unterstützung zu finden, ohne die ein schließlicher Erfolg unerreichbar erschien.

Denn auch die schwarze Bevölkerung an der Küste und die sonst in Betracht kommenden Kreise hatten es bald herausgefunden, daß der Gouverneur und ich nicht mehr wie früher „an einem Strange" zogen, und sie versäumten natürlich nicht, aus diesem Verhältnisse für sich Kapital zu schlagen. Selbst meine eigenen Leute hatten mit richtigem Instinkte das Unhaltbare der Lage erkannt und machten darüber ihre wenn auch zutreffenden, so doch nicht immer passenden Bemerkungen; Redensarten wie „Massa, them governor no like you — Massa, der Gouverneur liebt Dich nicht!" — u. dgl. m. mußte ich häufig genug von ihnen hören.

Für den Leser hat es weder Reiz noch Zweck, mit den höchst unerquicklichen Einzelheiten dieses Zwiespaltes bekannt zu werden; nur eines Vorfalles unter vielen will ich hier erwähnen, weil er für die herrschenden Zustände bezeichnend war und einen schon längst von mir erwogenen Entschluß vollends zur Reife brachte.

Wie leicht erklärlich, waren die Bali den Duala Kameruns ein Dorn im Auge; dem Zwischenhandel und der damit verbundenen Ausbeutung der Binnenstämme drohte ein jähes Ende, wenn diese selbst zur Küste kamen und ihre Erzeugnisse dort zu Markte brachten.

Als ich daher eines Tages von Mundame aus unter Freiherrn von Steinäcker eine Anzahl Bali nach Kamerun geschickt hatte, wurden sie in den Dörfern der Duala und zwar zu gleicher Zeit an verschiedenen Punkten überfallen und drei von ihnen fast todt geschlagen. Die Einleitung einer Untersuchung sowie die Bestrafung der Schuldigen wurde vom Gouvernement

trotz meiner Bitten entschieden abgelehnt und ich dadurch auch den Bali gegenüber in eine schiefe Lage gebracht. Diese Leute sahen darin einen Beweis, daß man ihnen an der Küste nicht wohl wollte, daß sie dort nicht mit gleichem Maße wie die übrigen Eingeborenen gemessen würden. Selbst wenn die Bali im vorliegenden Falle Unrecht gehabt hätten, so war es doch schon ein Gebot der Klugheit, sofern man nämlich wirklich den Zwischenhandel brechen und die Stämme des Innern nach der Küste ziehen wollte, anstatt die Leute ungehört mit blutigen Köpfen wieder nach Hause zu schicken, eine Untersuchung zu eröffnen und irgend einen Ausweg zu finden, der beide Theile befriedigt oder doch die Form des Rechtes gewahrt hätte. Nach meiner Ansicht war aber den Leuten wirklich Unrecht geschehen, und ich mußte sie entweder vertreten, oder aber mein Ansehen verlieren und alles bisher Erreichte aufs Spiel setzen. Somit entschloß ich mich, diesem Zustande dadurch ein Ende zu machen, daß ich die Vermittlung des Auswärtigen Amtes anrief, oder, wie ich es Garega und den Bali gegenüber ausdrückte, daß ich zum großen Kaiser nach Deutschland reiste, um ihm die Sache vorzutragen und seine Entscheidung einzuholen. Ich ermahnte sie, sich bis zu meiner Rückkehr ruhig zu verhalten und keine Rache an den Duala zu nehmen, was sie mir auch versprachen. Sie wiederholten mir die schon mehrfach von Garega vorgetragene Bitte, doch auch eine Gesandtschaft von ihnen an den großen Kaiser mitzunehmen, was ich aber ablehnte, theils weil ich die Folgen des Hokuspokus, der mit den Schwarzen in Deutschland getrieben wird und ihnen nothwendig die Köpfe verdreht, fürchtete, theils weil sich meine Abreise dadurch über Gebühr verzögert hätte.

So setzte ich mich denn auf den ersten besten Dampfer und fuhr nach Deutschland, in der Hoffnung, durch eine Berufung an das Auswärtige Amt eine Aenderung der Verhältnisse zu meinen Gunsten herbeizuführen.

Leider sollte mir dies nicht gelingen, vielmehr glaubte das Auswärtige Amt sich in dem entbrannten Streite grundsätzlich auf

Seite des Gouverneurs, als des Angegriffenen, stellen zu müssen; ich reichte darauf meine Entlassung ein und erhielt sie. Binnen Jahr und Tag hatten auch meine beiden Kameraden, Herr Premierlieutenant Hutter und Freiherr von Steinäcker, den unerfreulichen Verhältnissen Kameruns den Rücken gekehrt.

Allein meiner afrikanischen Thätigkeit auf immer zu entsagen, war mir ein unerträglicher Gedanke, und mehr wie je dachte ich deshalb darüber nach, wie ich trotzdem einen Theil der gewonnenen Erfahrungen für unsere Kolonie nutzbar machen könnte. So beschloß ich, den Versuch mit einer privaten kolonialen Thätigkeit zu machen, da ich in der Lage war, hierfür einige Mittel aufzubringen.

Zu diesem Zwecke reichte ich bei der Kolonialabtheilung ein Schriftstück ein, das als Entwurf einer „Vereinbarung zwischen der Kolonialabtheilung und Dr. Zintgraff, betreffend ein in Kamerun ins Leben zu rufendes kolonialwirthschaftliches Unternehmen" dienen sollte und folgenden Inhalt hatte:

„Herr Dr. Zintgraff verpflichtet sich, ein kolonialwirthschaftliches Unternehmen im Hinterlande von Kamerun ins Leben zu rufen, das als „Expedition Zintgraff" schlechthin bezeichnet, sich die Durchführung folgenden Programmes zur Aufgabe stellt:

1. Erziehung von Eingeborenen, vornehmlich von Bali, zur regelmäßigen Arbeit auf den Plantagen im Dienste der Europäer.
2. Anleitung der Eingeborenen des Waldlandes an der Straße Bali-Mundame zur regelmäßigen Arbeit auf selbständig betriebenen kleinen Plantagen durch Belehrung, Ueberlassen von Sämereien u. s. w.
3. Anstellung wissenschaftlicher Beobachtungen (Meteorologie und Kartographie).

Im Anschluß daran wurden in den folgenden Paragraphen bei der großen wirthschaftlichen Bedeutung der Vorschläge für die Regierung gewisse Vergünstigungen von dem Gouvernement für das Unternehmen erbeten, deren Anführung hier zu weit

führen würde, sowie nachstehender Begleitbericht dazu gleichfalls miteingereicht:

„Ew. Excellenz erlaube ich mir in der Anlage ehrerbietigst den Entwurf eines Uebereinkommens zwischen der Kolonial-Abtheilung und mir zur hochgeneigten Kenntnißnahme und Prüfung vorzulegen, sowie die sehr ergebene Bitte zu äußern, diesem Entwurfe bei dessen kolonialwirthschaftlicher Bedeutung nach Befund Ew. Excellenz Genehmigung nicht versagen zu wollen.

Nachstehende Einzelbemerkungen seien mir zu demselben gestattet.

Durch die Erziehung der Balis zu Arbeitern für Plantagenzwecke hoffe ich die Arbeiterfrage, welche zur Zeit die Anlage größerer Plantagen, die Zukunft Kameruns, bei ihrer derzeitigen Kostspieligkeit so erschwert, einer befriedigenden Lösung zu nähern und dadurch die Einfuhr fremder, das Geld aus dem Lande führender Arbeiter zu vermindern. Haben sich die fern von der Küste wohnenden Graslandstämme erst einmal an europäische Bedürfnisse gewöhnt, so werden sie, da ihnen außer den mit der Zeit abnehmenden Elfenbeinvorräthen keine neuen Hülfsquellen als ihrer Hände Arbeit zu deren Befriedigung zu Gebote stehen, nothwendig sich der Arbeit im Dienste des Europäers zuwenden müssen. So machen es seit Jahrzehnten die Wei, Kru, Akkra, Kabinda, Loangoneger und noch viele andere, welche weit außer Landes gehen, um Erwerb als Ruderer, Träger, Arbeiter, Köche, Zimmerleute, Schmiede, Schneider, Diener u. s. w. zu suchen.

Gerade die Lösung der Arbeiterfrage im Sinne meines Programmes beschäftigt die Hamburger und Bremer Kreise, welche sich für westafrikanischen Plantagenbau interessiren, ganz besonders. Ich glaube es betonen und hervorheben zu müssen, daß die ersten günstigen Erfolge in dieser Hinsicht bis jetzt ängstlich und mißtrauisch zurückgehaltenes Kapital sehr bald flüssig machen werden. Und damit wäre schon etwas durch die Arbeiten der Expedition erreicht.

Daß sodann der durch Eingeborene auch selbständig betriebene

Plantagenbau mit der Zeit neue, marktfähige Produkte in den Handel bringen und damit eine Steigerung der Einfuhr Kameruns zur Folge haben würde, dürfte von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein und, wenn auch nur im Kleinen, dazu beitragen, unser Vaterland vom Bezug tropischer Produkte, wie Kakao, Kaffee u. s. w., vom Auslande unabhängig zu machen. Wenn dem Neger erst die Ueberzeugung vom Werthe eines Kaffee- oder Kakaobaumes beigebracht ist, ist er nicht „zu faul", sich der Anpflanzung eines solchen zuzuwenden. Gerade die Pflanzerarbeit ist ihm seit der Väter Zeiten eine altgewohnte. Am unteren Kongo z. B., auf der Karawanenstraße Nokki-S. Salvador, leben ganze Dorfschaften nur von den Erträgnissen ausgedehnter Anpflanzungen, deren Erzeugnisse sie an die durchziehenden Karawanen verkaufen. Und dabei müssen sie jedes Jahr mit vieler Mühe ihre Felder erneuern, was z. B. bei einer Kakao- oder Bananenpflanzung mit Ausnahme des ein- oder zweimaligen jährlichen, verhältnißmäßig wenig Arbeit in Anspruch nehmenden Reinigens nicht der Fall ist.

Die mir zur Verfügung stehenden Mittel sind, wennschon für den Anfang hinreichend, an sich doch gering und müssen aus dem Lande selbst gezogen werden. Daher wäre es wünschenswerth, wenn in dieser Hinsicht und in Rücksicht auf das rein kolonialwirthschaftliche Moment, mir durch eine gewährleistete Abgabenfreiheit sowie eine zu zahlende Prämie ein möglichst großes Entgegenkommen bewiesen würde. Ich glaube zuversichtlich die Erwartung äußern zu dürfen, daß selbst die kleinsten Erfolge derartige Vergünstigungen in reichem Maße aufwiegen würden.

Indem ich Ew. Excellenz zum Schluß ganz gehorsamst gebeten haben möchte, mir unter Umständen Gelegenheit geben zu wollen, vorliegenden Entwurf im hohen Amte mündlich und ausführlicher vertreten zu dürfen, verharre ich in aller Ehrerbietung

Ew. Excellenz ergebenster

gez. Dr. Zintgraff.

Hierauf erhielt ich seitens der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes die nachstehende, keiner weiteren Auslegung bedürfende Antwort:

Berlin, den 10. August 1893.

Euer Wohlgeboren ist durch mein Schreiben vom 7. April d. J. bekannt, daß ich an sich geneigt sein würde, Ihnen Gelegenheit zu einer privaten kolonialen Thätigkeit im Hinterland von Kamerun mit der erforderlichen Unterstützung der Regierung zu gewähren. Voraussetzung hierfür bildete selbstverständlich eine genügende finanzielle Grundlage und das allgemeine Interesse des Schutzgebietes. Nach beiderlei Hinsicht liegen die Vorbedingungen zu meinem Bedauern zur Zeit nicht vor. Euer Wohlgeboren geben selbst an, daß Ihre Mittel nur geringfügig sind und daß Sie aus diesem Grunde für Ihr Unternehmen zollfreien Eingang aller nöthigen Gegenstände und auch sonst volle Abgabenfreiheit bedürfen. Ich habe nicht näher auszuführen, welche Verlegenheiten für das Schutzgebiet und für die Regierung aus einem Unternehmen erwachsen müssen, welches Gefahr läuft, aus Mangel an Mitteln zu Grunde zu gehen. Gegenüber den anderen in der Kolonie bestehenden Privatunternehmungen würde in der von Ihnen beanspruchten Freiheit von Zöllen und Abgaben eine Begünstigung liegen, welche den Wettbewerb geradezu ausschließen und erworbene Privatrechte beeinträchtigen würde. Das feindselige Verhältniß, welches Seitens der von Euer Wohlgeboren geleiteten Expedition zu dem Kaiserlichen Gouvernement bestand, ist, wie ich mich seither durch weitere eingehende schriftliche und mündliche Berichterstattung überzeugt habe, in seinen die Entwickelung des Schutzgebietes benachtheiligenden Wirkungen noch nicht überwunden. Ihre Rückkehr in jene Gegenden, von wo aus Sie mehrfach Ihre Unabhängigkeit und Ihren Gegensatz zu der obersten Behörde des Schutzgebietes thatsächlich zum Ausdruck gebracht haben, würde nicht bloß den Eingeborenen, sondern auch der weißen Bevölkerung

gegenüber der Deutung ausgesetzt sein, daß der Gouverneur Euer Wohlgeboren gegenüber Seitens seiner vorgesetzten Behörde Unrecht erhalten habe. Dieser mit den Thatsachen im Widerspruch stehende, aber bei den unentwickelten Verhältnissen im Schutzgebiet unbedingt zu berücksichtigende Umstand, würde in seinen Folgen nothwendiger Weise zu einer Schwächung des Ansehens der obersten Regierungsgewalt führen, welche auch durch die Vortheile nicht aufgewogen werden könnte, die vielleicht aus Ihrem Unternehmen erwachsen könnten. Dieser Erwägungsgrund ist jedoch nur ein zeitweiliger, er würde in Wegfall kommen, wenn eine geraume Zeit, vielleicht ein Zeitraum von zwei Jahren, seit Ihrem Weggang aus dem Schutzgebiet verflossen sein würde.

Da ich sonach nicht in der Lage bin, zur Zeit Ihrem Antrag näher zu treten, so erübrigt es sich auf die sonstigen, die Sache berührenden Punkte näher einzugehen.

Der Reichskanzler.
Im Auftrage: (gez.) Kayser.

An
den Herrn Dr. jur. Zintgraff,
Wohlgeboren,
hier.

Damit wurde meiner kolonialen Wirksamkeit in Westafrika ein Ziel gesetzt und mir gleichzeitig die unfreiwillige Muße geboten, dieses Buch zu schreiben. Daß ich es vorgezogen hätte, die Axt im Urwald, anstatt in Neu-Babelsberg die Feder zu schwingen, darf mir der geneigte Leser aufs Wort glauben.

Die in dem Erlasse des Herrn Reichskanzlers angegebene Frist von zwei Jahren ist zwar indessen verstrichen, die Hoffnung, meine jählings unterbrochenen Arbeiten in Kamerun wieder aufnehmen zu können, aber geringer als jemals, nachdem die seiner Zeit mühsam angebahnten Beziehungen zu den

Stämmen des Hinterlandes heute alle wieder abgebrochen, die Wegebauten aufgegeben und die Stationen bis auf Mundame, wo nach wie vor ein kaufmännischer Vertreter der Firma Jantzen & Thormählen seinen Sitz hat, aufgelöst worden sind. **Requiescant in pace!**

Ende.

Anhang.

Afrikanische Reisetechnik.

Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der aus irgend einem Grunde nach Afrika Reisenden zu. Man sollte deshalb meinen, daß sich allmählich auch gewisse feststehende Grundsätze bezüglich der Reiseausrüstung und Reiseverpflegung im dunkeln Erdtheil ausgebildet hätten, die allen denen zugänglich sind, die als Forschungsreisende, Beamte, Kaufleute, Pflanzer oder Missionare längeren Aufenthalt in Afrika zu nehmen berufen sind. Dem ist aber nicht so. Fast jeder neue Ankömmling auf afrikanischem Boden hat nicht nur viel Ueberflüssiges, sondern geradezu Widersinniges in seiner Ausrüstung.

Allerdings besitzen wir in Deutschland bereits verschiedene Geschäftshäuser, die sich ganz besonders mit der Ausrüstung von Reisenden befassen, wie z. B. das Waarenhaus für Armee und Marine zu Berlin, die Firma Beinhauer in Hamburg und andere; das Waarenhaus hat sogar damit begonnen, alle zwei Jahre einen seiner tüchtigsten Beamten nach Afrika — vorläufig allerdings nur nach Ostafrika — zu entsenden, um an Ort und Stelle Studien über Ausrüstungen zu machen. Auch haben wir ja in Deutschland an erfahrenen Afrikareisenden keinen Mangel, und man sollte somit annehmen, daß jeder Neuling Gelegenheit genug hätte, sich für alle Fälle Rath und Belehrung zu holen. Trotzdem halte ich es auch heute noch

nicht für überflüssig, diesem Gegenstande in meinem Buche ein besonderes Capitel zu widmen. Wenn ich es „Reisetechnik" betitele, so verstehe ich darunter den Inbegriff aller derjenigen Regeln, die nach meiner Ansicht von jedem im tropischen Afrika Reisenden beobachtet werden sollten. Selbstverständlich müssen diese Regeln mehr allgemein gehalten sein, wenn sie für jeden Reisenden und für das ganze tropische Afrika unter allen Umständen und für alle Fälle Gültigkeit beanspruchen wollen. Ziel und Zweck der Reise, Liebhabereien, Gewohnheiten und sonstige persönliche Verhältnisse des Reisenden, vor allem aber die Geldmittel spielen ja außerdem noch eine nicht zu unterschätzende Rolle, die aber hier nicht weiter berücksichtigt werden kann.

Ebenso selbstverständlich ist es, daß die allgemeinsten Reiseregeln, wie wir sie jedem „Bädeker" vorgedruckt finden, auch für Afrika, und zum Theil hier noch in erhöhtem Maße, gültig sind und deshalb nicht wiederholt werden sollen, dazu gehört also vor Allem die Regel: je einfacher die Ausrüstung, d. h. je weniger Gepäck, desto leichter die Reise und desto wahrscheinlicher der Erfolg, sodann die zweite: nichts mitzunehmen, was an Ort und Stelle beschafft oder doch mehr oder minder zweckentsprechend durch „Einheimisches" ersetzt werden kann.

Der Uebersichtlichkeit halber werde ich die von mir aufgestellten Regeln unter drei verschiedenen Gesichtspunkten behandeln und sie dementsprechend eintheilen in:

I. Regeln für die persönliche Ausrüstung der Reisenden.

II. Regeln für die Zusammensetzung der Karawane, worunter hauptsächlich die Behandlung der Träger, des Gepäcks, die Ordnung des Marsches, sowie das Verhältniß zu Dolmetschern, Führern und den Eingeborenen verstanden ist.

III. Regeln für eine passende Lebensweise, Pflege der Gesundheit und körperliche Vorbereitung zur Reise.

Bei der persönlichen Ausrüstung sind vor allem folgende Gegenstände zu beachten:

1. Wäsche und Unterzeug,
2. Lager- und Schlaf-Anzug,
3. Marschanzug,
4. Koffer,
5. Feldbett,
6. Decken und Kopfkissen,
7. Muskitonetz,
8. Zelt oder selbstgemachte Hütten, Laub- oder Grashütten,
9. Feldküche,
10. Vorrathskoffer,
11. Apotheke.

I. Wäsche und Unterzeug.

Ob Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen, ob dunkel oder hell, das sind Fragen, die nicht ohne Bedeutung sind. Die Farbe ist immer am besten eine „Schmutzfarbe", braun oder grau, weil weiße Wäsche, wenn sie nicht schneeweiß ist, doch immer liederlich aussieht und sich auf Reisen, bei Schmutz, Staub und Rauch eben nicht weiß erhalten läßt. Ferner ist ein weißes Hemd oder eine helle Jacke in allen Fällen, wo man nicht auffallen und nicht gesehen werden will — man denke nur an Jagd, Krieg und dergleichen — störend, wo nicht gefährlich; ein Umziehen unter solchen Umständen aber selten ausführbar, ganz abgesehen davon, daß ein Afrikareisender wie ein Soldat jeder Zeit bereit und fertig sein sollte. Die Beschaffenheit der Hemdenstoffe selbst ist so sehr Geschmackssache, daß man den gewohnten Stoff mit der entsprechenden Aenderung in der Farbe am besten beibehält. Doch möchte ich bemerken, daß ich Wolle, wie z. B. gerade Jägerhemden, als sehr unzweckmäßig befunden habe. Diese Hemden, sowie Flanell, laufen bei der afrikanischen Waschweise, trotz aller Versicherungen des Verkäufers, immer ein, sind sehr warm und üben mit der Zeit einen starken Juckreiz auf die in den Tropen doppelt empfindliche Haut aus. Als vorzüglich erprobte ich dagegen die sogenannten

Anti-Jägerhemden von Dr. Lahmann, die ich seit sechs Jahren trage und die nicht einlaufen, trikotartig, leicht und luftig sind. Für die Reisen im Busch habe ich durch die Firma J. H. Schaarschmidt in Stuttgart, Kronprinzenstraße, ein besonderes Muster „Afrika“ anfertigen lassen, eine Zusammensetzung von Hemd und Ruderjacke. Dieses Hemd ist aus bester ägyptischer Baumwolle, doppelbrüstig mit Trikotarmen gewebt, oben mit einer gesäumten Oeffnung, um den Kopf hindurch zu stecken, versehen, und auf diese Weise vollkommen knopflos.

II. Schlaf- und Lageranzug.

Aus demselben Lahmannschen Stoffe, der merkwürdiger Weise kiloweise verkauft wird, läßt man sich auch am besten den Schlafanzug machen; dieser besteht aus Hemd und Hose. Die Hosen müssen möglichst weit, ohne Schlitz, bis zum oberen Rande überall geschlossen sein und werden durch eine Quastenschnur um die Hüften festgehalten; die Quaste soll das Hineinrutschen der Schnur in die Saumöffnung verhüten, ohne jedoch deren Beweglichkeit im Saume selbst zu hindern.

Die Schlafhose ist ein wichtiges Ausrüstungsstück. Mit Hemd, Jacke und dieser Hose bekleidet, hält man seine Nachtruhe ab. Die Schlafhose bezweckt den Europäer vor Erkältung zu schützen, falls sich während des Schlafes die Decke verschiebt oder er aus irgend einem Grunde aufstehen und aus der warmen Hütte in die feuchte, kühle Nachtluft hinaustreten muß. Die Schlafhose wird entweder unterhalb der Fußknöchel zugebunden oder was noch besser ist, weil weniger umständlich, in die Strümpfe gesteckt, die man beim Schlafen deshalb anbehält. So verhütet man zugleich das Hineinkriechen von Insekten, Ameisen, oder sonstigem Gewürme, Besucher, vor denen man nie ganz sicher ist.

Uebrigens ist zu diesem Schlafanzug auch jeder dauerhafte leichte Kattun- oder Musselinstoff geeignet, wie man ihn an der Küste in allen Faktoreien finden kann. „Gewirkte Sachen“ ver-

dienen aber deshalb vor gewebten den Vorzug, weil sie, bleibt man irgendwo einmal hängen, nicht so leicht zerreißen, sondern gewöhnlich nur einzelne Fäden brechen, während bei den gewebten Stoffen meist Lappenrisse in der bekannten dreieckigen Form entstehen. Diese Schlafanzüge sind heut zu Tage in den meisten Ausrüstungsgeschäften unter dem Namen „padjama“ erhältlich und werden in Indien z. B. allgemein von Europäern getragen. Sie dienen ohne weiteres auch als Lageranzug, wenn man die Jacke mehr blusenartig oder in der Form einer Husarenjacke machen läßt, wobei sich noch alle möglichen Verzierungen und Verschönerungen, insbesondere auch Taschen anbringen lassen. Um den Lageranzug fertig zu machen, braucht man dann bloß noch ein Paar baumwollene, starke Strümpfe, sowie ein Paar kalblederne Pantoffeln mit doppelten Sohlen aus Leder oder Gummi und eine passende Kopfbedeckung. Viele nehmen als solche gerne den türkischen Fez; doch ziehe ich die Strohkäppchen, die beinahe überall in Westafrika von den Eingeborenen gefertigt werden, vor. Sie sind leicht, kühl, biegsam, reinlich und billig; auch die dichter geflochtenen sogenannten Lagosmützen erfüllen vortrefflich ihren Zweck. Alle diese einheimischen Mützen sind sehr bequem zu verpacken und können überdies beim Marsche angefeuchtet unter dem Filzhute getragen werden, so daß sie auch gegen die Einwirkung der Sonne gute Dienste leisten, ohne aber vermöge ihrer Maschen die Verdunstung zu verhindern, wie dies bei dem türkischen Fez der Fall ist.

III. Marschanzug.

Er besteht aus:

a) Marschhose und Jacke.

b) Fußbekleidung.

c) Kopfbedeckung.

a) Marschhose und Jacke.

Die grünen oder dunkelgrauen schilfleinenen Anzüge, wie sie unsere Jäger tragen, haben die richtige Farbe. Während ich jedoch bei Schilfleinen die Erfahrung gemacht habe, daß der Stoff leicht brüchig und fadenscheinig wird, habe ich einen grünen Köper, der im Lipperlande gefertigt und von den dortigen Jägern getragen wird, als vorzüglich erprobt. Dieser Stoff ist geradezu unverwüstlich und obgleich er auf den ersten Anblick, wenn noch neu, etwas zu dunkelgrün erscheint, so geben ihm afrikanische Sonne und Wasser sehr schnell die richtige blaugrüne Farbe, die ebenso zum Grün der Wälder, wie zum Braun der Savanne paßt. Die Firma A. Bauer, Detmold in Lippe, liefert mir seit Jahren diesen Stoff in stets sich gleichbleibender Beschaffenheit.

Rock wie Hose müssen völlig und diese besonders im Gesäß recht weit sein, am besten nach Art und Schnitt der französischen Zuavenhose; die Taschen mit längsseitigem Schlitz, der Richtung der Hosennaht entsprechend. Statt der Hosenträger ist ein Leibriemen zu empfehlen. Die Jacke ist einreihig, mit kleinem Umlegekragen, bis oben geschlossen, hinten ein Gurt, mit folgenden Taschen:

2 Brusttaschen,
2 kleinen Kartentaschen,
2 Seitentaschen,

die auf dem Rocke aufgenäht und mit übergreifenden und gut zuknöpfbaren Klappen versehen sein müssen, um das Hinausfallen von Gegenständen zu verhindern. Die einzelnen Taschen sind für folgende Gegenstände bestimmt:

1. Linke Brusttasche für Uhr und Taschentuch.
2. Rechte Brusttasche für Tagebuch.
3. Linke untere Seitentasche: kleine Pfeife, Tabaksdose, Feuerzeug.
4. Rechte untere Seitentasche: Feldflasche aus emaillirtem Eisenblech.

Diese Taschen müssen groß und nach Maß der hineinzusteckenden Sachen angefertigt werden. Die beiden kleineren Kartentaschen dienen auch zum Aufbewahren von Patronen, auf der einen Seite 3—4 Schrotpatronen, auf der anderen ebensoviel Kugelpatronen. Die vielen Taschen haben den Zweck, die lästigen Riemen und Schnüre von Patronentaschen, Feldflaschen und Tabaksbeuteln zu vermeiden. Sie ermöglichen es, daß man beim Anziehen des Rockes mit seinem Tascheninhalt, der nie entfernt wird, gleich fix und fertig dasteht und sich in den dunklen Negerhütten nicht mit Suchen nach diesem oder jenem Gegenstande aufhalten muß. Die Knöpfe sollen von Hirschhorn, möglichst fest angenäht und wie überhaupt alle Nähte doppelt und untergenäht sein.

Das fortwährende Tragen einer Leibbinde ist nicht zu empfehlen, sie wird vielmehr besser nur bei wirklichen Magen- und Unterleibsbeschwerden angelegt. Die doppelbrüstigen Hemden sind meinen Erfahrungen nach durch die zwischen den beiden Zeuglagen befindliche gleichmäßige Luftschicht ein vollkommen ausreichender Schutz gegen Erkältungen, die der vorsichtige Reisende an und für sich schon durch fleißiges Wechseln der Wäsche und Baden zu vermeiden weiß.

b) Fußbekleidung.

Wer sich von vornherein an bequem sitzende, hoch über das Knie reichende, lange, weichschäftige Stiefel gewöhnt, ist allen Gamaschen und anderes Schuhwerk tragenden Reisenden überlegen. Der langgestiefelte Reisende gleitet ohne viel Umstände des Morgens in seine bequemen, wohlgeölten Stiefel hinein; der Nachtthau der Gräser netzt weder Oberschenkel noch Knie; kleinere Bäche halten ihn nicht auf; er geht, die Schäfte hoch heraufziehend, einfach durch. Im Quartier oder bei länger dauerndem Halt schlenkert er so zu sagen die Langschäfter von den Beinen, auf diese Weise den Füßen eine wohlthuende, mehrstündige Ausdünstung gestattend.

Anders aber der Gamaschen-gebundene Reisende. Müh-

sam müssen die Gamaschen entweder vom Reisenden selbst, oder von einem sich voraussichtlich ungeschickt anstellenden Diener, der dadurch wieder von sonstigen Arbeiten abgehalten wird, geschnürt oder eingehakt werden. Gräser hängen sich an die Schnallen und hindern den freien Schritt, jedes Wasser setzt ihn der Nässe aus oder hält ihn so lange auf, bis ein hülfsbereiter Träger naht; im Quartier endlich müssen die Gamaschen wieder gelöst und besonders behandelt werden.

Kurzschäftige Stiefel sind nur für den Aufenthalt auf der Station, aber ganz und gar nicht für den Marsch zu empfehlen. Man hat leicht nasse Füße darin, ganz abgesehen davon, daß allerhand fremde Gegenstände eindringen können, wie Steinchen, Sand, kleine Zweige und dergl. m.

Die Stiefelsohlen müssen von bester Beschaffenheit, natürlich doppelt und frei von Eisennägeln sein. Die Eisennägel und -Stifte rosten, lockern und fallen aus, womit unfehlbar die Zerstörung des Absatzes verbunden ist, da das angegriffene Leder alsdann ausbröckelt. Messingstifte in der Sohle und eben solche Nägel oder Schrauben im Absatz sind das einzig richtige.

c) Kopfbedeckung.

Ob Tropenhelm oder Schlapphut? — man wird es gleich herausfinden, wenn man beim Einkauf seiner Kopfbedeckung im Laden sich einen Tropenhelm aufsetzt und damit zur Zimmerdecke hinaufsieht. Der Tropenhelm ist meines Erachtens nach ein so unzweckmäßiges Möbel, daß ich nicht begreife, wie er noch Vertheidiger findet. An der Küste bei Paraden, oder auf Photographien, da mag er, wie so vieles andere, ganz am Platze sein. Aber im Busch, da ist nur der breitrandige, leichte Schlapphut, wie ihn unsere Künstler daheim tragen, die einzig richtige Kopfbedeckung, und je breiter, desto besser. Ein während des Marsches mit frischem Gras oder Blättern ausgepolsteter Schlapphut schützt das Gehirn ebenso vor den Einwirkungen der Sonne, wie frische Kohlblätter die Butter. Das vermag der Tropenhelm trotz aller Luft-

löchlein, deren der Schlapphut übrigens auch einige aufzuweisen hat, niemals in demselben Maße. Einen fest über den Kopf gezogenen Schlapphut schlägt auch kein heimtückischer Zweig herunter, während dies beim Tropenhelm sehr leicht der Fall ist. Endlich dient ein breitrandiger Filzhut vom ungefähren Durchmesser der Schultern seines Trägers unter Umständen auch als Regenschirm. Daß ein um die Ohren geklappter Schlapphut (eine Behandlung, die sich der Tropenhelm nicht gefallen läßt, dem vielmehr jeder Stoß oder Druck sehr zu seinem Schaden entstellt oder gar brüchig macht) beim Schlafen in der Mittagshitze zugleich die lästigen Fliegen u. s. w. abhält, soll nur nebenbei bemerkt werden. Auch gewährt ein Tropenhelm nicht entfernt den Nackenschutz, wie der Filz des Schlapphutes, der sich bei seiner entsprechenden Weichheit der Form des Nackens anschmiegt. Und während der Tropenhelm die Augen oft allzusehr beschattet, näht man beim Schlapphut mit ein paar Stichen den halben Vorderrand nach oben zurück und zwar auf der Innenseite, wodurch die ganze Kopfbedeckung einem Südwester ähnlich wird und Stirn wie Augen durch die auf diese Weise gewonnene doppelte Filzlage einen votrefflichen Sonnenschutz erhalten. Der Filz des Hutes muß von guter Beschaffenheit sein, Futter ist inwendig nicht nöthig. Die Farbe sei dunkelgrau oder braun, die hellgrauen Filzhütte erhalten doch schon von selbst nach einigen Wochen die richtige „Schmutzfarbe".

IV. Reisekoffer.

Dieser muß groß genug sein, um das Mitnehmen von genügenden Kleidungsstücken u. s. w. zu gestatten. Ferner soll er wasserdicht, gut verschließbar und eine handliche Trägerlast bilden. Die Muster, wie solche zur Zeit das Waarenhaus für Armee und Marine führt, sind im Allgemeinen gut und in Deutschland jedenfalls unübertoffen.

Doch ist die derzeitige Größe dieser Koffer, in Westafrika wenigstens, wo 25 Kilo das feldmarschmäßige Gewicht für den

Träger bilden, zu umfangreich. Meine Koffer haben eine Länge von 70 cm und eine Breite und Höhe von je 30 cm. In einen solchen Koffer packt man, ohne das vorschriftsmäßige Gewicht zu überschreiten, die ganze Ausrüstung an Kleidung, Wäsche u. s. w. für ein Jahr. Unbedingte Wasserdichtigkeit des Koffers ist noch nicht erreicht. Es empfiehlt sich daher, sogenannte wasserdichte Koffer noch einmal in eine wasserdichte Hülle zu stecken. Von einem wasserdichten Koffer muß man erwarten, daß er zum mindesten die täglichen tropischen Regen abhält und selbst ein gelegentliches Hineinfallen in einen Bach, unbeschadet seines Inhalts, ertragen kann. Zum Verschluß der Koffer wähle man die besten stählernen Vorlegeschlösser. Dieselben rosten bei einiger Aufmerksamkeit nicht allzusehr und sind besser wie solche von Messing, die sich mit einer Messerklinge leicht aufsprengen lassen. Feste Sicherheitsschlösser mit verstellbaren Buchstaben sind auch zu empfehlen. Doch giebt es Neger, die das Buchstabengeheimniß sehr leicht herausstudiren, auch sind solche Schlösser in der Dunkelheit nur bei Licht zu öffnen, was unter Umständen sehr unangehm sein kann. Zum Tragen von persönlichen Sachen dient noch ein wasserdichter Rucksack für den schwarzen Diener, worein die Wäsche zum Wechseln, Pantoffeln u. s. w. gepackt sind.

V. Das Feldbett.

Daß über die beste Beschaffenheit des Feldbettes noch immer keine Einigkeit herrscht, beweisen die zahlreichen Muster, die dem Reisenden daheim empfohlen werden. Auch hier scheint mir das einfachste das beste, und ich wüßte zur Zeit kein empfehlenswertheres, als das französische, sogenannte lit de camp, welches Beinhauer in Hamburg führt. Es besteht aus einem auseinanderklappbaren, gepolsterten Segeltuchrahmen, welcher auf drei Böcken ruht, wovon die beiden die Schwere des ruhenden Körpers tragenden durch eine Querstange mit einander verbunden sind. Zusammengeklappt wiegt dieses Bett mit den in den Rahmen eingeschnallten Beinen und Querhölzern etwa

12 Kilo und bildet einen Pack von 85 cm Länge und 75 cm Dicke; doch empfiehlt es sich, für Personen über Mittelgröße eine größere, alles in allem ungefähr 20 cm mehr betragende Nummer anfertigen zu lassen; die zur Zeit im Handel befindliche ist etwas zu kurz. Anstatt der Matratze würde, des rascheren Trocknens halber, starkes, durch unterseitige Schnüre nach Bedarf zu spannendes einfaches Segeltuch zu nehmen sein, da es natürlich eher trocknet, als eine feucht gewordene Matratze. Das Bett mit zwei wollenen Decken, einem Luftkissen als Kopfkissen, dem Moskitonetz, dem Schlafanzug (Hemd, Hose, Strümpfe, Pantoffeln), sowie zwei Bettlaken, alles gut zusammengerollt und verschnürt, in einen braunen wasserdichten Sack gepackt, bildet die feldmarschmäßige, gegen 25 Kilo schwere Bettlast, die ein kräftiger Träger stets hinter dem Reisenden zum unmittelbaren Gebrauch herschleppen soll. Es empfiehlt sich, alle vorhin erwähnten Sachen in die Bettlast hineinzupacken, da man sich alsdann, sobald das leicht aufzuschlagende Bett zum Gebrauch dasteht, gleich umziehen und ausruhen kann.

Eiserne Feldbetten sind thunlichst zu vermeiden wegen der Schwierigkeit etwa erforderlicher Ausbesserung. Aufblasbare Gummimatratzen oder Korkmatratzen u. a., die einfach auf den Erdboden gelegt werden sollen, sind, wofern nicht ein besonderes, mindestens 30 Centimeter über dem Erdboden befindliches Gestell vorhanden ist, als ungesund und in Verbindung mit einem solchen als zu umständlich zu verwerfen. In der Hängematte zu schlafen ist nicht Jedermanns Sache und außerdem hat es oft seine Schwierigkeiten, den geeigneten Platz zum Aufhängen zu finden.

VI. Decken und Kopfkissen.

Die Beschaffenheit der Decken ist Geschmacksache des Reisenden. Beliebt sind mit Recht Kameelhaardecken und wem liebende Hände eine schöne Schlaf- oder Reisedecke aus Wolle gearbeitet haben, der möge sich eine solche mitnehmen. Im übrigen genügt jede bessere Wolldecke, deren man stets zwei mit sich führen soll.

Ein gutes Kopfkissen ist das aufblasbare Luftkissen, obwohl es leicht undicht wird. Recht kühl sind kleine, mit feinstem Korkmehl gefüllte Lederkissen, und ich ziehe diese allen anderen Kopfkissen vor, da sie die Feuchtigkeit nicht lange halten. Ihre Größe ist ungefähr 45 Centimeter.

VII. Moskitonetz.

Das Moskitonetz kann aus starker grüner oder blauer Seide, oder aus richtigem Schmetterlingsnetzstoff bestehen. Auch jene dünnen, durchsichtigen Zeugstoffe, welche der europäische Kaufmann dem Neger als Kleidung anzuhängen sucht, sind brauchbar. Die Neger sind im Anfertigen solcher Netze nach Angabe des Reisenden sehr geschickt. Wichtig jedoch ist die Einrichtung des Netzes. Es muß 2 Meter hoch sein und in seinen übrigen Größenverhältnissen denen des Feldbettes so angepaßt sein, daß es recht bequem wie eine viereckige Käseglocke darüber gestürzt werden kann. Es soll keinen seitlichen Eingang haben, sondern rings vollständig geschlossen sein. Vermittelst an den oberen Enden angenähter messingener Ringe wird es mit Schnüren an passenden Stellen über dem Feldbett befestigt und ausgespannt. Des Tages über wird es auf seiner oberen Fläche zusammengeschlagen; Abends, nachdem man zu Bett gegangen, zieht der Diener es herunter und stopft es sorgfältig auf allen Seiten unter die Decke, worauf man liegt; so abgeschlossen sind auch Millionen von Moskito nicht im Stande, den Schlaf des Gerechten zu stören.

VIII. Das Zelt.

Beabsichtigt man kleinere Reisen von nur einigen Monaten zu unternehmen, wobei man sich nicht allzuweit von bekannten Gegenden entfernt, dann kann man auf die Mitnahme eines Zeltes wohl überhaupt verzichten, wie denn das Fehlen eines solchen selbst auf größeren Expeditionen gerade kein Unglück ist. Denn man ist sowohl in den Waldländern, wie im

Grasland jeder Zeit in der Lage, aus Laub oder Gras sich ganz gute Hütten zu bauen, die ich, wenn man sich erst die nöthige Fertigkeit und Erfahrung beim Bau erworben hat, bei weitem vorziehe. Solche Hütten können unbedingt wasserdicht gemacht und vor allen Dingen weit geräumiger und luftiger im Innern als ein Zelt hergestellt werden. Außerdem aber gestatten sie, ein warmes Feuer zu unterhalten, was namentlich in der Regenzeit schon aus Gesundheitsgründen angebracht ist, nicht nur um die Luft von schädlichen Miasmen zu reinigen, sondern auch um die Feuchtigkeit einigermaßen zu unterdrücken. Abgesehen von einem Gefühl der Behaglichkeit, das es verbreitet, kann das Feuer aber auch noch zum Trocknen alles dessen verwendet werden, was durch die Nässe Noth gelitten hat. Laub- oder Grashütten, auf deren Bau ich später noch zurückkommen werde, wird man übrigens immer nur da beziehen, wo es keine Dörfer giebt. Sonst wird man namentlich in der Regenzeit, trotz mancher Unzuträglichkeiten, eine Negerhütte mit ihrem trockenen Boden zum Uebernachten jeder Zeit vorziehen, und mit dem Aufschlagen eines etwa vorhandenen Zeltes nicht erst lange Zeit verlieren.

Zelte sind in den letzten Jahren gar viele „erfunden“ worden, und man kann wohl sagen: wer die Wahl hat, hat die Qual.

Vor allem soll ein gutes Zelt geräumig, wasserdicht, hell, luftig, bequem zusammensetzbar und leicht zu tragen sein; diesen Ansprüchen entsprechen meines Dafürhaltens am meisten die doppelwandigen Zelte französischer Bauart mit zwei Thüren und zwei kleinen, fast unter dem Dach befindlichen, durch Klappen verschließbaren Fenstern (25×20 Centimeter), welche bei zwei Quadratmeter Bodenfläche und drei Meter hoher Zeltstange, mit Seitenstreben zum Auseinanderspannen der Zeltleinwand, die bekannte hohe, viereckige, oben plötzlich spitz zulaufende Form haben. Die Thür wird nach oben aufgerollt und kann mit zwei Stäben nach Wunsch als Sonnenvordach ausgespannt werden. Ein solches Zelt mit Zubehör bildet eine

Trägerlast, sofern es nicht durchnäßt ist, im andern Falle zwei. Der Preis eines solchen mit französischem Geschmack gearbeiteten Zeltes beträgt, glaube ich, 350 Francs. Die Franzosen liefern auch gut verschließbare sechseckige Zelte mit drei Thüren, die in der Trockenzeit namentlich als Jagdzelte u. s. w. recht angenehm sein müssen. Uebrigens haben wir jetzt auch in Deutschland leistungsfähige Geschäfte, die in Anlehnung an die unübertrefflichen französischen Muster gut und billig arbeiten. Zelte mit wagerechter Querstange halte ich, insofern sie nicht sehr geräumig sind, nicht für zweckmäßig. Das oben beschriebene französische Zelt mit zusammenlegbarer Zeltstange bietet jedenfalls Raum genug, um ein bis zwei Feldbetten, sowie bei nur einem Bett sechs bis acht Koffer hineinzusetzen; auch ein Moskitonetz läßt sich zweckgemäß darin anbringen. Allerdings hat es auch den Nachteil, daß das Aufschlagen und Abbrechen, namentlich im Anfange, viel Zeit und Geduld erfordert und wenn die Sache gut gemacht werden soll, eigentlich nie den Schwarzen allein überlassen werden darf.

Alles dies wird bei der Laub- und Grashütte bei dem in der Haussasprache sogenannten „songo“ vermieden.

Die Laubhütte wird in folgender Weise errichtet: Während man den erforderlichen Platz absteckt und säubern läßt, hauen 5—7 Mann Gabelhölzer sowie Lianen zum Binden, desgleichen dünne Längs- und Querstangen für das Dach. Alsdann werden die Gabelhölzer in die Erde gerammt, in drei Reihen, dem Grundriß eines Schuppens von 3 Meter Länge und 1½ Meter Breite entsprechend; die mittleren, das Dach tragenden Hölzer sind höher und stärker, wobei zu beachten ist, daß, je spitzer das Dach, desto leichter der Regen abfließt, und daß es wegen des Schlagregens bis nahe an den Erdboden reichen muß oder auch diesen berühren kann. Die Seitenhölzer können 1½ Meter, die das Dach tragenden 2—2,65 Meter hoch sein. Es ist darauf zu achten, daß die Gabelhölzer ordentlich zugespitzt und fest eingerammt werden, damit ein

starker Wind die Hütte nicht umweht. Stehen die Hölzer ordnungsmäßig, so werden durch die Gabeln Stangen gelegt und festgebunden. Dann werden mit 20—40 Centimeter Zwischenraum von der Giebelstange zu den Seitenstangen als Dachgerüst Stäbe gebunden und über diese mit dem Giebel gleichlaufende, dünne Stecken oder fingerdicke Lianen in Abständen von 20 Centimeter gebunden. Sobald das Dachgerippe steht, werden die mittlerweile zusammengesuchten Blätter sowie blattreichen kleinen Aestchen daraufgelegt und zwar deckt man, was sehr wichtig ist, das Dach von unten nach oben und sieht zu, daß die obere Schicht immer gut über die untere greift. Je breiter und schilfiger die Blätter, desto dichter wird und weniger dick braucht das Dach zu sein. Bei kleineren Blättern, namentlich wenn Gras, Bambusblätter oder Palmenwedel fehlen, müssen die kleinen Aestchen mit den Blättern etwas zusammengedrückt und bis zu 30 Centimeter Dicke aufgehäuft werden. Ist das Dach genügend dicht, dann bindet man immer je zwei armdicke Knüppel an den Enden zusammen und legt oder hängt sie in Zwischenräumen von 1 oder 1½ Meter über den Dachfirst, so daß auf jede Seite des Daches einer der zusammengebundenen Knüppel zu liegen kommt; dadurch wird das Blätterdach festgepreßt und gegen Wind und Wetter widerstandsfähiger; wenn man solche Dächer noch mit einer Decke aus wasserdichtem Zeug belegt, so ist die Sicherheit gegen Feuchtigkeit eine vollkommene, während ohne solche Decke die Wasserdichtigkeit des Daches eben sehr von der Geschicklichkeit der Baumeister abhängt. Mit etwa 10 geübten Leuten stellt man auf diese Weise in einer bis zwei Stunden einen Unterkunftsraum fertig, der für eine Person, für Küche und etwa 20 Koffer vollkommen wettersicheren Schutz gewährt.

Etwas verschieden hiervon ist die Bauart der Grashütte. Man reinigt einen kreisrunden Platz von drei bis fünf Schritt Durchmesser und steckt auf der Kreislinie in Zwischenräumen von 25 Centimeter schwanke, etwa zwei Finger

dicke Gerten, die so lang sein müssen, daß sie, über dem Mittelpunkte des Kreises zusammengebogen und festgebunden, ihren Verbindungspunkt noch zwei Meter über dem Boden haben. Alsdann verbindet man die so gebogenen Gerten durch andere, querlaufende, je 20—25 Centimeter von einander abstehende, so daß ein krinolinenartiges Gestell entsteht, in dem man nur einen schmalen Raum als Thür freiläßt. Hierauf wird das oft bis zu zwei Meter lange Gras der Savanne mit den Wurzeln ausgerissen und einzelne armdicke Büschel, die Wurzeln nach unten gekehrt, aufrecht rings um den Songo gestellt oder dagegen gelehnt; desgleichen wird rings um den Knauf des Gestells, da, wo die einzelnen Gerten oben zusammenlaufen, ein zweiter Kranz von Grasbüscheln gehängt und zwar die Wurzeln nach oben, derart, daß die Grasbüschel des oberen Kranzes über die unteren, aufrechtstehenden herabfallen. Um das Fortfliegen des Grases zu verhindern, wird etwa auf halber Höhe eine Schnur oder eine Liane rings um die Hütte gezogen und festgebunden; hiermit ist der Songo fertig, der nunmehr das Aussehen eines Bienenkorbes hat. Eine solche Grashütte von 7—8 Schritt Durchmesser und 2 Meter Höhe ist für einen Europäer, seine Feldküche, sowie 12—15 Koffer ausreichend, sie ist wärmer als die oben beschriebene Laubhütte, obwohl immer noch viel kühler als ein Zelt, namentlich, wenn sie nicht aus trockenem, sondern aus frischem Grase gemacht ist. In der holzarmen Savanne ist die Grashütte, im grasarmen Waldlande die Laubhütte die gegebene Bauart. Die Einrichtung des Songo erfordert ebensoviel Zeit, wie die der Laubhütte, und gestattet trotz der Graswände die Unterhaltung eines kleinen Feuers, insbesondere wenn das dazu verwandte Gras noch frisch ist.

IX. Feldküche.

Diese ist, wenn auch gerade kein unwichtiger Bestandtheil der Ausrüstung, so doch immerhin der verhältnißmäßig entbehrlichste, da man bei den Eingeborenen fast immer irgend ein Ge-

fäß zum Kochen findet, und überdies ja jede leere Blechbüchse sich zum Kochgeschirr eignet. Kostspielige „Kochapparate", weitläuftig zusammengesetzte „Menagen" und dergleichen erweisen sich auf die Dauer in der Regel als wenig brauchbar. Ein vollständiges „Reiseneceſſaire" ist, so lange es neu ist und Alles zusammenpaßt, gewiß selbst für Afrika eine ganz hübsche Einrichtung; aber wenn einmal bei längerem Reiseleben dieses oder jenes abhanden kommt, — und bei der großen Nachfrage im Busch verschwinden die Dinge mit geradezu verblüffender Geschwindigkeit — dann ist der Rest nichts Ganzes und nichts Halbes mehr und kann ruhig fortgeworfen werden.

Das passendste Kochgeschirr für einen Europäer ist nach meiner Erfahrung ein einfacher, starker Blechkessel, 75 Centimeter hoch, 30 Centimeter Durchmesser, mit nachstehendem Inhalt oder Einsatz:

1. Ein emaillirter Kochtopf, ca. 3—4 Liter fassend.
2. Ein Theekessel, ca. $1^1/_2$ Liter fassend.
3. Zwei flache, zwei tiefe Teller.
4. Theetasse, alle diese Sachen blauweiß emaillirt.
5. Eiserne Bratpfanne mit umlegbarem Eisengriff.
6. Eine kleine emaillirte Bratpfanne, die zugleich als Deckel für den Suppentopf (1.) dient.
7. Ein kleiner Bratrost (grill) für Holzkohlen.
8. Blechbüchse, enthaltend Eßlöffel, Theelöffel, Gabel, Messer, und 2—3 gewöhnliche Küchenmesser.
9. Ein gewöhnliches Feldkochgeschirr, das vom Diener auf dem Marsche getragen wird und zur Aufnahme von kaltem Frühstück, Fleisch, Eier u. s. w. oder auch von rohem Fleisch, wie zugeschnittenen Schafs- oder Ziegenkeulen, dient, um nach Ankunft am Halteplatz sogleich zur Hand zu sein.
10. Eine große emaillirte Waschschüssel nebst Wasserkanne, die zum Einpacken von allerlei Sachen, wie Handtücher, Seife, Zahnbürste und Schwämmen, benutzt werden können.

Der oben erwähnte, die einzelnen Theile der Feldküche enthaltende Blechkessel muß der größeren Dauerhaftigkeit wegen unten mit einem eisernen Reifen versehen sein, desgleichen mit einem Deckel und mit zwei umklappbaren festen, eisenverzinnten Henkeln. Ausgepackt dient er als Wassereimer für die Küche u. s. w., und ist täglich womöglich in fließendem Wasser mit Sand zu scheuern. Wenn man die Geschirre in einem gewöhnlichen Blechkoffer mit sich führt, so ist dieser bald voll Schmutz, da man nicht jeden Tag Zeit hat, ihn auf seine innere Reinlichkeit zu untersuchen, während der als Wasserbehälter dienende Kessel schon wegen des täglichen Gebrauches so wie so gereinigt werden muß.

X. Vorrathskoffer.

Er enthält die täglichen Bedürfnisse des Europäers: Thee, Kakao, Zucker, Salz, Pfeffer, Essigsäure, Senfmehl, Gewürze und einige Büchsen Pökelfleisch (Corned beef), Sardinen, Erbswurst und Oel; sie bilden größtentheils mehr einen eisernen Bestand, der bloß dann angegriffen wird, wenn an Ort und Stelle nichts zu bekommen ist. Sonst muß jeder Reisende es sich zur Regel machen, sich seine Nahrungsmittel unterwegs zu verschaffen.

XI. Reiseapotheke.

Solche, hauptsächlich auch auf das tropische Klima berechnet, sind so ziemlich in jeder großen deutschen Apotheke mehr oder minder vollständig zu haben.

Nur eines Heilmittels — oder soll ich es Genußmittel nennen? — möchte ich, natürlich bloß in meiner Eigenschaft als medizinischer Laie, hier noch besonders Erwähnung thun, nämlich des Chinins. Ich habe schon sehr oft gegen dessen Schädlichkeit und schlimme Wirkungen auf Magen, Milz und Leber losziehen hören. Aber ich habe noch nie von jemandem gehört, daß ihm irgend etwas anderes vom Fieber geholfen habe, als eben Chinin,

es sei denn die allheilende Zeit. Der Reisende hat aber in der Regel keine Zeit, sondern bei ihm heißt es: sobald als möglich wieder auf die Beine zu kommen, und wäre es auch nur vorübergehend und um dies zu erreichen, giebt es meines Wissens zur Zeit noch kein anderes Mittel, als Chinin. Die zahlreichen, in neuerer Zeit aufgekommenen Mittel, Antipyrin, Antifebrin und wie sie alle heißen, haben meist alle Schattenseiten des Chinins oder selbst noch mehr, ohne ihm an Wirkung gleichzukommen. Darum glücklich in Afrika, wer das Chinin ertragen kann, und zwar in tüchtigen Mengen; denn es kommt vor, daß Fieberkranke mehrere Tage hintereinander, täglich, das heißt innerhalb 24 Stunden bis zu 6 Gramm Chinin verschlingen müssen, um die gewünschte Wirkung zu verspüren. Ich habe wahre Chininvirtuosen gesehen, die das Pulver sich einfach auf die bloße Hand schütteten, wobei es auf ein halbes Gramm mehr oder weniger nicht ankam, und es dann trocken verschluckten, ohne es auch nur mit Wasser hinunterzuspülen. Die Chininkur hat vor allem den großen Vortheil, daß man für sein ganzes Leben die nöthige Menge in der Hosentasche bei sich tragen kann und keine weitere Diät dabei zu beobachten hat.

Ob das Chinin auch vorbeugende Wirkung hat, ist, soviel ich weiß, eine bestrittene Frage; nach meinen, an mir und Anderen gemachten Erfahrungen glaube ich dies bejahen zu sollen. Es giebt nicht wenige Leute, die Jahrzehnte lang in den Tropen leben, Missionare z. B., und vor jeder größeren, körperlichen Anstrengung, also vor langen Märschen bei Regenwetter oder durch sumpfige Gegenden, oder doch unmittelbar nachher eine Gabe Chinin (¼ bis 1 Gramm) zu sich nehmen. Da die Wirkung sich in solchen Fällen stets nur negativ äußern kann, so ist es nicht wohl möglich, sie in jedem einzelnen Falle auch zu beweisen. Möglich, daß bei Manchem auch der Glaube zu Hülfe kommt; dann würde aber immerhin der Zweck das Mittel heiligen. Trotzdem will ich Niemand den Rath geben, sich das Chininessen förmlich anzugewöhnen, wohl aber halte

ich es für zweckmäßig in Fällen, wo man sich unwohl fühlt und sich sagen muß, daß man nicht zusammenbrechen darf, sondern nothwendig noch einige Zeit aushalten muß, als Vorbeugungsmittel zeitweise Chinin zu nehmen und damit der eigenen Willenskraft etwas nachzuhelfen. Auch die Fiebermittel der Eingeborenen sind in Ermangelung eines besseren nicht zu verschmähen, obwohl sie in der Regel bloß eine schweißtreibende Wirkung haben. — Kalte Bäder und Abwaschungen sind ja gewiß ausgezeichnet, nach der Ansicht Vieler sogar die einzig richtigen Mittel; ohne mir darüber ein Urtheil anmaßen zu wollen, genügt für unsere Zwecke die Bemerkung, daß der Fieberkranke in Afrika wohl in den seltensten Fällen in der Lage sein dürfte, Bäder zu nehmen und die hierbei erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. In welcher Form das Chinin am besten eingenommen wird, ob als Pulver oder in Täfelchen, in Kapseln oder sonstwie, ist Geschmackssache; ich persönlich bin für die Schellackkapseln, weil sie verhältnißmäßig am leichtesten zu schlucken sind. Für den Cigarettenraucher genügt sein Cigarettenpapier, woraus sich prächtige Pillen drehen lassen. Eine nicht üble Form, das Chinin zu nehmen, ist auch die portugiesische, wo man ein Stückchen süße Banane aushöhlt, die mit Chinin gefüllte Höhlung wieder mit Banane verschließt und dann diese, allerdings nußgroße, aber sehr geschmeidige und wohlschmeckende Pille herunterschluckt. Als Merkwürdigkeit sei noch erwähnt, daß wir am Kongo als schneidige Anfänger das Chinin eine Zeitlang in der Suppe nahmen; in M'Boma stand daher das Chinin neben Salz und Pfeffer stets auf dem Tisch.

XII. Die Träger und ihre Eintheilung.

Das Reisen mit Trägerkarawanen ist wohl die schwierigste Art des Reisens, und in Westafrika namentlich, wo das Karawanenwesen auch nicht annähernd so ausgebildet ist, wie in Ostafrika, verursacht die Anwerbung der Träger, die Zu-

sammensetzung und Führung der Karawane angesichts der Unerfahrenheit der Eingeborenen auf diesem Gebiete unendlich viel Mühe und körperliche, wie geistige Anstrengung. Eine Verwendung der Bewohner des Landes, in dem man reist, — Wegeweiser und Dolmetscher etwa ausgenommen — ist aus mannigfachen Gründen unmöglich, vor allem schon deshalb, weil sich die Eingeborenen zu diesem Dienste, der übrigens auch erlernt sein will, nicht gerne hergeben. Es würde über den Rahmen dieser Betrachtung hinausgehen, wenn ich mich über das in Afrika, insbesondere also in Westafrika, am besten zu verwendende „Trägermaterial“ des weitern auslassen wollte. Am besten wird jedenfalls immer der Reisende fahren, der sich seine Leute selbst aussucht und mit ihnen unmittelbar verhandelt, umsomehr, als an der westafrikanischen Küste, im Gegensatz zu Ostafrika, keine Leute sind, die sich gewerbsmäßig mit der Stellung von Trägern abgeben, und für diese und die von ihnen beförderten Lasten auch zugleich eine gewisse Bürgschaft übernehmen.

Die Trägerkarawane wird am zweckmäßigsten gleich in zwei verschiedene Haufen getheilt, von denen der eine nur die für den persönlichen Gebrauch des Reisenden bestimmten Lasten trägt, der andere dagegen das sonstige Gepäck: die Vorräthe an Tauschwaaren, Munition, Werkzeuge u. s. w., deren Menge natürlich nach den Umständen zu bemessen ist. Man setzt über jede Trägerabtheilung einen obersten, unter Umständen von den Trägern selbst zu wählenden Aufseher ein, und stellt sich auf den Standpunkt, daß die Träger unbedingt für jeden Verlust der ihnen anvertrauten Güter gemeinsam mit ihrem Lohne haftbar sind; auch empfiehlt es sich, den Aufseher dafür verantwortlich zu machen, daß die Träger jeden Abend im Lager richtig eintreffen. Ferner verfehle man nicht, behufs Aufrechterhaltung der unentbehrlichen Mannszucht eine Trägerordnung, eine Art „Expeditionsartikel“ aufzustellen und diese den Leuten durch den Dolmetscher von Zeit zu Zeit bekannt zu geben. In dieser Trägerordnung muß vor allem betont werden,

daß Raub, Plünderung und Vergewaltigung der Eingeborenen strenge verboten und für etwaige Ausschreitungen des Einzelnen die Gesammtheit verantwortlich ist, sowie, daß Ungehorsam, Entlaufen oder eigenmächtiges Zurückbleiben auf dem Marsche den Europäer berechtigen, abgesehen von den besonders festzusetzenden Strafen, den Vertrag zu lösen und den Träger ohne Gehalt zu entlassen. Man thut gut, derartige Bestimmungen, die natürlich den Anschauungen und Sitten der Schwarzen angepaßt sein müssen, vor ihrer Ausarbeitung und Verkündigung in Gemeinschaft mit den Aufsehern durchzuberathen und sich deren Zustimmung zu sichern. Auf diese Weise bringt man den Leuten ein gewisses Verständniß von ihren Rechten und Pflichten als Träger bei und zugleich das Bewußtsein von der Gerechtigkeit der über sie verhängten Strafen, gerade weil das „Gesetz" zwischen ihnen oder doch ihren Vertretern und dem Europäer vorher vereinbart worden ist. Man kommt damit jedenfalls weiter, als wenn man ein deutsches Strafgesetzbuch aus der Tasche zieht und einen Mann nach Paragraph so und so viel, z. B. wegen Nothzucht oder Widerstand gegen die Staatsgewalt und dergleichen, bestrafen will. Im Uebrigen lege man seine Hauptaufmerksamkeit darauf, sich einen guten Oberaufseher heranzuziehen, den man auch äußerlich, entsprechend seiner Würde, behandelt und auszeichnet. Morgens vor dem Abmarsch giebt man ihm die nöthigen Befehle und kümmert sich dann weiter nicht mehr um seine Träger bis zum ersten Halt; dort hat der dafür verantwortliche Oberaufseher zu melden, daß alles zur Stelle und in Ordnung ist. Kommt man in die Nähe einer Ortschaft, so haben die Träger sich zu sammeln und, im Orte selbst angekommen, zunächst Halt zu machen, die Lasten abzulegen und zu warten, bis mit dem Dorfhäuptling die verschiedenen Palaver über Unterkunft, Verpflegung und dergleichen erledigt sind.

Während des Aufenthaltes ist auf strenge Mannszucht zu halten und sofort ein gewisser „modus vivendi" zwischen Trägern

und Eingeborenen festzustellen und zu verabreden. Denn der Einkauf von Lebensmitteln und die damit verbundenen Tauschgeschäfte, vor allem auch das „Ewig Weibliche" sind eine Quelle zahlreicher Reibereien und Streitigkeiten, an denen vielfach nicht die Eingeborenen, sondern meist die eigenen Träger schuld sind, die im Vertrauen auf den Weißen und ihre bessere Bewaffnung, kurz auf ihre wirkliche oder eingebildete Ueberlegenheit zu Ausschreitungen aller Art hinneigen und an und für sich ja schon dem Grundsatze huldigen, daß Macht vor Recht gehe. Eine stramme Zucht und eine unparteiische Rechtspflege unter Zuziehung des eingeborenen Häuptlings wird in der Regel das Zutrauen der durch das Erscheinen der Fremden ohnedies schon erschreckten Dorfbewohner gewinnen und man dadurch oft mehr als durch allzuschneidiges und forsches Auftreten oder selbst durch Geschenke erreichen. Auch sollte ein vernünftiger Reisender stets schon an seinen Nachfolger denken; manchmal hat man einen schlechten oder gar feindlichen Empfang lediglich dem ungeschickten Auftreten seines Vorgängers zu verdanken und umgekehrt. So war z. B. mir der gute Name, den Flegel unter den Haussa zurückgelassen hatte, eine entschiedene Erleichterung und Förderung. Endlich darf man als einfacher Durchreisender sich auch nicht dazu berufen fühlen, sofort den Civilisator und Schulmeister den Eingeborenen gegenüber zu spielen, sondern man muß sie eben nehmen wie sie sind und vor allem als Mittel zu seinem Zwecke betrachten, und da man denn doch einmal beinahe in allem auf die Leute angewiesen ist, so ist Freundlichkeit und Nachgiebigkeit gewiß das beste und richtigste Mittel, um vorwärts und zu seinem Ziele zu kommen. Andere sind die Aufgaben des Durchreisenden, andere die des Beamten oder Ansässigen.

Zur sofortigen Befriedigung seiner persönlichen Wünsche muß der Reisende, wie schon Eingangs erwähnt, stets eine Anzahl Schwarzer, eine Art Leibwache, in seiner unmittelbarsten Nähe haben. Hauptbedingung ist, daß diese Leute dem Weißen

auf dem Fuße folgen und daß man zu diesem Zwecke die strammsten und zuverlässigsten Burschen aussucht.

Ich zähle dieses Gefolge hier in der Reihenfolge auf, in der man sie auf dem Marsche am besten gehen läßt:

1. Eingeborener Führer.
2. Dolmetscher des Europäers; er trägt dessen Gewehre, sowie das große Aneroid tornisterartig auf dem Rücken.
3. Der Europäer selbst mit Tragekompaß und Notizbuch in der Hand, unbewaffnet, ausgenommen, man hat Grund zu Befürchtungen.
4. Persönlicher Diener des Europäers; trägt auf dem Rücken einen wasserdichten Rucksack, der die nöthige Wäsche zum Wechseln u. s. w. enthält, ein Waschbecken und die Wasserkanne mit den hineingepackten Waschgeräthschaften.
5. Träger mit dem Koffer der für den unmittelbaren täglichen Gebrauch bestimmten Tauschartikel. Es ist sehr wichtig, für den täglichen Gebrauch Tauschgegenstände stets bei der Hand zu haben, um unterwegs etwas kaufen zu können oder um die Häuptlinge unbedeutender Ortschaften mit einer Kleinigkeit zu beschenken. Eine wohl angebrachte Freigiebigkeit spricht sich bald im Lande herum und hilft sehr viel.
6. Träger mit der Küchenlast.
7. Träger mit dem Vorrathskoffer.
8. Träger mit der Bettlast.
9. Träger mit dem die Kleider u. s. w. enthaltenden Koffer.
10. Der Koch als schließender: dieser trägt keine Last, höchstens irgend ein Gewehr oder mit Vorsicht zu behandelnde Instrumente, wie Kochthermometer und dergleichen.

Der Koch nimmt wie der persönliche Diener eine gewisse Vertrauensstellung ein. Man thut am besten, sich aus den Trä-

gern einen reinlichen, gescheiten Menschen herauszusuchen und ihm das Kochen selbst beizubringen. Der Europäer muß nicht glauben, wenn er sich für vieles Geld einen Koch miethet, nun auch gut bedient zu sein. Man muß selbst Augen und Zunge in der Küche haben, sonst wird höchstens der Koch gut essen. Das Auge des Herrn macht das Pferd fett, sagt der Spanier; das Auge des Herrn macht ihn selbst fett, heißt es in Afrika. Für den Reisenden, seine Gesundheit und Leistungsfähigkeit hängt so unendlich viel von einer guten kräftigen Küche ab, daß es durchaus kein Luxus, sondern im Gegentheil ein Gebot der Pflicht und Klugheit ist, sich seiner Küche persönlich anzunehmen.

Nicht weniger wichtig ist die Dienerfrage. Mehr wie einen Diener zu haben ist nicht rathsam. Die Herren Europäer, die nach kurzem Aufenthalt an der Küste sich bereits nicht einmal mehr Strümpfe und Beinkleider allein anzuziehen, noch auch ohne Hülfe eines Dieners abzutrocknen vermögen, können dem richtigen Reisenden nur als abschreckende Beispiele dienen. Jemehr Diener, desto schlechter die Bedienung, da sich immer einer auf den anderen verläßt und wenn etwas versehen worden ist, es immer der andere war. Als Diener sucht man sich am besten einen flinken, unerschrockenen Bengel ebenfalls unter den Trägern aus. Bei einiger Menschenkenntniß und Beobachtungsgabe wird man bald eine Wahl treffen können, oder aber ziehe man einen der Aufseher dabei zu Rathe. Jedenfalls lasse man ihn durch diesen vorher über seine Stellung und deren Pflichten aufklären, namentlich mache man ihn sofort für die sämmtliche Habe seines Herrn mit seinem Lohne verantwortlich; dann aber behandle man ihn väterlich wohlwollend, räume ihm eine gewisse bevorzugte Stellung ein, lasse ihm soviel zukommen, daß er nicht nöthig hat, sich am Eigenthum seines Herrn zu vergreifen. Man erlaube dem beim Essen aufwartenden Diener uns zu unterhalten und gewöhne ihn, Augen und Ohren offen zu halten, damit er im Stande ist, uns über die Stimmung der eigenen Leute wie der Eingeborenen auf dem Laufenden zu halten.

Ueberhaupt lasse man ihm seine Eindrücke stets frei und frank schildern. Diese Burschen hören und sehen viel mehr als der Weiße selbst, und man kann von ihnen in kameradschaftlicher Unterhaltung vieles erfahren, was nicht nur von vorübergehender, sondern zu richtiger Beurtheilung von Land und Leuten von bleibender Bedeutung ist. Dies gilt natürlich auch von der Unterhaltung mit den übrigen Schwarzen, und man sollte ihre meist auf scharfe Beobachtungsgabe und einem gesunden Mutterwitz beruhenden Aeußerungen und Bemerkungen, namentlich in bedenklichen Lagen, nicht ohne weiteres in den Wind schlagen. Im allgemeinen kann man nur sagen, daß ein guter Herr auch einen guten Diener haben wird. Nicht genug kann vor solchen Dienern gewarnt werden, die bereits einmal in Europa gewesen und von europäischer Kultur beleckt sind; sie verbinden in der Regel die schlechten Eigenschaften des Weißen mit denen des Schwarzen, haben sämmtliche Ansprüche eines sehr verwöhnten europäischen Dieners, weniger die Leistungsfähigkeit des Negers. Ihre in Europa sehr gesteigerten Bedürfnisse befriedigen sie in der Regel auf Kosten des Herrn; einige lobenswerthe Ausnahmen bestätigen bloß die allgemeine Regel.

XIII. Pflege der Gesundheit, Lebensweise, körperliche Vorbereitung.

Vor Antritt einer Tropenreise sollte sich jeder ärztlich untersuchen lassen, ob Magen, Herz, Lunge, Milz und Nieren auch vollständig in Ordnung sind; auch ein in Europa kaum beachtetes Leiden kann unter tropischem Himmel und zumal infolge des Fiebers leicht verhängnißvoll werden. Ein guter Magen und vor Allem gute Nerven sind unerläßliche Bedingungen schon um die Mengen von Chinin zu ertragen, die unter Umständen geschluckt und verdaut werden müssen. Nach meinen Erfahrungen haben mittelgroße oder kleine, aber breitbrüstige Gestalten mit guten Lungen, die besten Aussichten, den Einflüssen des Klimas und dem Fieber zu widerstehen.

Man sollte nicht nöthig haben zu erwähnen, daß die allergewöhnlichsten, daheim schon bei Ausflügen zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln, in Afrika erst recht eingehalten werden müssen, und doch ist es oft geradezu erstaunlich, wie sehr von einzelnen Reisenden dagegen gefehlt und damit der Keim zu bösen Fiebern gelegt wird. Manche scheint das Außergewöhnliche der Verhältnisse „schneidig“ zur Vernachlässigung der gewöhnlichsten Gesundheitsregeln zu verleiten, und alle Folgen dieser Sorglosigkeit werden dann ohne weiteres auf Rechnung des bösen Klimas gesetzt. Schon oben, bei der Besprechung der Feldküche, erwähnte ich, daß man möglichst sich an die durch unsere Kochkunst schmackhafter gemachten Erzeugnisse des Landes halten sollte. Das Land bietet der Früchte und Gemüse so viele, daß man sich über die Rath- und Brotlosigkeit so vieler Europäer, sobald sie von ihren Konservenbüchsen getrennt sind, nicht genug wundern kann. Wo der Neger lebt, da kann auch der Europäer leben, nur muß er ein offenes Auge haben, um dem Eingeborenen seine Kochkunst und ihre Bestandtheile abzusehen.

Aus Pisang, Bananen und Maniok lassen sich eine Menge schmackhafter Gerichte herstellen; die Blätter zahlreicher, meist verachteter Pflanzen geben ein Gemüse, das unserm Spinat gleichkommt und auch für Kartoffeln bieten die einheimischen Knollengewächse (Koko, Yam, süße Kartoffeln) reichlichen Ersatz. Paul Reichard hat in einem Aufsatze in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde eine sehr große Anzahl vorzüglicher Rezepte unter Zugrundelegung afrikanischer Bodenerzeugnisse zusammengestellt. Jedes Negerweib und jeder schwarze Diener kann hier nöthigenfalls als Kochbuch dienen. Aber nicht nur von den Negern, sondern vor allem auch von den Portugiesen und den romanischen Völkern im allgemeinen können wir darin noch sehr vieles absehen. Die biederen Deutschen haben sich aber gerade in dieser Beziehung die Engländer — von denen in kolonialen Dingen ja sonst gewiß viel zu lernen ist — zum Muster genommen, und ihre Haupt- und Lieblingsnahrung

in den Tropen ist und bleibt Bier und Kartoffeln, beide schlecht und theuer und von zweifelhafter Bekömmlichkeit.

Ueber die zu empfehlenden Getränke gehen die Meinungen weit auseinander. Nachdem ich persönlich monatelang ein durch die Verhältnisse gezwungener „teatotaller“ gewesen bin, behaupte ich, daß es in den Tropen keinen besseren Zustand für den Menschen giebt, als eben diesen der gänzlichen Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken. Ich würde für Krankheitsfälle eine Trägerlast mit einigen Flaschen guten Kognacs, Madeiras und Schaumweins vorschlagen; dagegen halte ich es geradezu für ein Unding, große Lasten von Bier mitzunehmen. Einmal wird die Zahl der Träger dadurch ungeheuer vermehrt, denn mehr als zwölf Flaschen trägt kaum einer; sodann ist das Biertrinken sicherlich von erschlaffender und überhaupt schädlicher Wirkung auf den Körper, insbesondere auf die Leber, wenn dies natürlich auch von dem echten Germanen beharrlich bestritten wird. Bei kürzeren Ausflügen, die ich mit Europäern an der Küste zu unternehmen Gelegenheit hatte, machte mir die Wichtigkeit, um nicht zu sagen nervöse Aengstlichkeit, womit die Flaschenkiste stets überwacht und ihrem Eintreffen entgegengesehen wurde, einen geradezu lächerlichen Eindruck. Wer es übrigens nicht ganz ohne geistige Getränke aushalten kann, der thut immer noch am besten, sich an das Landesgetränk zu halten, also vor allem an den Palmwein und die verschiedenen aus Getreide hergestellten bier- oder methartigen Getränke; auch die Kokusnuß ist keine zu verachtende Erfrischung. Alle diese Landeserzeugnisse sind gesund, durstlöschend und enthalten keinen oder doch verhältnißmäßig sehr wenig Alkohol. Wie zweckgemäß es ist, sich an den landesüblichen „Stoff“ zu gewöhnen, dürfte der Leser aus den vorhergehenden Capiteln zur Genüge ersehen haben.

Was schließlich die Vorbereitung und Einübung des Körpers für die bevorstehenden Anstrengungen betrifft, so ist vor allem vor jeder Uebertreibung zu warnen. Selbstredend ist es gut, sich

vorher an lange Märsche, an Hitze und zeitweiliges Fasten und Dürsten zu gewöhnen. Namentlich in letzter Beziehung wird der stets durstige Deutsche gut thun, sich eine gewisse Enthaltsamkeit anzugewöhnen und es womöglich vermeiden, während des Marsches zu trinken. Aber es ist ein Unsinn zu glauben, daß man dadurch, daß man sich beispielshalber übermäßig den Sonnenstrahlen aussetze, einen Sonnenstich vermeiden oder dadurch, daß man tagelang nichts esse oder Durst leide, seine Kräfte stählen könne.

Auf die schwarzen Begleiter macht es immer einen guten Eindruck und erhöht ihr Vertrauen zum weißen Führer, wenn sie wissen, daß ihr Herr die ihm zu Gebote stehende Bequemlichkeit verschmäht und es ihnen im Ertragen von Hunger und Durst, von Regen und Hitze gleich oder gar zuvor thut. Man darf sich schon etwas darauf einbilden, wenn die Schwarzen, selbst zum Umfallen todtmüde, dann in ungeheuchelter Schmeichelei erklären: „Massa pass black man for walk!“ „Massa ist dem Schwarzen im Marschiren über!“ Mit einem solchen Mann ziehen sie gerne los und die Befürchtung, er könne unterwegs sterben und sie dann ihrem Schicksal überlassen, hat keine Macht über sie.

Nachtigal schildert in seinem Werke „Sahara und Sudan“ mit plastischer Deutlichkeit die Scene auf seiner Reise nach Kuka, wo er mit seinen Gefährten Gefahr läuft, den Tod des Verdurstens zu sterben. Als die Noth ihren Höhepunkt erreicht, entschließt man sich, den letzten Rest des Wassers unter die Verschmachtenden zu vertheilen. Alle schlürfen gierig den ihnen zugemessenen Antheil. Nur einer aus der schwarzen Begleitung Nachtigals, Kolokomi, scheint nichts zu leiden. Ruhig nimmt er seinen Antheil Wasser in Empfang, thut einen kleinen Schluck, spült sich damit den Mund aus, und das Wasser in langen Bogen auf die Erde spritzend, reicht er den Rest weiter an Nachtigal: „Ausgetrocknet gleich den öden Gefilden seiner Heimath, hart und schroff wie die Felsen seines Landes, hatte er nichts von seiner Energie eingebüßt.“

Begleitworte zur Karte:

„Reisewege des Dr. E. Zintgraff im Schutzgebiete von Kamerun“.

Von L. v. d. Vecht.

Dr. Zintgraffs Wegeaufnahmen aus der Zeit Juni 1885 bis Mai 1887 sind zum größten Theil in der Zeitschrift „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“ Bd. I und II veröffentlicht. Sie erstrecken sich auf die Umgebung des Kamerunberges sowie auf das Gebiet am Mungo und am Wurifluß. Einzeln aufgezählt sind hier folgende Wege von Dr. Zintgraff zurückgelegt:

1. Betikka (an der Küste) —Ekumbi—Djanga,
2. Ndobe—Bioko auf zwei Wegen,
3. Ndobe—Djanga,
4. Ndobe—Iduani,
5. Victoria (an der Küste), über Buëa, Masuma, Rickardssee, nach Djanga,
6. Djanga—Kumba am Elephantensee,
7. Bakundu-ba-Nambele am rechten Mungoufer entlang nach Kumba am Elephantensee,
8. Kumba—Ikiliwindi—Batom,
9. Ndo—Mundame—Ikiliwindi,
10. Bibundi (an der Küste) —Djanga,
11. Bimbia—Masuma—Bakundu-ba-Nambele—Ndo,
12. Von der Wurimündung auf dem Landwege am linken Ufer des Mungo nach Ndo,

13. Wurimündung—Bodiman,
14. Bodiman—Yabasi—Buti,
15. Bodiman—Dibombefluß—Nyansoso.

Die Aufnahmen der unter 4, 10, 12, 13 genannten Strecken sind unveröffentlicht geblieben.

Im Laufe der Zeit haben diese Wege durch Aufnahme anderer Reisenden vervollständigt und in Lage und Richtung geprüft werden können. Die gesammten Arbeiten sind von Dr. Richard Kiepert auf dem Blatt „Aequatorial-Westafrika" des deutschen Kolonialatlas in Zusammenhang gebracht und hauptsächlich in der Nebenkarte „Umgebung des Kamerunberges" Maßstab 1 : 1 000 000 zum Ausdruck gekommen. Diese, Ende des Jahres 1892 bearbeitete Darstellung hat seitdem eine Berichtigung durch neue Forschungen nicht erfahren. Sie konnte daher für die vorliegende Karte übernommen werden. Da die erwähnte Nebenkarte noch in einem um ein Drittel größeren Maßstabe gezeichnet ist als die vorliegende Karte, so sei bezüglich des erwähnten Gebietes auf jene verwiesen. Durch eine im laufenden Jahre in der schwedischen Zeitschrift „Ymer" veröffentlichte Wegeaufnahme des Ingenieurs Dusén über das Gebiet westlich der Rumbiberge konnte das Kartenbild nach Norden zu erweitert werden. Der von diesem Reisenden vorgeschlagenen westlichen Verschiebung der schon bekannten Theile nördlich des Kamerunberges ist aber nicht Folge gegeben, da die bisherige Darstellung vorläufig genügend gefestigt erscheint.

Was nun die Wege Dr. Zintgraffs in das eigentliche Innere unseres Schutzgebietes und seine Reisen bis an den Benue betrifft, so giebt die vorliegende Karte diese in neuer Darstellung. Bisher waren sie für das Gebiet nördlich vom Banyanglande nur in einer anläßlich eines Vortrages nach mündlichen Angaben angefertigten Skizze und auf Grund vorläufiger Ausarbeitungen in der erwähnten Karte „Aequatorial-Westafrika" des Kolonialatlas zur Anschauung gebracht; bei jener im Maßstab 1 : 3 500 000, bei dieser im Maßstab 1 : 3 000 000. Die

der vorliegenden, im Maßstabe 1 : 1 500 000 hergestellten, Karte zu Grunde liegenden Wegekarten sind von Dr. Zintgraff selbst nach seinen Tagebüchern im Maßstabe 1 : 500 000 angefertigt. Es dürfte sich empfehlen, hier anzugeben, wie sich Zintgraffs Aufzeichnungen zu sonstigen, namentlich denjenigen R. Flegels, verhalten, und welche Berichtigungen bei der Ausarbeitung der Karte an ihnen angebracht sind. Eine spätere Kartenzeichnung des in Betracht kommenden Gebietes erhält dadurch für die Behandlung der Zintgraff'schen Wege bei einer etwaigen Verschiebung einige Anhaltspunkte. Die Wege sind einzeln betrachtet folgende:

1. Mundame (am Mungo) bis Fotabe (oder vielmehr Tinto).

Die Aufnahme des Weges ist schon Bd. I Tafel VIII der Mitth. aus den Deutschen Schutzgebieten veröffentlicht worden. Durch spätere Beobachtungen erhält aber die Lage dieser Strecke folgende Berichtigung: Mundame ist festgelegt durch die Aufnahmen des Bauinspektors Schran (Mitth. a. d. Deutsch. Schutzgebieten Bd. IV Tafel 2) und für den anderen Endpunkt Tinto hat Dr. Zintgraff Fernpeilungen gemacht, die hier wiedergegeben seien. Von Tinto-Höhe (Station) aus sah Dr. Zintgraff:

1. Rumbiberge in 220° mw,
2. Wegerichtung in 211° mw,
3. Kamerunberg in 210° mw,
4. Kleiner Tafelberg in 199° mw,
5. Kuppé (?)—Berg in 180° mw,
6. Großer Tafelberg in 167° 30′ mw.

Da 4 und 6 sich nicht ausmachen lassen, 5 möglicherweise mit Ndobe Pinda Berg gleichbedeutend ist, auch die Lage von 1 noch nicht genügend festgestellt ist, so kann man vorläufig allerdings nur die Peilung 3 (Kamerunberg) benutzen. Diese genügt aber, in Verbindung mit der aus den Aufnahmen Zintgraffs und Conraus erhaltenen mittleren Entfernung, um die Lage von Tinto einigermaßen richtig zu bestimmen. Die Wege

Dr. Zintgraffs bekommen dadurch einen sehr wichtigen nach Norden vorgeschobenen Stützpunkt.

2. Fotabe—Balistation.

Die gerade Richtung Bali—Fotabe beträgt nach Conrau 52° O. rw und die gerade Entfernung 92 km; nach Zintgraff sind die Werthe 46° O. und 99 km. Von beiden Angaben ist für die Kartenzeichnung das Mittel angenommen, da eine Betrachtung der sich nordwärts anschließenden, auf den Benue als Grundlinie bezogenen Wege dies gerechtfertigt erscheinen ließ.

3. Baliburg—Takum.

Diese Strecke durchmaß Dr. Zintgraff auf zwei verschiedenen Wegen. Die Aufnahme des westlichen Weges ergiebt eine mittlere Richtung von 1° Ost rw und eine gerade Entfernung von 162 km. Bei der Zeichnung dieses Weges ist in Anbetracht des bergigen Geländes schon bedeutend gekürzt worden. Für den östlichen Weg ergiebt sich eine mittlere Richtung von 12° W. rw und eine Entfernung von 183 km. Dr. Zintgraff bemerkt hierzu, daß die Aufnahme in der Bamunguebene wegen der schwierigen Lage der Expedition unsicher gewesen sei, so daß Berichtigungen angebracht sein mögen. Mit Rücksicht auf die bei beiden Wegen erschwerte Aufnahme erschien es zulässig, Richtung und Entfernung mehr den Wegen Takum—Ibi und Takum—Gashaka—Jola anzupassen, wodurch die mittlere Richtung in die Lage 15° W. rw gebracht und die gerade Entfernung auf 102 km herabgesetzt wurde.

4. Takum—Ibi.

Dieser Weg Zintgraffs ist auf der Strecke Takum-Donga neu, auf der Strecke Donga—Okari (Wukari)—Ibi fällt er mit demjenigen Flegels zusammen. Für den Theil Donga—Okari ergiebt sich:

Zintgraff	mittl.	Richt.	69°	W. rw,	Entf.	27 km,
Flegel	"	"	57°	"	"	33 km.

Für die Strecke Okari—Ibi ist bei beiden Reisenden die Richtung sehr abweichend, nämlich:

Zintgraff 52° Ost rw (Entf. 28 km),
Flegel 14° West rw. (Entf. 35 km).

Dr. Zintgraff glaubt sich bei der Aufnahme dieser Strecke nicht geirrt zu haben, und hält an der nordöstlichen Lage von Ibi zu Okari fest, da er beim Aufbruch von Okari den Ort Ibi in dieser Richtung eingeschnitten hatte und zur selben Zeit eine vergleichende Beobachtung seines Instruments mit dem Stand der aufgehenden Sonne anstellen konnte. Trotzdem erschien es gewagt, in die Flegelsche Aufnahme eine so bedeutende Verschiebung hineinzubringen, die auch die anstoßenden Reisewege in zu große Mitleidenschaft gezogen hätte. Die Flegelsche Darstellung des Weges Donga—Okari—Ibi ist daher beibehalten und das neue Wegestück Takum-Donga nach Zintgraff angesetzt. Daraus ergiebt sich für die Lage von Ibi zu Takum die Richtung 15° W. rw und eine Entfernung von etwa 98 km. Zintgraffs Aufnahme ergiebt in Richtung 3° W. rw und in Entfernung 71 km.

5. Takum—Gashaka.

Halbwegs liegt der Ort Ashaku, wo R. Flegel schon auf seiner Reise von Gashaka zum Kriegslager von Kaigamma Alin vorbeikam. Nach der Zeichnung Dr. Kieperts (siehe Mitth. d. Afrik. Gesellsch. Tafel 6—8 und Bemerk. dazu ebendort S. 162) liegt der Ort annähernd West rw von Gashaka. Nach der Aufnahme Zintgraffs ist die mittlere Richtung des Weges Takum-Ashaku fast dieselbe wie die der Strecke Ashaku—Gashaka, so daß darnach auch Takum annähernd West rw von Gashaka liegen müßte. Dieses würde mit der von Dr. Zintgraff auf Grund von Sonnenstandbeobachtungen und Erkundungen gewonnenen Ueberzeugung übereinstimmen, daß Takum und Gashaka auf nahezu demselben Breitegrade liegen. Die Aufnahme

Zintgraffs ergiebt zwar als mittlere Richtung N. 30° Ost. Dr. Zintgraff glaubt aber, es könne durch Eisentheile am Sattel auf diesem Wege eine Ablenkung der Nadel stattgehabt haben. Bemerkt sei dazu noch, daß die Einzelkrümmungen des Weges auf der von beiden Reisenden begangenen Strecke Gashaka—Ashaku in beiden Aufnahmen nahezu übereinstimmen. Die Einzeichnung des verwickelten Flußsystems auf dieser Strecke ist hier mehrmals nach Flegels Auffassung erfolgt, da dessen Darstellung eine größere Menge von Einzelheiten bot, und der Weg von ihm zweimal zurückgelegt wurde.

Bevor nun die übrigen Wege,

6. Gashaka—Ibi und

7. Gashaka—Kontsha—Jola,

die mit denen Flegels zum größten Theil zusammenfallen, betrachtet werden, ist mitzutheilen, welche Aenderungen durch neuere Forschungen für Flegels bisherige Darstellung nothwendig geworden sind. Die wesentlichste Aenderung wird hervorgerufen durch die neu bestimmte Lage von Jola. R. Kiepert hat in seinen Bemerkungen zur Karte „Vorläufiger Entwurf des Weges Yola—Garua der Expedition des Deutschen Kamerunkomitees“ in Bd. VII der Mitth. a. d. Deutsch. Schutzgebieten die bisherigen astronomischen Ortsbestimmungen von Jola zusammengestellt. Nach einer von Professor Dr. Frhr. v. Danckelman, dem Herausgeber der Mitth. a. d. Deutschen Schutzgebieten, angestellten Prüfung der bisherigen Beobachtungen und der Ortsbestimmungen von Passarge und Mizon nach ihrer neueren Berechnung würde als wahrscheinlich richtige geographische Länge von Jola 12° 35′ Ost v. Gr. anzunehmen sein. Herr Professor Frhr. v. Danckelman hat die Güte gehabt, dieses von ihm ermittelte und sonst noch nicht bekannt gewordene Ergebniß dem Bearbeiter der Karte zur Verfügung zu stellen. Die geographische Breite der Stadt Jola, welche etwa 5 km südlich von Kasa (dem Beobachtungspunkte Passarges) liegt, würde 9° 13′ n. Br. sein. Nach dieser Bestimmung ist

Jola in die Karte eingetragen und dementsprechend sind die Wege R. Flegels — wie es R. Kiepert, der Bearbeiter von Flegels Reisen selbst in Anregung bringt (s. Bem. zur Karte Yola—Garua Bd. VII der Mitth. a. d. Deutsch. Schutzgeb.) — in östlicher Richtung verschoben. Die von R. Flegel bestimmten Breiten für Wukari (Okari), Bakundi, Beli, Gashaka, Kontsha (Mitth. d. Afrik. Gesellsch. Bd. V, Seite 161/162 u. 166) blieben gewahrt; der Lauf des Benue entspricht der Baikieschen, auf der Strecke Djen—Jola der Flegelschen Aufnahme (Pet. Mitth. 1880 Taf. 7). Gleichzeitig hiermit wurden die Aufnahmen Zintgraffs bezüglich der Strecken Ibi—Gashaka und Jola—Gashaka geprüft, wobei sich folgendes ergab:

Ibi—Gashaka:

Nach Zintgraff: Mittl. Richtung 62° W. rw; dir. Entf. 228 km,
Nach Flegel: „ 63° „ „ „ 204 km.

Im Einzelnen setzten sich die Strecken folgendermaßen zusammen:

	bei Zintgraff		bei Flegel	
	Richtung	Entfernung	Richtung	Entfernung
Ibi—Jebu	S. 86° W. rw	32 km	S. 58° W. rw	28 km
Jebu—Bantadji . .	N. 40° W. rw	23 km	N. 39° W. rw	25 km
Bantadji—Bakundi .	N. 76° W. rw	81 km	N. 82° W. rw	59 km
Bakundi—Beli . . .	N. 49° W. rw	32 km	N. 35° W. rw	26 km
Beli—Gashaka . . .	N. 47° W. rw	72 km	N. 52° W. rw	86 km

Wie man sieht, schwanken die einzelnen Streckentheile bald in Entfernung, bald in Richtung, für die Gesammtstrecke aber findet sich noch genügende Übereinstimmung. Neben den Breitenbestimmungen Flegels ist auch für den Weg dessen Darstellung beibehalten.

Gaſhaka—Kontſha—Jola:

Nach Zintgraff: Mittl. Richtung N. 32° O. rw; dir. Entf. 225 km,
Nach Flegel: „ N. 26° „ „ „ 222 km.

Im Einzelnen:

	bei Zintgraff		bei Flegel	
	Richtung	Entfernung	Richtung	Entfernung
Gaſhaka—Kontſha .	N. 53° O. rw	111 km	N. 52° O. rw	109 km
Kontſha—Jola . . .	N. 15° O. rw	125 km	N. 5° O. rw	134 km

Nimmt man die bei beiden Reiſenden nahezu gleiche Angabe der Richtung

Gaſhaka—Kontſha N. 53° O.,

und als Mittel aus den beiden obigen Angaben für

Kontſha—Jola N. 10° O.,

ſo ergiebt ſich, bei Berückſichtigung der Flegelſchen Breitenbeſtimmungen, für die

Entfernung Gaſhaka—Kontſha 111 km,
„ Kontſha—Jola 142 km.

Das Ergebniß dieſer Prüfung weicht mithin nicht zu ſehr ab von der Entfernungsangabe der Wegeaufnahmen und iſt bei der Kartenbearbeitung verwendet.

Auf der vorliegenden Karte ſind auch dort, wo Zintgraffs Wege mit denen R. Flegels und (auf der Strecke Mundame—Bali) mit denen von H. und G. Conrau ſich decken, doch meiſt nur Zintgraffs Beobachtungen eingetragen, ſo daß für diejenigen Wege Zintgraffs, welche bisher nur auszugsweiſe bekannt geworden ſind, bei der vorliegenden Veröffentlichung eine gewiſſe Selbſtändigkeit gewahrt bleibt. Der Zuſammenhang des Gebirgs- und Flußſyſtems iſt jedoch unter Zuhilfenahme aller einſchlägigen Arbeiten darzuſtellen verſucht worden.

Um auch das übrige in den Rahmen der Karte fallende Deutſche Schutzgebiet nach dem jetzigen Stande der Kenntniß anzugeben, ſind die Wege der Hauptmann Kundſchen Expedition

(Mitth. aus den Deutschen Schutzgebieten Bd. I, Taf. 3; Bd. IV Taf. 8), diejenigen des Premierlieutenant Morgen (Ebendort Bd. III, Taf. 6 und Bd. IV, Taf. 8, sowie Karte zu dem Werke des Reisenden über seine Expeditionen), endlich diejenigen Ramsays (Mitth. aus d. Deutsch. Schutzgeb. Bd. VI, Taf. 6) dem Kartenbilde eingefügt. Die bisherige Darstellung mußte sich hierbei eine wesentliche Aenderung in der Anordnung gefallen lassen, da die Yaundestation, auf Grund der Bearbeitung von Ramsays Aufnahme durch Professor Frhr. v. Danckelman, eine bedeutende westliche Verschiebung, Jola aber, wie oben erwähnt, eine bedeutend östliche Verschiebung erfahren hat. Diese Aenderung stimmt jedoch gut zu der von E. Mayr, dem Bearbeiter der Morgenschen Reisen gemachten Angabe, wonach die ursprüngliche Aufnahme der Strecke Ngila—Banyo, behufs Anpassung an die bisher angenommene Lage von Yaundestation und Banyo, auf der zusammengestellten Karte nicht unwesentlich nach Westen verschoben werden mußte (Mitth. a. d. Deutsch. Schutzgeb. Bd. IV, S. 153). Eine als handschriftliche Aufzeichnung gedruckte Karte der Reise des Rittmeisters v. Stetten von Sanserni Tibati nach Kontsha im Jahre 1893, Maßstab 1 : 500 000, ist unter Verkürzung der Strecke Sanserni Tibati—Banyo zur Verwendung gekommen, ebenso die Übersichtskarte der Reisewege der Deutschen Kamerunexpedition 1893—94 (Vortrag am 7. Juli 1894 in der Sitzung der Ges. f. Erdk. zu Berlin).

Die Auswahl bei der Aufnahme geographischer Bezeichnungen ist so getroffen, daß die Reichhaltigkeit zu Gunsten der Deutlichkeit zurücktreten mußte. Jedoch sind die nach den augenblicklichen Verhältnissen wichtigeren Ortschaften möglichst erschöpfend angegeben, und ihrer Bedeutung nach durch die Schriftart kenntlich gemacht.

Die Schreibweise der Namen entspricht der für die deutschen Schutzgebiete geltenden amtlichen Vorschrift, welche durch das in letzter Zeit veröffentlichte, meist amtliche Quellenmaterial über Kamerun schon weitere Verbreitung erfahren hat. Im Text des Buches hat Dr. Zintgraff die gewöhnliche deutsche Schreibweise

angewendet*). Einige Namen der Karte sind mittelst des amtlichen Alphabets der von Dr. Zintgraff an Ort und Stelle gehörten Aussprache mehr als es bisher der Fall war angepaßt.

Die Reisewege Dr. Zintgraffs sind durch rothe Farbe hervorgehoben. Von anderen Wegen sind nur die wichtigeren aufgenommen und durch eine feine schwarze Linie mit dem Namen des Forschers bezeichnet.

---

*) Anmerkung von Dr. Zintgraff. Ich habe die einheimischen Bezeichnungen so niedergeschrieben, wie ich sie von den Eingeborenen gehört habe, aber doch nur insoweit, als unser deutsches Alphabet hierfür ausreichte. So lange man rein wissenschaftliche Zwecke im Auge hat, ist es selbstverständlich nöthig oder doch wünschenswerth, die Laute der fremden Sprache möglichst genau wiederzugeben und zu diesem Zwecke das eigene Alphabet mit den erforderlichen Buchstaben zu bereichern. Diesem wissenschaftlichen und zugleich internationalen Zwecke dient das Lepsiussche sogenannte „Standard Alphabet". Für praktische Zwecke, d. h. also für die Namengebung innerhalb unserer Schutzgebiete uns mit fremden Lauten abquälen, die im deutschen Alphabet nicht vorkommen und somit doch nie geläufig werden, halte ich für höchst überflüssig und deshalb auch die vom Kolonialrathe aufgestellte Kolonialorthographie für ein Unding. Man bediene sich des Lepsiusschen Alphabetes für die Zwecke, wofür es geschaffen ist, mache sich aber sonst, wie die Engländer und Franzosen, die einheimischen Benennungen einfach mundgerecht. Udjidji wird z. B. für uns Deutsche nie ganz so aussprechbar sein, wie es in der eingeborenen Sprache lautet; mundgerecht ist aber jedem Deutschen die Aussprache: Udschidschi. Das Gleiche gilt von Kilima N'jaro: Jeder Deutsche sagt Kilimandscharo; also schreibe er es auch so. Desgleichen wird keiner meiner Leser, sofern er nicht Kolonialgelehrter ist, Gaschaka oder Kontscha richtig lesen und aussprechen, wenn „Ga**sh**aka" oder „Kont**sh**a" geschrieben wird; den Laut „**sh**" kennen wir im Deutschen eben nicht.

Wort- und Sachverzeichniß.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

P.

R.

S.

Bilderverzeichniß.

Die Uebersichtskarte der Zintgraff'schen Expedition befindet sich am Ende des Werkes.

Druck von G. Bernstein in Berlin.






3 [redacted]
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 528 314 8
DT
564
A665n

